

# Briefe,

die

# Neueste Litteratur

betreffend.




X[ter] Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

# Inhalt der Briefe des zehnten Theils.

Hundert und acht und funfzigster Brief. Beweiß, daß Herr Flögel in seinem Buche von der Erfindungskunst, Baumgartens und anderer Schriftsteller Gedanken sich zueignet, ohne sie zu nennen. S. 191

Hundert und neun und funfzigster Brief. Anpreisung des Buchs: Genius saeculi. S. 197

Hundert und sechzigster Brief. Beurtheilung der Lebensbeschreibungen der Helden des gegenwärtigen Krieges von Herrn Pauli. S. 207

Hundert und ein und sechzigster Brief. Allgemeine Erfordernisse der Schreibart eines Biographen, die Herr P. nie gekannt hat S. 211

Hundert und zwey und sechzigster Brief. Canzleymäßige Titel, schülerhafte Complimente, Beschreibungen unwürdiger Kleinigkeiten; Charaktere die unter der Kritik, sind die Unterscheidungszeichen der Lebensbeschreibungen des Herrn Pauli. S. 215

Hundert und drey und sechzigster Brief. Hiezu kommen noch elende moralische Betrachtungen, worüber jedem Leser die Geduld vergehet S. 230

Hundert und vier und sechzigster Brief. Und endlich ist Herr Pauli nie unausstehlicher, als wenn er sich einen Eingrif in das grosse Feld der Geschichte erlaubt. S. 239

Hundert und fünf und sechzigster Brief. Ueber Herrn von Balthasar flüchtigen Entwurf des gelehrten Schweizerlandes. S. 245

Hundert und sechs und sechzigster Brief. Ueber J. J. Roußeau neue Heloise; Die Briefe in welchen Roußeau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt sind vortreflich, aber als Roman betrachtet, ist es ein elendes Buch. S. 255

Hundert und sieben und sechzigster Brief Der Plan dieses Romans ist sehr mager und hat keine ausserordentliche Situationen die Charaktere sind mittelmäßig und zum Theil falsch gezeichnet, die Affektensprache ist spitzfündig, affektirt, und voller Schwulst. S. 260

Hundert

# Inhalt der Briefe des zehnten Theils.

Hundert und acht und funfzigster Brief. Beweiß, daß Herr Flögel in seinem Buche von der Erfindungskunst, Baumgartens und anderer Schriftsteller Gedanken sich zueignet, ohne sie zu nennen. S. 191
Hundert und neun und funfzigster Brief. Anpreisung des Buchs: Genius saeculi. S. 197
Hundert und sechzigster Brief. Beurtheilung der Lebensbeschreibungen der Helden des gegenwärtigen Krieges von Herrn Pauli. S. 207
Hundert und ein und sechzigster Brief. Allgemeine Erfordernisse der Schreibart eines Biographen, die Herr P. nie gekannt hat S. 211
Hundert und zwey und sechzigster Brief. Canzleymäßige Titel, schülerhafte Complimente, Beschreibungen unwürdiger Kleinigkeiten; Charaktere die unter der Kritik, sind die Unterscheidungszeichen der Lebensbeschreibungen des Herrn Pauli. S. 215
Hundert und drey und sechzigster Brief. Hiezu kommen noch elende moralische Betrachtungen, worüber jedem Leser die Geduld vergehet S. 230
Hundert und vier und sechzigster Brief. Und endlich ist Herr Pauli nie unausstehlicher, als wenn er sich einen Eingrif in das grosse Feld der Geschichte erlaubt. S. 239
Hundert und fünf und sechzigster Brief. Ueber Herrn von Balthasar flüchtigen Entwurf des gelehrten Schweizerlandes. S. 245
Hundert und sechs und sechzigster Brief. Ueber J. J. Roußeau neue Heloise; Die Briefe in welchen Roußeau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt sind vortreflich, aber als Roman betrachtet, ist es ein elendes Buch. S. 255
Hundert und sieben und sechzigster Brief Der Plan dieses Romans ist sehr mager und hat keine ausserordentliche Situationen die Charaktere sind mittelmäßig und zum Theil falsch gezeichnet, die Affektensprache ist spitzfündig, affektirt, und voller Schwulst. S. 260

Hundert

Hundert und acht und sechzigster Brief. Nähere Betrachtungen über die Affektensprache, Beyspiele davon aus der neuen Heloise. Abendtheuerlichkeiten des St. Preux. S. 275
Hundert und neun und sechzigster Brief Wiederlegung der Gedanken des Rousseau von der Affektensprache. S. 288
Hundert und siebenzigster Brief. Unwahrscheinlichkeiten bey der letzten Krankheit der Julie Es ist Herrn Rousseau mehr um seine philosophische Materien, als um den Roman zu thun gewesen. S. 292
Hundert und ein und siebenzigster Brief. Unverzeihliche Fehler in der deutschen Uebersetzung der neuen Heloise. S. 297
Hundert und zwey und siebenzigster Brief. Youngs Gedanken über die Originalwerke, werden wieder dem Verfasser des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit vertheidiget. Eine kleine Anmerkung wegen eines den Herrn Heinz und das Neueste betreffenden Briefes. S. 310
Hundert und drey und siebenzigster Brief. Von Herrn Zachariä Uebersetzung des verlohrnen Paradieses in Hexameter; Ursachen warum sich diese Uebersetzung nicht lesen läst. S. 327
Hundert und vier und siebenzigster Brief. Fehler in der Uebersetzung an sich selbst. S. 333
Hundert und fünf und siebenzigster Brief. Abweichungen von Miltons eigenthümlicher Schreibart, allerhand Auslassungen und Vertauschungen der Begriffe und Redensarten. S. 34[illegible]
Hundert und sechs und siebenzigster Brief. Hexameter die von aller Harmonie entblößt sind; falsche Daktylen; hart zusammenstossende Consonanten; Aehnlichkeit der Ausgänge, Abschnitte und Füsse. Beständige Endungen in en. Hexameter die auf zweyerley Art und niemals richtig können scandiret werden. S. 354
Hundert und sieben und siebenzigster Brief. Die Cäsur ist selten beobachtet, und von dem poetischen Perioden ist gar keine Spur. S. 369

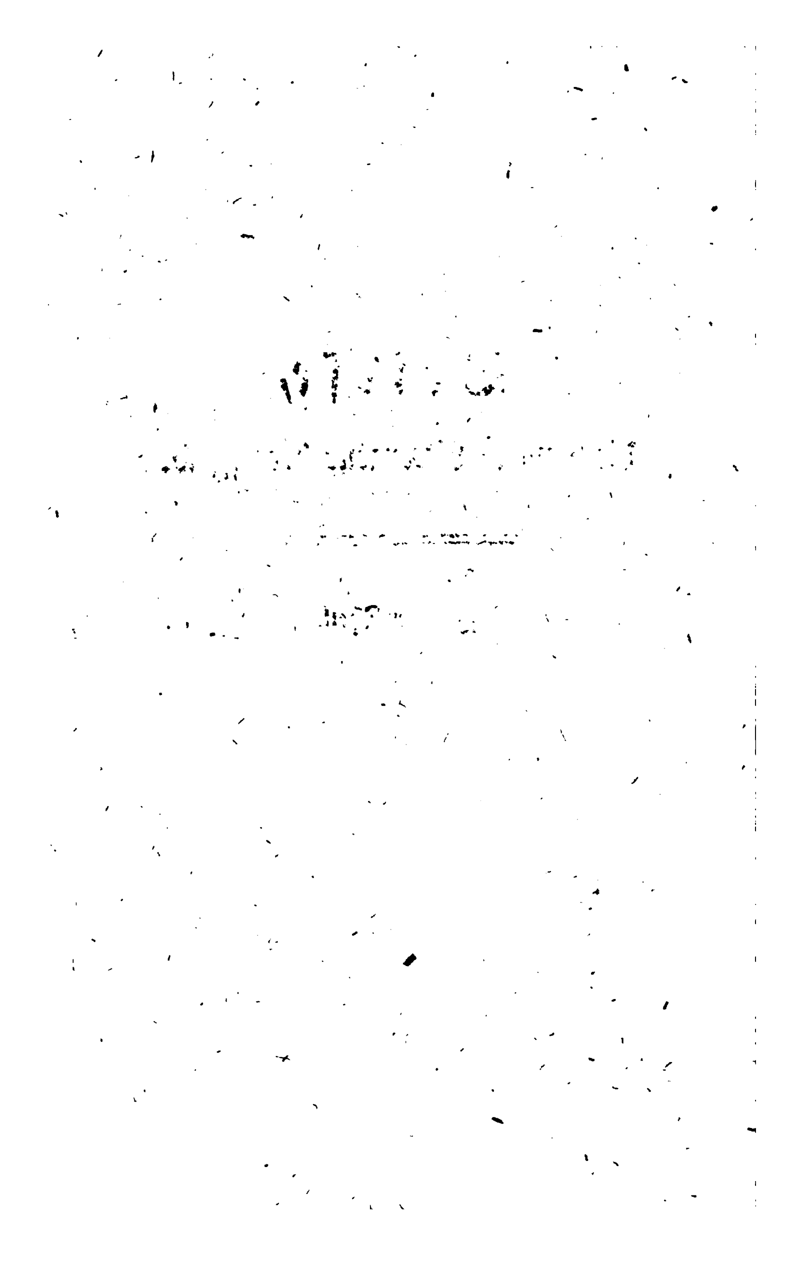
# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

Zehnter Theil.

R



# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 7. May, 1761.

### Hundert und acht und funfzigster Brief.

Lesen Sie immer des Herrn Flögels dickes Buch, das Ihnen unser guter D. empfohlen hat. Lesen Sie es mit Aufmerksamkeit; Baumgartensche Vorlesungen sind es werth: denn diese schenkt Ihnen Herr Flögel und ist grosmüthig genug davon kein Wort zu erwähnen. Er will *nicht haben*, daß wir ihm unsre Dankbarkeit dafür bezeugen sollen. Herr Baumgarten hat ehemals in Halle eine Encyklopädie gelesen, und hat sie einer grosse Anzahl gelesen. Ich weis nicht, ob Herr Flögel unter dieser Anzahl gewesen ist; aber das Manuscript hat er, wie wir aus seinem Buche wissen. Unser D. hat einige Aehnlichkeit mit dem Manuscripte, welches er selbst besitzt, gefun-

den und doch auch Abweichungen; mich wundert, daß ihn diese irre gemacht haben. So gewiß, als sich dergleichen Vorfälle machen lassen; — Herr Flögel hat dieses Manuscript in sein Buch von der Erfindungskunst eingerückt. Hier sind meine Beweise:

1) Baumgarten hat von dem Mathematischen Wissenschaften nur eine Tabelle ohne beygefügte Erklärungen gegeben. Herr Fl. wollte noch diesen Mangel ersetzen, und hat die jämmerlichen Fälle gethan, die Sie schon aus der ersten Recension kennen. Nachdem er die Rechnungen der Fluxionen mit so vieler Unwissenheit beschrieben hat, setzt er noch hinzu: „Beyder „Verbindung (der Differenzial- und Integral-„rechnung) heißt die Exponalrechnung.“ — Daß dis eigentlich non sense sey, muß doch hoffentlich jeder sehen.

2) Baumgarten hat dieses ganz eigen gehabt, daß er die philosophiam instrumentalem über die Philologie hinaus ausgedehnet, um diese

auch

auch darunter zu begreifen. Herr Fl. folgt ihm.

3) Was unser D. bey Baumgarten und Flögel für eine gemeinschaftliche Grille gehalten, daß sie nehmlich die mantischen Künste in ihre Tabelle hineingebracht haben; ist ganz sicher bey dem letztern noch weniger als eine Grille; und mehr als eine Grille bey dem erstern. Baumgarten wollte alles in seine Encyklopädie bringen, was man auch ehemals unter dem Namen der Philosophie begriffen hatte; und so muste er der mantischen Künste zugleich erwähnen. Hr. Flögel will zeigen, auf welche Wissenschaften die Erfindungskünste sollen gerichtet werden, und zeichnet uns auch dazu die mantischen Künste aus. Hinten nach mag dieses freylich seine Absicht nicht seyn: aber wer kann der Versuchung widerstehen, etliche Bogen leicht anzufüllen, wenn man im Baumgartenschen Manuscripte den ganzen Stoff dazu findet?

Mit diesen drey vorangeschickten Gründen fangen Sie nun die Vergleichung des Manuscripts mit dem darauf antwortenden Theil des

Buches an; es soll nichts an ihrer Ueberzeugung fehlen, daß sie ein verdeutschtes Baumgartensches Collegium besitzen.

Befürchtet Herr Flögel nicht, daß noch andere Pfauen kommen, um ihm Federn auszuraufen? Mir deucht, mir deucht, ich sehe noch einige schimmern.

Von seinem 363 - 368. Paragraphen steht ein Auszug aus der bekannten Abhandlung in der Bibliothek über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften. Der Auszug ist mager, und der Anfang besonders schielend. Es ist wahr, am Ende des §. 67. wo er von dem Unterschied der Mahlerey und Baukunst redet, verweist er auf den ersten Band der Bibliothek; aber sollte man nicht denken, daß er bloß in diesem Artikel darauf verweise, nachdem er mit unerröthender Stirne im 63sten §. sagt: „Damit man die Eintheilung der schö„nen Künste übersehen kann; will ich kürzlich „ihre Natur untersuchen?

Sie erinnern sich vielleicht noch einer Stelle aus den vorigen Briefen, * darinn D. den

Satz

* S. die Briefe im 1sten Th. p. 157.

Satz des nicht zu unterscheidenden beym Cicero glaubt gefunden zu haben. Wenn D. Herrn Kl. Beyfall dadurch erhalten hat; so hätte dieser Brief genannt werden sollen. Keinesweges! Mit einer Mine, welche anzeigt, daß Herr Kl. solche Kleinigkeiten seinen Lesern als einen Ueberfluß in Scholien mittheile, sag er p. 10 „man hielt anfänglich den Satz des nicht „zu unterscheidenden, den Leibnitz wieder her„für suchte, für eine neue Erfindung; aber er „war nichts weniger, als neu. Cicero wußte „diesen Satz schon.“ Und nun führt er die von D. gefundene Stelle an: Polititiores physici docent singularum rerum esse singulas proprietates. Es ist eine Kleinigkeit, aber wenn jemand so wichtige Stücke sich stillschweigend zugeeignet hat; so rechnet man ihm auch die kleinern an. Ein paar Umstände in dem ganzen Zusammenhang des Hrn. benehmen dem Einwurf, daß Hr. Kl. die Stelle des Cicero eben so gut selbst könne entdeckt haben, seine Kraft. Herr Kl. hat auch einen Styl, der verdient angemerkt zu werden. Er scheint

ihn nach dem Styl eines deutschen Weltweisen gebildet zu haben, dem die gelehrten Zeitungsschreiber vor 10 und 15 Jahren das Lob, Gott weis warum, beylegten, daß er schön schreibe. Hier ist eine Probe von der Kopie, die mit dem Muster ziemlich übereinkommt. P. 33. „Ein Genie, welches die vortreflichste Anlage „hat, bleibt zwar niemals verborgen. Es ist wie „ein ungeschliffener Demant. Manche Stralen „brechen aus ihm herfür. Aber ohne Uebung „bleiben die Schönheiten seiner Natur bey ihm „eingewickelt. Er kommt ohne Uebung nie auf „den Gipfel, wozu er bestimmt war; sondern „er spielt die Rolle eines niedrigen Kopfes. Er „sticht zwar unter denselben herfür, aber nicht „sehr merklich. Aber setzt ihn in Bewegung, „reitzt ihn an seine Bah'n zu laufen; so wird er „bald glänzend am Ziel stehen.“ Man weiß nicht mehr, ob der Demant seine Bahn läuft, oder eine niedrige Rolle spielt, oder unter welchen Dingen er herfür sticht. Kurz, es sind verwelkte Blümchen ohne Ordnung.

B.

## Hundert und neun und funfzigster Brief.

Der Verfasser, der die Sitten der Gelehrten unserer Zeit für eine kommende Welt, in einer lateinischen Hülle aufbewahrt, hat eine gleiche Einkleidung zu einer andern Schrift gewählt, die den Titel führt: *Genius Saeculi.* Eben die Mannigfaltigkeit in Erfindungen, eben der feine Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch beynahe eben die Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten. Die Gemählde von der Bildung und Vollendung eines hochadelichen jungen Herrn; die Unterredung eines alten Juristen mit seinem Sohn, kommen zwar ziemlich mit den Rabnerischen Satyren überein; aber das lateinische Kleid giebt ihnen eine Neuigkeit, vermittelst welcher sie sich uns zu unserm Vergnügen darstellen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Liegt es an dem gedrängten der lateinischen Wendungen; an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anklebende

Nebenbegriffe anreitzen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers, in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsere Sitten in seiner Sprache ausdrückt. Wie wenige giebt es, die uns dieses Vergnügen verschaffen können! Das traurige Geständnis entwischt mir. Wir werden zu sorglos für unsern Ruhm bey der Nachwelt. Bey der schwachen Hofnung, daß unsere Sprache und die besten Schriftsteller in derselben von thronenden Mäcenaten — jene befördert, diese aber werden aufgemuntert werden: was für ein Weg bleibt uns wohl offen, um hinunter zur Nachkommenschaft gebracht zu werden, ausser der römische Weg? Wir werden alsdann freylich nicht von dem schönen Geschlechte des 20sten und 21sten Jahrhunderts gelesen werden. — Vielleicht trösten wir uns darüber; — aber andere werden unsere Gesellschaft suchen, wenn wir nur nicht zu ihnen, deren

Ohren

Ohren der Wohlklang eines Cicerò geschmeichelt hat, allzu rauh reden.

Ich komme wieder zu unserm Schriftsteller. Er hat nicht immer die Sprache der Satyre geredet; er hat einige Wahrheiten ganz nakend vorgetragen. Sie verdienen deutsch nachgesagt zu werden; so lange nachgesagt zu werden, bis sie zu den Ohren dringen, die sie eigentlich hören sollen. Ich nehme sie aus dem Briefe von den Ursachen der eindringenden Barbarey. „Nichts ist schädlicher, nichts verderblicher für „die Republik der Gelehrten, als das lächerliche „Gesetz wodurch alle Gelehrsamkeit in gewisse „Klassen gebracht wird. Warum müssen denn „alle Theile derselben in 4 Facultäten gezwungen „werden? — Dich zieht die Dichtkunst durch „ihren Reitz an sich

Frange miser calamos, vigilataque prælia dele.

„zu einer von den 4 Facultäten, wenn du nicht „hungern willt. Ein andrer widmet sich „der Kritik und der Erklärung alter Schrift„steller. Ich bedaure sie, mein Herr, wenn

„sie weder Theologe noch Juriste, weder Me-
„diciner noch Philosoph sind. Laß den dritten
„die Alterthümer wissen, laß ihn Meister in der
„Mahler- und Bildhauerkunst seyn: umsonst;
„er wird nicht als Gelehrter versorgt, wenn er
„sich nicht zu einer von den 4 Klassen bekennt.
„Sie sehen die traurigen Folgen. Die besten
„Köpfe werden durch alzuviele Nebendinge zer-
„streut: sie lernen mit Widerwillen, was sie
„niemals zu lernen gedacht hatten; kommen,
„(wie sie leicht denken) nicht weit, man nahet
„sich manchen Dingen, bleibt aber am Fusse oder
„an der Mitte des Berges stehen; und den Gi-
„pfel der Wissenschaft, zu dessen Erreichung uns
„die gütige Natur geschickt gemacht hatte, wor-
„nach wir uns hätten bestreben sollen, diesen er-
„reichen wir niemals. Ich bin überzeugt, daß
„auch unter uns einige einem Horaz, einem Vir-
„gil, einem Livius den Vorzug streitig machen
„würden, wenn sie dem Haug ihres Genies fol-
„gen, und die Belohnung ihrer Bemühungen er-
„warten könnten. Wahrhaftig, der vortrefliche
„Geist dieser Alten würde nicht mit solchen
„Vorzü-

„Vorzügen glänzen, wenn der eine im Kapi-
„tolium bey den Opfern, und der andere auf
„dem Forum bey den Processen beständig
„wäre beschäftigt gewesen. Es ist ein Lächer-
„licher Wahn des Pöbels, (und Prinzen, die
„wie Pöbel denken, können nicht fordern, da-
„von ausgenommen zu seyn,) daß nur der Be-
„lohnungen verdiene, welcher ein öffentliches
„Amt zum Unterricht für die Jugend bekleidet.
„Gerade, als ob alle die Gaben des Vortrags
„hätten; oder als ob es nicht durch die Erfah-
„rung so vieler Jahrhunderte ausser Zweifel gesetzt
„worden, daß nur diejenigen den Vorzug in der
„Wissenschaft, zu der sie die Natur geschickt ge-
„macht, erlangt haben, die von Nahrungssor-
„gen frey, ein ruhiges Leben erwählen konn-
„ten. — Ein einziges Beyspiel aus den neuern
„Zeiten. Das Genie eines Klopstocks ist
„groß, ist göttlich. Glauben sie aber wohl,
„daß er sein vortrefliches Gedicht würde ge-
„schrieben, so viele Schönheiten, so viel Erhabe-
„nes, so viel Anmuth darein würde gelegt haben,
„wenn ihn nicht die Freygebigkeit des däni-
„schen

„schen Monarchen aufgemuntert und unterstützt „hätte.“

Warum fallen mir so viele Beyspiele zu diesem Texte ein? Auch Ihnen unstreitig. Lassen Sie uns schweigen.

Noch eine andre Ursache der eindringenden Barbarey, bey der unser Verf. nicht mehr die finstre Ernsthaftigkeit beybehält, welche die erste verdiente.

„Lassen sie mich eine andere Krankheit oder „eigentlicher Naserey nennen, die gleich andern „Thorheiten aus Frankreich zu uns herüber ge„kommen ist. Seit einigen Jahren giebt es Leute, „die den rasenden Kützel haben, den ganzen Um„fang der Wissenschaften in Lexica zu bringen. „So bald ein Mann, der eben nicht gelehrt ist, „sondern nur einen grossen Ruf vor sich hat, „dessen Vermögen erschöpft ist, der von Gläubi„gern belagert, oder vom Geiz gemartert wird; „so bald ein solcher Mann Lust bekommt, Geld „zusammen zu scharren; so läßt er einige seiner „Schüler zu sich gekommen. Gelehrt dürfen sie „nicht seyn, diese Schüler, nicht Witz, nicht

„reinen

„reinen Geschmack haben; aber verwegen, stark „vom Körper, fleischichte Finger und grosse Ue„bung im Schreiben: dis sind ihre nöthigsten „Eigenschaften.

Tollite cuncta, inquit, cœptosque auferte labores
Lexica sunt scribenda mihi, nunc viribus usus,
Nunc manibus rapidis, omni nunc arte magistra,
Præcipitate moras. Nec plura effatur, ut illi
Ocius incumbuere omnes, pariterque laborem
Sortiti.

„Jedem werden einige Artikel zum ausarbeiten „vorgelegt; jedem die Bücher, woraus sie ihre „Materie nehmen sollen, ausgetheilt. Was es „für Bücher seyn? gute gewis nicht. Wenn „einer von der Redekunst etwas schreiben soll; so „werden ihm nicht Aristoteles, nicht Cicero, „nicht Longin, nicht die andern vorgeschlagen; „deutsche Anweisungen zur Redekunst einiger „Halbgelehrten empfiehlt man ihm. Und eben so „verfährt man mit den andern Wissenschaften. „Jedem endlich, was das vornehmste ist, wird „ein gewisser Preis für den Bogen angesetzt. „Und nun wünschte ich, daß sie den Eifer

„sehen

„sehen möchten, mit dem diese vortrefliche Köpfe
„ihre Arbeit ausführen.

Illi inter sese multa vi brachia tollunt.

„Mit anhaltender Arbeitsamkeit und unglaub-
„licher Gedult schmieren sie Tag und Nacht zu-
„sammen, und ehe man sich es versiehet, kommt
„das wohlausgesonnene Werk zu Stande.
„Nichts liegt diesen Schriftstellern mehr am
„Herzen als daß sie täglich recht viel verfertigen
„mögen; nichts hassen sie mehr als die Kürze.
„Ob das, was sie ausschreiben, wahr oder
„falsch sey, ob sie es verstehen oder nicht —
„Kleinigkeiten. Der Kopf hat nichts, die Feder
„alles dabey zu thun. Bald darauf bringt jeder
„seinen Antheil; man setzt einen ungeheuren
„Titel vor, das Buch wird verkauft und —
„gelobt.

Der Beschluß folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 14. May, 1761.

### Beschluß des hundert und neun und funfzigsten Briefes.

Es mag unserm Verfasser schwer geworden seyn, hierüber keine Satyre zu schreiben; aber mir wird es noch schwerer, keine einzelne Fälle dabey zu denken, und am schwersten sie nicht zu nennen. Und doch soll es nicht geschehen.

Unter den übrigen Stücken habe ich die feinste Satyre in dem Briefe an die Vertheidiger der reinen griechischen Sprache im neuen Testamente gefunden. Es ist eine Art von Parodie, die zwar schon von andern gebraucht worden, aber deren Ausführung allemal viel Witz erfordert, und wenn sie glücklich ist, die vollständigste Würkung unter allen Satyren thut.

Ich werde Ihnen nun weiter nichts sagen. Sie müssen selbst lesen, und auch die dritte Schrift: Somnium, in quo præter cætera, genius sæculi, cum moribus eruditorum, vapulat, überlasse ich ihnen ganz: Sie können die Wendung schon aus der Aufschrift errathen. Noch eins. Sie werden ein paar Briefe in dem Geschmacke der Epistolarum obscurorum virorum darin antreffen. Ich weis nicht ob sie Ihnen gefallen werden. Der Verfasser stellet sich, als ob er sie selbst abgeschmackt fände. Es mag Ernst oder Scherz bey ihm seyn. — Ein Theil des Lächerlichen, wenn ja in der Sprache etwas davon liegen soll, fällt immer auf den lateinischen Übersetzer.

B.

---

Hundert

# Hundert und sechszigster Brief.

Unsre braven Männer haben einen Geschichtschreiber, oder, wenn Sie auch wollen, eine Art von Lobreden erhalten, den Sie schon dem Namen nach kennen müssen, ohne daß ich ihn nenne. * Herr Pauli hat die besondre Gabe eine bey uns übliche Standrede zu halten; eine Gabe, die Gott den besten Köpfen aus allen Jahrhunderten versagt hat, in so grosser Vollkommenheit gezeiget; daß Sie ihn, von dieser Seite, unstreitig bewundern werden, wenn Sie auch von der andern so viel würdige Männer bedauren, die eines der härtesten Schicksale, auch noch nach ihrem Tode, verfolget — — von einem schlechten Schriftsteller gelobt zu werden.

Der Einfall, das Leben einiger unserer besten Officiers zu beschreiben, ist vortreflich; aber er mußte nicht in dem Kopfe eines



* Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges gesammlet von Herrn Prof. Pauli. 6 Bände im groß Octav.

Mannes zum Vorschein kommen, der acht oder oder vielleicht gar mehr Bände damit anfüllen wollte. Freylich würde man mit einer sehr strengen Wahl manchen zu beleidigen scheinen, und doch könnte man sich bey Vernünftigen immer rechtfertigen. Wollten z. E. unsre adelichen Häuser alle ihre Verwandte bekant gemacht wissen, die in dem Dienst des Königs Wunden empfangen, oder das Leben verlohren haben? Gut! dann wurde ich nach alphabetischer Ordnung dieser Häuser jeden Officier nennen, der sich auf diese Art (vielleicht manchmal ohne die diesen Vorsatz zu haben) um den Staat verdient gemacht hat. Dies würden Familien- oder auch Nationalnachrichten seyn, und eben dadurch ihren Werth erhalten; aber Lebensbeschreibungen? dies ist freylich eine andre Sache. Das Leben eines grossen Mannes ist das Eigenthum aller folgenden Jahrhunderte. Er vermacht ihnen sein Beyspiel, und ihre Bewundrung wird ihnen durch den Nutzen, den sie daraus ziehen, bezahlt. Ist dieses Vermächtnis zu arm-

selig:

selig: gehet es erst durch die Hände eines schlechten Geschichtschreibers, der ihm seinen besten Werth entwendet: — so verwirft es die Nachwelt und lacht über den Todten, oder ist erbittert auf den Besorger. Wenn Herr Pauli daran gedacht hätte; so würde er nicht so ofte auf eine lächerliche Art gesagt haben; „er half als Fähnrich diesen Sieg erfechten.“ Aber Herr Pauli denkt an nichts, was die Zahl seiner Bogen verringern könnte. Alles was Tausende unter gleichen Umständen in gleichem Grade verrichten können, manchmahl gar verrichten müssen; alles dieses fält ausser das Gebiete der Geschichte; wenn nicht die Art es zu verrichten, etwas besonders hat. Daher hat Plutarch die kleinen Reden seiner Helden, so sorgfältig gesammelt, um das, was bey vielen Menschen ganz einfärbig ist für seinen Helden durch einen einzigen aber merklichen Nebenzug zu erheben. So lange ein Officier nicht das grosse Genie zeigen kann, das, fruchtbar an Erfindungsmitteln, allezeit gegenwärtig in dem grösten Tumulte, eine Menge von Ge-

genständen mit einemmale umfaßt, und die rühmlichen Beschäftigungen anderer, deutlich und geschwinde erzeugt; so lange hat er noch kein Recht als General die Aufmerksamkeit der Nachkommen zu fordern; gesetzt, daß er auch diesen Titel führte. Nennen Sie mir die tapfern Tribunen, welche unter Cäsar die Gallischen Siege erfechten halfen? Die Geschichte schweigt, und der Leser denkt weiter nichts als; die braven Römer! Auch viele unsrer Officiere können, müssen, zufrieden seyn mit dem Gedanken: die braven Preussen! Der Ruhm einzelner Männer, ergießt sich in den Ruhm der ganzen Nation.

---

Hundert

# Hundert und ein und sechszigster Brief.

Wenn der Biographe seinen Standort weis: so kann es ihm nicht schwer werden, die Wahl seiner Materialien und seines Ausdruckes anzustellen. Ich glaube wenigstens, daß sich daher die meisten Regeln für ihn herleiten lassen. Er steht gleichsam über den Gräbern und ruft die Todten hervor; aber die Todten ohne Titel, ohne Gefolge, ohne den Pomp, der sie in ihren Leben umgeben hatte; und diese Todten ruft er vor eine Versammlung, die von ihnen nichts zu fürchten und nichts zu hoffen hat, die sie mit einen bald gleichgültigen, bald richtenden Auge betrachtet; und das Wichtige, in Absicht auf sich, und nicht in Absicht auf den Helden, beurtheilet. Von ihm selbst, dem Biographen, erwartet sie nichts weiter, als die Zusätze, die in dem Plan einer grossen Geschichte nicht konnten gebracht werden; keinesweges aber die Erzählung grosser Begebenheiten, die er als längst

bekannt voraussetzen muß. Er schiebt seine Nachrichten in den grossen Entwurf hinein, aber er macht ihn nicht selbst; und die Biographie traut sich gleichsam nicht vor den folgenden Zeitaltern zu erscheinen, als in dem Gefolge der grossen Geschichte.

Hieraus muß sich nun auch der Styl des Biographen bestimmen lassen. Er hat nur in so ferne das Feyerliche des grossen historischen Styls, als die Begebenheiten, die er vorstellt, mit den grossen Begebenheiten verknüpft sind. Weil sich aber der Biographe schon in der niedrigern Sphäre befindet, bey ihm nicht Volk zu Volk, sondern Mann zu Mann redet: — weil er das Privatleben beschreibt, das ein näheres Muster für eine grosse Menge werden kann; so ist es ihm schon erlaubt, sein Werk mit mehrern moralischen und andern Betrachtungen anzufüllen, und folglich auch alsdann seinen Styl zu schmücken.) Niemals aber muß der Biographe im Zeitungsstyle kriechen, noch im schlechten Predigtstyl sich elend brüsten; am wenigsten aber nach einer Gottschedischen Redekunst

dekunst Schulreden halten. Der Styl kann sogar durch die verschiedenen Zeiten bestimmt werden. Dies ist eine Anmerkung, die ich dem Gordon aus seinen Betrachtungen über den Tacitus abborge. Einige Zeiten können eine starke braune Farbe über die meisten Gemählde verbreiten, wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Colorit geben. Gardon erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Styl des Levius und Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten der Styl mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist, als die lateinische, fordert dieses mit desto stärkerem Rechte. Man hat den historischen Styl mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusche seinen gleichen Lauf fortmurmelt; aber man muß nur dabey bedenken, daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten muß; weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung vergnügt und also keine Schönheiten mehr findet.

Wo soll ich nun mit meinem Biographen anfangen; mit Herrn Pauli, der gegen alle Regeln des historischen Styls, des Styls überüberhaupt frevelt, gerade, als ob die lächerlichsten Fehler seine Grundsätze wären. Ich sehe die Sklavenarbeit des Abschreibens vor mir. Lassen Sie mich erst ein wenig ausruhen.

# Hundert und zwey und sechszigster Brief.

Kein Zeitungsschreiber kan pünktlicher bey den Titeln seyn, die er seinen Generalen giebt, als es Herr Pauli ist. Allenthalben zeigt er sich als einen Mann, der die genaueste Rang- und Titelordnung versteht: nur Schade, daß es jetzt die Pflicht eines Biographen erforderte, sich als den Mann zu zeigen, der (wenn ich mich so ausdrücken darf) sich seiner historischen Würde bewust, zu der Nachwelt und nicht mehr zu des Herrn Generalmajors Hochwohlgeborn, oder zu des Herrn Generallieutenants Excellenz redet. Herr Pauli könnte durch seine lächerliche Beobachtung der Titel selbst einen würdigen Mann lächerlich machen. Ich muß also ein Beyspiel wählen, wo es ganz — tota mole sua — auf ihm ruhet. Schwerin, den die Nachwelt nicht mehr unter dem Namen Sr. Hochgräfl. Excellenz, sondern unter dem Namen Schwerin alleine noch kennen wird, wenn viele hundert andere Excellenzien von ihr vergessen

vergessen liegen werden; Schwerin brauchte dieses Gepränge am wenigsten. Nun sollen Sie ihre Lust an meinem Herrn Pauli haben. „Nach dem Ableben des Generallieutenants von „Schwendy erhielt unser Herr Generalmaior „von Schwerin dessen Regiment, nebst ver„schiedenen andern Begnadigungen. Lauter „überzeugende Proben von der Gnade und Zu„friedenheit des Königes, von der Treue und „untadelhaften Betragen in Staats- und Kriegs„geschäften Sr. Excellenz.“ 1 Theil, p. 72. Sehen Sie nicht den Mann gelauffen kommen, der jetzt eben gehöret hat, daß der Herr Generalmajor, Generallieutenant geworden sey. — Er ist noch ausser Athem — aber doch ein feiner Mann. Die Titulatur ist seine Sache; da laßt ihn nur machen. Wie geschickt bringt er nicht gleich die Excellenz am Schlusse der Perioden an?

Andere Exempel spahre ich Ihnen und mir; ich habe ohnehin noch so viele Striche vor mir. Und allenfalls liesse sich Herr Pauli auch noch

ent-

entschuldigen. Er giebt den Personen, was ihnen gehört, wer kann ihm das übel nehmen? — So soll es denn auch gelten, aber was werden Sie dazu sagen, wenn Herr Pauli Sie zwingt, Sie mögen wollen oder nicht, mit ihm gesellschaftliche Verbeugungen und Komplimente zu machen. Wer hat dem Manne diese Tyranney über seine Leser zugestanden? Unter zwanzig Exempeln nur eins. Bey der Rothenburgischen Genealogie 4 Theil, p. 286. nennt er einen Grafen von Rothenburg und seine Gemahlinn eine Baroniun von Knyphausen; und sezt dazu: „Wir bitten im Namen unserer „Leser vor dieses hohe Paar alles hochgräfliche „Wohl und beglückte Nachkommenschaft.“ Der natürliche Schulrector, der im Namen seiner Schüler an ihrer Spitze das Kompliment hersagt, wobey sie sich alle ehrerbietig hinten nachbücken. Wir wollten allenfals den Herrn Pauli auch wohl doch unter gehöriger Anwünschung beständigen Wohlergehens, bitten, seine Komplimente, wenn er es ja aus Dankbarkeit nöthig findet, alleine abzustatten,

und

und es seinen Lesern zu überlassen, die ihrigen auch nach Gelegenheit anzubringen.

Was meynen Sie, ob wohl unter den Griechen und Römern, Franzosen und Engeländern Parallelstellen anzutreffen wären? Denn für einige deutsche Biographien wollte ich nicht gut seyn.

Herr Pauli vergiebt nicht nur sich und seinen Lesern die Würde, welche beyden zukommt, indem er sich von seinem wahren Standort entfernet; er vergiebt sie auch seinen Helden. Wie kann der Mann groß scheinen, dessen größte Thaten unter einem Haufen der elendesten Kleinigkeiten versteckt liegen? Ein Hercules, dem jemand ein französisches Kleid anzieht, einen kleinen Hut unter den Arm und ein schwarzes Band um den Hals giebt! Wollen Sie Beyspiele? 1 Th. p. 74. „Unser Herr General„lieutenant (Schwerin) mußte sich folgenden „Winter, wie fast gewöhnlich, in Berlin auf„halten, wo er an den Lustbarkeiten des Hofes, „sonderlich an den Schlittenfahrten den 2ten,

„3ten

„3ten und 23sten Jan. 1739 Antheil nahm. „Den 23sten May 1739 ward er zum Ge„neral en Chef der Infanterie erkläret, da „ihm den Tag vorher die Stelle eines königl. „Drostes über die Pfandämter im Mecklenburg„Schwerinischen Antheil anvertrauet worden. „Den 8ten Februar 1740. ward mit 52 Schlit„ten, die in 4 Quadrillen vertheilt waren, in „Berlin eine prächtige Fahrt angestellt; unser „Herr General führte als Chef die 2te Qua„drille an, die roth, mit Silber besetzt, geklei„det war. Auch Mars vergönnet seinen Söh„nen eine sanftere Lust, und ich führe solches „nur als einen Beweis an, daß unser Held „auch Vergnügungen geliebt, und dabey einen „sehr feinen Geschmack anzubringen gewohnt „gewesen. Doch es ist alles eitel.“ —

In dem Leben eines Schwerins, solche Kleinigkeiten! die er selbst sogleich wieder muß vergessen haben! und dabey seinen Geschmack rühmen! Warum? weil er roth mit Silber hatte! Ich sage Ihnen noch, daß die Beschrei-

bung

bung des Zuges mit Schwerins Leiche eben-falls zwo Seiten füllet. Und Herr P. ist dreiste genug, seiner Leser Erlaubniß darzu zu erbitten. Wahrhaftig, mein Herr!

Non Dii, non concessere columnæ,

Aber was machen sie sich aus der Erlaubniß? sie bitten nur, dem Scheine nach, darum.

Die Fortsetzung folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 21. May 1761.

### Beschluß des hundert und zwey und sechszigsten Briefes.

Weil ich doch einmal bey diesen Beschreibungen bin, darinn der Biographe seine wahre Stärke hat; so muß ich Ihnen melden, daß in Keiths Leben (4 Th. p. 70 und 71.) abermals eine Beschreibung des Leichenbegängnisses von 2 Seiten, und wieder (2ter Th. p. 46 und 47.) in des Höchstseligen Prinzen von Preussen Leben vorkommt. Eine kleine Probe von seiner Genauigkeit! „Zu Anfang des Julii lies man den „Prachtsarg dieses Prinzen in seinem Pallaste zu „Berlin öffentlich sehen. Er war mit Silber„stück überzogen, sehr reich mit goldenen Tressen „besetzt, auch mit grossen goldenen Quasten und „mit dreyßig Gold gekrönten schwarzen gewürkten

„Adlern. Unter dem Sarge lag eine sammetne „mit Hermelin ausgeschlagene Decke. Ueber „dem Sarge befand sich ein Thron von schwarzem „Sammet, an dessen Rückstück des Prinzen Bild „mit einer vergoldeten Krone zu sehen. Auf dem „Sarge selbst lag ein Küssen und auf solchem eine „zierlich verfertigte Krone. Das Zimmer war „schwarz ausgeschlagen, mit einer silbernen Krone, „vielen silbernen Wand- und stehenden Leuchtern, „auch mit silbernen Zindeln prächtig ausgeschmückt. „Eben auf diese Art war auch das Vorzimmer „ausgezieret. Nachdem endlich die Leiche — — Vermuthlich haben Sie nicht bis hieher gelesen. Ich will also nichts hinzusetzen. Es ist unter der Kritik.

Eben jezt fällt mir eine andere Beschreibung in die Augen; nehmlich der Trauungsceremonie des Prinzen von Preussen; (2 Th. p. 15. u. f.) auch diese füllt nicht blos zwey, sondern über vier Seiten: denn Herr P. hat für nöthig befunden, auch die den andern Tag gehaltene Strohkranzrede mit einzurücken. Wie können wir ihnen dieses

genug verdanken, mein Herr Pauli? Die alten Weiber der Nachwelt sollen diese Schuld abtragen, wenn sie einmal noch hier und dar einen Bogen ihres Werkes, der post varios casus in ihre Hände gerathen ist, lesen werden.

In dem Leben des hochsel. Prinzen Franz von Braunschweig (3. Th. p. 34. u. f.) kommt wieder ein Leichengepränge von sechs Seiten vor, dessen ich nicht einmal erwehnen würde, wenn ich Ihnen nicht zugleich eine Probe von der elenden Declamation des Herrn P. und wie groß in seinen Augen jeder kleiner Umstand ist, geben könnte. Er spielt seiner Beschreibung folgendermassen vor: „Der Prinz hat des Herzogs von Bevern „Durchlaucht davor zu sorgen, daß sein Leich„nam in das Herzogl. Erbbegräbnis nach Braun„schweig gebracht würde. O du Stadt der Hel„den! sey stolz auf das Vermächtnis dieses dich „liebenden Prinzen. Sich selbst, seine Gebeine „schenkt er seinem Vaterlande zum Andenken der „stärksten Liebe, die er zu demselben jederzeit ge„tragen. Damit die Sammlung seiner Helden

„nicht zerrissen werde, damit du durch seine Asche
„beweisen könntest, auch dieser, der vor die ge-
„rechte Sache und die Freyheit Deutschlandes
„gestorben, gehöre dir zu; darum verordnet die-
„ser würdige Welphe, seine Gebeine nach Braun-
„schweig zu bringen. Sein hohes Haus soll se-
„hen, wie bemüht er gewesen, das Blut zu be-
„weisen, das in seinen Adern gewallet; wie wür-
„dig er sey, daß er zu der Reihe seiner Herren
„Brüder gehöre. Sein zerschmettert Haupt ist
„mit einer Krone der Ehre umlaubt. In diesem
„Anputz will er sich noch den Seinigen zeigen,
„und dieser soll der stumme Zeuge seyn, wie ge-
„recht ihre Klagen sind. Endlich wußte er auch,
„daß er noch seine Frau Mutter Durchlaucht am
„Leben hatte. — — Ob also gleich unsers Prin-
„zen Leben der Freyheit gewidmet, und auch da-
„vor aufgeopfert war: so gehörte doch der entseel-
„te Leichnam nach Braunschweig, um der Frau
„Mutter Durchlaucht zu beweisen, wie ruhmvoll,
„wie angenehm es sey, vor das Vaterland sein
„Blut verspritzen.„ Hierauf folgt nun die Be-
schreibung des Leichenzuges. Ich wollte wohl
wetten

wetten, daß sich Herr Pauli auf diese ganze Stelle recht viel zu gute thut, und sie wol gar für schön hält. Der einzelnen Ausdrücke und Wendungen jetzt nicht zu gedenken, die kaum in einem schlechten Lebenslauf erträglich sind; so halten Sie dieselbe einmal gegen die Stelle, womit Tacitus das Leben des Agricola, beschließt. Setzen Sie erst voraus, daß Tacitus ein Schwiegersohn des Agricola gewesen, daß er vermuthen konnte, einen so würdigen Vater durch geheime abscheuliche Künste verlohren zu haben, daß folglich sein Schmerz und der Ausbruch desselben natürlich gewesen: so wird sich ohngefehr daraus eine Regel für dergleichen pathetische Stellen, im historischen Styl, folgern lassen. Aber wie verschieden sind die Bilder, die sich Tacitus und Pauli durch ihre Affecten schaffen! Der eine sieht nichts als ein Erbbegräbniß: der andere betrachtet das Vermächtnis eines Geistes, der unter den schlimmsten Regierungen mit standhaften Muthe das Gute gewirkt hat. Jener findet darinn, bey seinen Vätern zu schlafen, ich weis nicht was grosses und rührendes: dieser sucht die Stütze der erlang-

ten Ehre in dem Kolosse des Nachruhms. Quidquid ex Agricola amavimus, quidquid mirati sumus, manet, mansurumque est in animis hominum, in æternitate temporum, fama rerum. Jener verläßt sich auf die Gruft, die von seinem Helden zeugen werde; dieser auf das Leben, daß er von ihm geschrieben hat. Agricola posteritati narratus & traditus superstes erit. Freylich kann P. seinen Lebensbeschreibungen diesen Erfolg nicht versprechen. Ein ganzes Zeitalter würde sich dagegen auflehnen. Wehe dem, dessen Ruhm nicht ohnehin genug gesichert wäre!

Ich habe mit Fleiß einige der größten Leute genommen, die in diesen Lebensbeschreibungen vorkommen, um Ihnen die Armseligkeit zu zeigen, die bey Herrn P. allenthalben herrscht, und die ihn zwingt zu solchen elenden Ausfüllungen seine Zuflucht zu nehmen. Nirgends ist einer von seinen Helden von dem andern genau unterschieden; nirgends leuchtet das Besondere, was sie gethan haben, hervor.

Er

Er mag grosse oder kleine Umstände von denenselben erzehlen wollen. — Allenthalben widersteht ihm sein Kopf; das grosse wird klein, und das kleine wird lächerlich. Z. E. in Keiths Leben sucht er einen kleinen Nebenzug anzubringen Th. 4. p. 50. „Selbst der Oesterreichische oberste „Feldherr Broun hatte vor ihn ausnehmende „Achtung. Solche bewies er auch dadurch, daß „er ihn in diesen Winterlägern mit dem vortrefli„chen Ungarischen Wein beschenkte. — Was nun Herr Pauli? Wir tadeln nicht, daß sie einen kleinen Umstand anführen. Nepos, neben den Sie sonst niemals sollen zu stehen kommen, hat etwas ähnliches in dem Leben des Agesilaus vorgebracht; aber um alles kurz zu sagen als Nepos und nicht als Pauli. „Hujus de adventu fama cum ad regios esset perlata: celeriter munera eo cujuscunque generis sunt allata. His quærentibus Agesilaum vix fides facta est, unum esse ex his qui tum accubabant. Qui cum regis verbis, quæ attulerant, dedissent: ille præter vitulina & hujusmodi genera opsonii, quæ præsens tempus desiderabat, nihil

accepit; unguënta, coronas, secundamque mensam servis dispertiit, cætera referri jussit. Sie merken doch wohl, was für einen Vortheil Nepos aus diesem sonst unerheblichen Umstande ziehet; es wird ein Zug in den Karakter seines Helden; bey Ihnen, mein Herr aber, ist es eben so viel, als ob sie ein Glas Ungarischen Weins neben das Portrait mahlten.

Ich würde nicht ein Wort von den Karakteren sagen, die Herr P. am Ende jeder Lebensbeschreibung zu schildern für gut befunden hat, und die größtentheils unter der Kritik sind, wenn er nicht in der Vorrede zum zweyten Theil unter andern Vorzügen seiner Schrift, die ihr den Beyfall erworben haben, seine Schilderungen der Karaktere setzte. Lassen Sie mich nichts davon erwähnen, daß es um alle Schilderungen der Karaktere, in Lebensbeschreibungen sowol, als Geschichten, immer sehr zweydeutig aussieht, wenn man nicht annehmen kann, daß der Verfasser seinen Helden entweder ganz genau gekannt, oder Geschicklichkeit genug besessen habe, aus den Handlungen der

Karakter

Karakter absondern. Ueberzeigt von dem meisten, daß sie uns ihre idealischen Wesen mahlen, lassen wir uns durch die Geschicklichkeit und durch die Feinheit ihres Pinsels schadlos halten. Herr Pauli aber hat sicher nicht alle diese Generale genau gekannt; er kann uns also für die Aehnlichkeit seiner Portraite nicht stehen, und die Ausführung. — Wann Sie Lust haben, selbst davon zu urtheilen, so lesen Sie das Buch; ich müßte sonst ins Unendliche abschreiben.

# Hundert und drey und sechszigster Brief.

Allerdings kann sich der Biographe in moralische Betrachtungen, und häufiger als der Geschichtschreiber, einlassen, wenn es nur Anmerkungen werden, die nicht jedem Leser in dem Augenblicke selbst einfallen. Oder auch, wenn wir viel zugeben; gesetzt, daß sie sonst gewöhnlich und bekannt genug sind, wenn er sie alsdann nur kurz anzubringen weis. Das politische Feld, ich wage es zu sagen, ist für ihn schon mehr eingeschränkt, weil nicht, wie aus der Geschichte, ein ganzer Staat sich von ihm Lehren hohlt, sondern nur einzelne Personen für ihr eigenes Leben Regeln sammlen. Wenn Sie aber auch aus des Herrn P. Lebensbeschreibungen, ausser den Nachrichten von den Leichenzügen, noch die politischen und moralischen Betrachtungen wegnehmen wollten: der arme Mann! wie würden seine sechs oder sieben Theile in einander fahren! Darauf machen Sie sich nur ge-

faßt, daß, wenn er anfängt, sich in die Moral einzulassen, alles gleichsam vom Himmel fällt, aber auch so lange von ihm auf der Erde herumgeschleppt wird, bis jeder Leser, nur er nicht, die Gedult darüber verliehret. Wehe mir! ich habe sie gelesen, und muß sie nochmals lesen, weil ich doch ohne einige abzuschreiben nicht loskomme. In dem Leben Winterfelds (5ter Theil p. 169) fängt er an: „Der Herr „Obriste von Winterfeld hat aber die Gnade „seines Königes nicht allein durch Kriegesver„richtungen, sondern auch durch Staatsangele„genheiten verdienet. Sowol im vorigen als „diesem Jahre hat ihn der Monarch nach „Rußland abgeschickt, um daselbst die Entwür„fe des österreichischen Hauses, die Preussen „den Russen auf den Hals zu bringen, zu „hintertreiben. Der Erfolg des Krieges und „der Staatsunterhandlung unterscheiden sich „wie der Donner und das Erdbeben. Ein „Gewitter tödtet Menschen und Vieh, zer„schmettert die vestesten Körper, dringt bis in „die tiefsten Gewölber, und sein Brand legt

östers

„öfters die besten Gebäude in die Asche.
„Jedoch, alle diese erfolgten Zufälle kann
„man mehrentheils voraus schliessen. Nach
„und nach thürmet sich das finstere Gewölke
„zusammen, man höret von weitem den
„Donner daher rollen, und diese Vorhersehung,
„nebst der Vorstellung dessen, was der Don-
„ner auszurichten vermag, macht das vor-
„hergehende Schrecken oft stärker, als nöthig
„gewesen, wenn man voraus gesehen hätte,
„daß das Gewitter fürchterlicher geschienen,
„als es sich gezeiget. Die Naturlehrer
„haben uns die Ursachen und besondern
„Theile des krachenden Donners, des
„zündenden Blitzes, erwiesen, und wir
„können daraus auf die Möglichkeit des
„fürchterlichen Erfolgs eines Gewitters
„schliessen. Der Krieg ist eben so fürch-
„terlich, er kann eben so schrecklich wer-
„den, aber niemals kommt er unvermu-
„thet. Heere machen erst grosse Anstal-
„ten, ehe sie ins Feld rücken, und so üble
„Folgen der Krieg auch hat, so ist er in der

„Ent-

„Entfernung doch noch fürchterlicher als in
„der Nähe selbst. Die Kriegführenden Mäch-
„te sind auch gewohnt, die Ursachen, welche
„ihnen die Waffen in die Hände gegeben,
„der Welt in öffentlichen Schriften kund zu
„machen. Ein Erdbeben hat eben diese fürch-
„terlichen Erfolge. Es macht, daß unter
„uns der Boden bebet, über uns die veste-
„sten Gebäude wancken, einstürzen und un-
„ter ihren Schutt alles vergraben. Die Er-
„de thut sich auf und verschlingt das was
„darüber steht. Berge und Inseln und ganze
„Gegenden versinken, und andere kommen
„zum Vorschein, das Trockene wird unter
„Wasser gesetzt, wenn anderwärts das Was-
„ser sich verschleicht, und trockner Boden zum
„Vorschein kommt. Der Erfolg des Erdbe-
„bens kann also noch fürchterlicher, als der
„Erfolg des Donners seyn. Jenes kommt
„unvermuthet, und wenn gleich ein Sturm,
„ein Brausen vorhergehet; so erfolgt doch die
„Erschütterung so geschwind darauf, daß
„selten noch Zeit dazwischen übrig ist, sich

„mit

„mit der Flucht zu retten. Bis jetzo haben „sich die Naturkundige über die Ursachen der „Erderschütterung nicht vergleichen können. „Man kennet sie blos aus ihren Wirkungen, „ohne ihre Ursachen einzusehen. Staatsverän„derungen sind oft erheblicher und fürchterlicher, „wenn sie blos durch heimliche Handlungen „bewirkt werden, als wenn sie eine Folge des „Krieges sind. Wenn der Soldat mit klingen„dem Spiele und fliegender Fahne unter dem „Wiehern der Rosse mit drohender Mine das „Seinige thut: so ist ein einziger geschickter „Staatsmann mit heiterer freundlicherer Mine „in aller Stille oft mehr auszurichten im Stan„de, als die grösten und fürchterlichsten Heere „thun können. Der Erfolg seiner Bemühun„gen erscheinet, ohne vorher gesehen zu seyn, „und bey den wenigsten Staatsveränderungen, „die von der Staatskunst herrühren, wird die „Welt von den eigentlichen wahren Ursachen „und Triebfedern belehrt. Ein Kriegesheld hat „grosse Eigenschaften nöthig, aber ein Staats„mann braucht eben so grosse Eigenschaften,

„die

„die sich auf andere Art beweisen.„ Nun wäre ich endlich am Ende, aber wahrhaftig, ich bin ausser Stande ein Wort dazu zu sagen. Wenn mir ein Schüler dieses Chrie über Blitz und Donner vorlegte; so würde ich ihn stillschweigend ansehen und seine Arbeit aus der Hand legen. Nichts destoweniger will ich, weil vielleicht Herr P. von dieser Seite sich am liebsten zeigt, noch ein paar Proben hersetzen. Schlagen sie in eben diesem 5. Theil Driesens Leben auf S. 41. „Er hatte sich vorgesetzt, „die Gottesgelahrtheit zum Hauptvorwurf sei„ner akademischen Beschäftigungen zu machen. „Es ist in der That heutiges Tages was sel„tenes, wenn sich in unsern Evangelischen „Kirchen Personen vom Stande den Weinberg „des HErrn zu bauen widmen, da doch sowohl „bey ältern Völkern, als auch noch heuti„ges Tages in der Römischen Kirche das „ehrwürdige Amt eines Gottesdieners weit „vornehmer, als das vornehmste Hof„oder Landesamt gehalten wird. Zu al„ten Zeiten gehörte es zu dem Seegen der

„Erst-

„Erstgeburt, nicht nur der Oberste im Reich,
„sondern auch der Oberste im Opfer zu seyn.
„Ruben verlohr solchen, wegen seiner Misse-
„that, u. s. w.

Die Fortsetzung folgt.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 28. May 1761.

### Beschluß des hundert und drey und sechszigsten Briefes.

Aehnliche Stellen finden Sie — in der grösten Menge. Z. E. Th 6 p 99. ist eine Abhandlung von der väterlichen Gewalt. In eben diesem Theile p. 8 und 9. wird der V. erbaulich. Auf der 63. S. wird der Vorzug der starken und grossen Körper rührend dargethan. Im 4ten Theile, in Reiths Leben steht unter vielen weisen Anmerkungen, die gedehnt und immer nur halbrecht vorgetragen sind, eine Stelle, die ich noch hersetzen muß. Diese Stelle allein — Doch Sie sollen gleich sehen. Reith war in Spanischen Diensten und konnte, wie es schien, sein Glück nicht höher treiben, wenn ein öffentliches Glaubensbekänntnis zu än-

dern. Man gab ihm dieses selbst am Hofe durch den königl. Beichtvater zu erkennen. „Die„ser (nun redet Herr P.) kleidete solches so „ein: Se. Cathol. Majestät wünschten unge„mein, daß der Herr Obriste es ihnen möglich „machen möchte, demselben die Achtung, die „Sie für ihn hätten, zeigen zu können.“ Jeder andrer Schriftsteller hätte der Einsicht seiner Leser die Auslegung dieser Worte überlassen. Aber wir sind nichts in den Augen eines P. — die Möglichkeit dieses, ohne seine Umschreibung, recht einzusehen! Er setzt sie allso gütigst hinzu, und fährt fort: „Der Hof gestand, er „habe Achtung für ihn. Ein Lobspruch, der seine „bisherigen Verdienste und Aufführung in Spa„nien vollkommen zu verstehen giebt. Der Hof „gesteht, er erkenne, wie würdig er sey, daß „man durch fernere Beförderung seinen Ver„diensten Gerechtigkeit wiederfahren lasse; „daß man diese Achtung werkthätig beweise. „Der Hof bezeigte, wie er auch den Willen „habe, solches zu thun, er wünsche es unge„mein, es thun zu können. Aber es sey dem

„Hofe

„Hofe nicht möglich. Und warum nicht? Er „verdiente es zwar; bey diesem allem war es „dem Regenten nicht möglich. Er wollte gern, „aber es war ihm nicht möglich. Beweiset die„ses nicht, daß in den papistischen Reichen ein „Staat in dem andern sey, so weiß ich nicht, „was wol erwiesen werden könne, u. s. w." Blättern sie dazu noch des General Mayers Leben im 3ten Theil p. 146. 147 156. durch: so — Sie werden allenthalben den Hrn. P. antreffen.

## Hundert und vier und sechszigster Brief.

Nirgends ist Herr Pauli unausstehlicher, als wenn er sich einen Eingrif in das grösse Feld der Geschichte erlaubt; die Rechte des Königs vertheidigt, und verlohrne Schlachten nicht verlohren geben will. Plutarch und Nepos haben sich in dem Leben ihrer Helden begnügt zu sagen: „In dem bürgerlichen Kriege, im peloponessischen Kriege, erhielt er die Stelle eines

Feldherrn, schlug er sich zu dieser Parthey:" ohne die Ursachen dieser Kriege zu erzählen, besonders wenn ihre Helden nicht Hauptpersonen darinn waren. In den Schlesischen Kriegen ist gewis keiner unserer Generale die Hauptperson, und diese Ursachen können also nirgends, als in dem Leben des Königes angegeben werden. Dieses Leben aber macht einen wichtigen Theil der grossen Geschichte unserer Zeiten aus. Der Antipode hingegen von Plutarch und Nepos erzählt bey jedem Leben eines Generals die Veranlassung des Krieges, wozu noch der Beweis für die Rechtmäßigkeit kommt, und wird dadurch, wie Sie leicht denken können, mehr als eckelhaft. Ich kann weder Zeit noch Papier genug verschwenden, um Ihnen Proben seines Vortrags auch in diesem Stücke zu geben; merken Sie sich nur so viel, daß er allemal weit ausholet und die gehörigen Schülervariationen anbringt.

Ein Beyspiel von seinen Rettungen verlohrner Schlachten muß ich Ihnen doch geben, weil es verschiedenes auf einmal beweißt. In dem Leben

ben des Fürsten Moriz zu Anhalt kommt er auf die Schlacht bey Collin. Wenn er kurz davon gesagt hätte: „Dis ist die erste Schlacht, „welche die Preussen gegen die Oesterreicher ver„lohren haben;“ so würde diese Anmerkung erhaben und beynahe noch zu prächtig für den historischen Styl gewesen seyn. Aber er, Herr P. — sich unter die Würde des Geschichtschreibers erniedrigend, sucht Einwendungen zu machen, die nichts bedeuten, und für die ihm niemand Dank weis. 6 Th. p. 43. „Der Feind „rühmt, daß er hier zum erstenmal gegen Preus„sen den Platz erhalten. Aber war dieser Platz „nicht eine unersteigliche Anhöhe, die fast ohne „Wunder nicht einzunehmen? Sein Sieg war „ein abgeschlagener Sturm, der mehr seiner „Stellung als seinem Widerstande zuzuschreiben „war. Hat das Preußische Fußvolck hier nicht „so viel gethan, als jemals nur von einem Hau„fen Fußvolks zu fordern ist? Der meiste Theil „vom linken Flügel der Preußischen Reute„rey, brachte den ganzen feindlichen rechten „Flügel zum Weichen. Man blieb, bis es

„finster wurde, ruhig] auf dem Schlachtfelde „stehen. Die Reuterey schloß sich endlich an „den noch vorhandenen Ueberrest des Fußvolcks, „der auf dem Wahlplatz gesammelt wurde. Zo„gen sich nicht die Preussen mit Ordnung, auf „erhaltenen Befehl, zurück? Hat sie der Feind „zu verfolgen sich getrauet?“ u. s. w. Es ist mir niemals möglich, ganz abzuschreiben, weil ich mitleidig gegen sie und mich zugleich bin. Eines kann ich noch mit zweyen Worten sagen, daß nemlich in der Stelle, * wo er den Ruhm der Preussen am Tage bey Kunersdorf vertheydigt, die Ausdrücke: die Gebürge ersteigen, die Gebürge verlassen, sehr ofte vorkommen. Herr P. redet nehmlich von den Kunersdorfischen Anhöhen. Denkt er denn, daß die Thaten unsrer braven Männer, solcher Schulhyperbeln bedürfen? Erlauben Sie mir noch ein paar Seiten, und ich schliesse.

Von

* S. das Leben des Generals von Itzenblitz.

Von dem Styl unsers Verf. haben Sie schon manche Proben gesehen, die ich leider habe anführen müssen. Und sie sind gewis nicht gesucht, diese Proben. Eine Anmerkung aber dabey ist doch noch zu machen, das nemlich der falsche Geschmack gleichsam alle Adern durchschleicht, und sogar bis auf die Vorstellung der gemeinsten Gedanken seinen Einfluß hat. Herr Pauli will z. E. im 3ten Theil p. 57. sagen, daß ein ganzes sächsisches Regiment zu Grunde gerichtet worden sey, und giebt es auf seine Art folgendergestalt: „Der „Graf von Rothenburg hatte an der Spitze „des Regiments Prinz von Preussen gefochten. „Es fiel auf das Schönbergische Regiment Sach„sen, und die Vernichtung desselben stand „mit der Tapferkeit derer, die es angriffen, „im gehörigen Verhältnis.“ Ist dis nicht ohngefehr die Gottschedische Wendung: „Unser „Freyherr von Wolf durfte sich nicht schämen, „daß seine Mutter Anna eine gebohrne Gille„rin gewesen.“

So sind nun die Lebensbeschreibungen beschaffen, welche wir den Herrn P. Pauli zu verdanken haben, und mit deren Fortsetzung er uns noch drohet. Die Wahrheit der Nachrichten kann ich nicht untersuchen. Wenn man sich auf diese verlassen kann; so hat wenigstens dieses Buch den Nutzen einer Chronick, von der ebenfalls die Einkleidung nichts taugt. Nehmen Sie aber einmal eine solche Schrift und halten Sie dieselbe gegen die Lobsprüche, mit denen so viele den ausgebreiteten guten Geschmack in Deutschland complimentiren. Doch wir wissen es lange, was wir davon denken sollen. Leben Sie wohl.

B.

# Hundert und fünf und sechszigster Brief.

Nationen die aus politischen Ursachen geneigt seyn, einander zu hassen, scheinen selten geneigt zu seyn, sich um die gegenseitigen Vorzüge zu bekümmern, und da die Unwissenheit die Mutter des Stolzes ist, so wird die Nation, die sich am wenigsten um die Vorzüge der andern bekümmert, die andere eben deswegen mit stolzer Verachtung behandeln. Wenigstens war dis noch vor gar kurzer Zeit der Fall zwischen Frankreich und Deutschland. Der natürliche Leichtsinn der Franzosen trug vielleicht auch eben so viel bey, daß sie, um alles was Deutschland vorzüglich macht, unbekümmert, uns für halbe Barbaren hielten. Da ihnen endlich viele Proben der deutschen Gelehrsamkeit alzustark in die Augen leuchteten; so glaubten sie, Deutschland den Ruhm der Gelehrsamkeit lassen, und hingegen den einem Franzosen weit wichtigern Ruhm des Witzes absprechen zu dürfen. „Frostige Spitzfündigkeit! sagt ein neuerer Schrift-

 steller,

„steller, * um die Ehre eines Volkes zu ver„mindern, welches man aus Gewohnheit zu „verachten pflegte. Wie will man den Witz „von der Gelehrsamkeit sondern, da man sich „des einen wie eines Werkzeuges bedienen muß, „um das andere zu erlangen.“

Dieser Schriftsteller unternimmt, die Gelehrsamkeit der Schweizer gegen die Franzosen zu vertheidigen. Man weiß, daß bey dem französischen Pöbel die Wörter Schweizer und Dumkopf, beynahe einerley. Und eben dieser Pöbel, der sich vielleicht durch alle Stände vom Lohnkutscher bis zum Herzoge erstrecken kann, hält sich überzeugt, daß ein Schweizer schwerlich mehr zu thun fähig ist, als seinen steinichten Boden zu umackern, oder wann es hoch kommt sein Leben, zum Dienste Frankreichs, zu verkaufen.

Nun können dergleichen ungegründete Vorurtheile durch nichts besser, als durch eine kurze

Vor-

* F. v. Balthasar Sendschreiben an einem Franzosen, enthaltend einen flüchtigen Entwurf des gelehrten Schweizerlandes. Basel 1761. in 8.

Vorstellung dessen was die Schweitzer, in allen Theilen der Gelehrsamkeit geleistet haben, widerleget werden. Der Herr Verf. hätte noch mehr thun können, die Verdienste einzelner, aber und durch ihre Verdienste unsterblicher schweizerischer Gelehrten, würden für die Fähigkeit und den Ruhm der ganzen Nation gleichsam stärker gesprochen haben, wann sich der Herr Verf. darauf hätte einlassen wollen. Sollte nicht der Herr V. mehr zum Vortheil seiner Nation bewiesen haben, wenn er die Verdienste eines Bernoulli und Euler, um die Mathematik; eines Hallers um die Arzneygelehrsamkeit; eines Bodmers und Breitingers um die Kritik; eines Hedlingers, Frey, Thurneisers und Merians um die schönen Künste etwas mehr erhoben hätte, als da er bloß ihre Namen vermenget, mit dem Namen mittelmäßiger, obgleich nicht unverdienten Männer, her erzählet hat.

Doch ich weiß, daß die schweizerische Nation wieder Sie keine Vertheidigung bedarf; also darf ich weiter nichts thun, als Ihnen die

vornehmsten

vornehmsten Züge aus des Herrn V. Gemählde vorlegen. Sie werden Ihnen zum Theil nicht unbekannt seyn, aber Sie werden Ihnen Vergnügen machen.

Nach einigen Anmerkungen von der Gelehrsamkeit der alten Helvetier, kommt der Verf. auf den neuen Glanz, in welchem die Gelehrsamkeit in Anfange des sechszehnten Jahrhunderts allenthalben und auch in der Schweiz, zu glänzen anfing. Der Herr V. gestehet, daß die Reformation dazu Gelegenheit gegeben habe.

Die Ehre des ersten Gebrauchs der Buchdruckerey gehöret, nach des Herrn V. Meynung, nicht der Stadt Basel, wo man vor dem Jahre 1474 nicht gedruckt hat, sondern dem Flecken Münster im Ergen, Lucerner Gebieths. Daselbst ließ ein Chorherr, Namens Helyas Helie von Laufen, zuerst im Jahr 1470 ein biblisches Wörterbuch unter dem Titel: Mamotrectus, drucken. Eben derselbe ließ auch zwey Jahr darauf das bekannte spectaculum vitae humanae drucken. Im Jahre 1475 war ein Buchdrucker in der Stadt Burgdorf, Berner Gebiets

Gebiets. Im Jahr 1481 ward in der Graf-schaft Gruiere, und in Sursee, einem Lucernischen Städgen, im Jahr 1500 gedruckt. Der Herr V. bemerket als etwas besonders, daß die Buch-druckerey in der Schweitz, eher in den kleinen Städten, als in den Hauptstädten, geblühet habe. Denn in Zürch hat man erst 1508, und in andern Städten noch später zu drucken ange-fangen, ausser in Genf, als woselbst bereits 1478 eine Druckerey war. Der Herr V. vergießt nicht bey dieser Gelegenheit die Namen der vielen gelehrten Buchdrucker, welche die Schweitz hervorgebracht hat, anzuführen.

Nun kommt der Herr V. auf die Schulen und Universitäten; die zu St. Gallen und Zü-rich, sind die ältesten; die zu Basel und seit der Reformation die zu Bern, die be-rühmtesten.

Es fehlet auch der Schweitz nicht an gelehr-ten Gesellschaften, worunter die Helvetische zu Basel, welcher man die Acta Phisico-Mathe-mathico-Anatomico Medica zu danken hat, wohl die wichtige ist.

Bey

Zeit des Concilii in dieser Stadt an der Pest sturben, sollen ihre mitgebrachten Manuscripten hier gelassen haben, und daher soll der grosse Schatz von Manuscripten kommen, der bey dieser Bibliotheck befindlich ist. Neben dem Büchersaale ist die Naturalien und Kunstkammer befindlich, auf welchen auch verschiedene Gemählde, von Holbein, zu sehen sind.

Der Beschluß folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

## XVII. Den 4. Junii 1761.

### Beschluß des hundert und fünf und sechszigsten Briefes.

Der Herr Verf. redet noch von einigen Bibliotheken, und auch von Kunst und andern Kabinettern. Nun kommt er auf die Gelehrten selbst, die er nach allen Theilen der Wissenschaften nahmhaft machet. Hier ist es, wie ich schon gedacht habe, wo er, sonderlich über berühmte Männer, am weitläuftigsten hätte seyn sollen. Es ist wahr, Universitäten und Bibliotheken können beweisen, daß in einem Lande die Wissenschaften nicht ganz fremde sind. Sie sind Beweise von der Vorsorge der Obrigkeit und anderer vermögender Leute: aber sie beweisen ganz und gar nicht, daß sich ein Land in den Wissenschaften besonders hervorgethan habe. Selbst der Herr V. verräth dieses in seiner

eigenen Erzählung; Er findet in den Cantons Lucern und St. Gallen eben so viel Schulen und Bibliothecken, als in den Cantons Basel, Bern und Zürich; aber woher sind ein Bernoulli, Euler, Haller und Sulzer gebürtig?

Die Namen der gelehrten Schweitzer, die der Herr V. anführet, kann ich Ihnen ohnmöglich alle hersetzen. Die Namen, die wissenswürdig sind, sind Ihnen bereits bekannt, die übrigen verlangen Sie vielleicht nicht zu wissen, weil Ihnen diejenigen, welche diese Namen geführet haben, ganz unbekannt seyn. Was würden sie z. E. sagen, wenn ich Ihnen unter den Schweitzerischen Dichtern neben einem Bodmer, Geßner und Haller auch einem Peter Businus, Gabriel Gerber, Joh. Hulde, Grobinus, Jod. Molitor, Joh Rellican u. d. gl. anführte. Wann ich Ihnen aus des Hrn. V. Buche vorläse: Beat Amryn, Joseph Binner, Bernard Baldinger, Lorenz Forer, Joh. Feer, Joh. Geiler, Peter Hug, Gerald Jost, Heinr. Lamparter, Franz Pfiffer u. s. w. wahrhaftig, Sie würden

eher

eher glauben, Sie hörten die Musterrolle einer Compagnie Soldaten abrufen, als daß Sie diese Namen, für Namen von Gelehrten halten solten, die der Herr Verf. für berühmt angiebt.

S

## Hundert und sechs und sechzigster Brief.

Wissen Sie denn nicht, daß wir uns vorgenommen, Sie blos von der deutschen Litteratur zu unterhalten? Die Ausländische war für unsern Plan zu weitläuftig, und da wir nicht genug davon sagen konnten; so war unsere Abrede, lieber gar nichts davon zu sagen. Diese Abrede ist Ihnen nicht unbekannt, und Sie fordern gleichwohl eine Nachricht von der neuen Heloise * des Herrn Roußeau? Gut! da Sie es verlangen; so soll für disesmal eine Ausnahme geschehen.



* Julie, ou la nouvelle Heloïse, 8. Amsterd. 1761.

Daß ich dieses Werk gelesen habe, konten Sie mit Recht voraussetzen. Einen philosophischen Roman, eine zweyte Heloise, davon Rousseau der Verf. oder doch wenigstens der Herausgeber ist; ein Werk, das in Paris Aufsehen macht, das man sich in Deutschland aus den Händen reißt, und wovon man allhier in allen Gesellschaften spricht; konnte ich dieses wohl ungelesen lassen? Sie wissen, mit welcher Begierde ich sonst zuzugreifen pflege, so bald ich nur den Namen des Genfer Bürger auf der Stirne eines kleinen Aufsatzes glänzen sehe.

Aber hätte Roußeau lieber philosophische Aufsätze, als eine Roman geschrieben! Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich in meiner Erwartung betrogen fand. Es hat mir nicht wenig Ueberwindung gekostet, alle sechs Bücher dieses Romans, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durch zu lesen. Man trauet sich Anfangs selber nicht. Seiner eigenen Empfindung zum Trotze, zwingt man sich, gewisse Dinge schön zu finden, die ein allgemeiner Beyfall dafür erkannt hat. Durch das Ansehen des

Verfassers

Verfassers und des Publicums getäuscht, liest man, ermüdet die Geduld, und macht sich noch immer Hofnungen, bis man endlich am Rande ist, und sich betrogen sieht. — Sie finden zwar in dieser Sammlung hier und da vortrefliche Briefe, die eines Rousseau würdig sind; Aber was sind es auch für Briefe? Solche, in welchen Rousseau, als Weltweiser, einzelne Materien abhandelt. Ueber das Lesen der Bücher, über den Zweykampf, über den Selbstmord, über die Musik, über die Erziehung, über die Vergnügungen eines arbeitsamen Landlebens. Sie wissen, was man sich von einem Rousseau über diese Materie versprechen kann! Wo es auf Beredsamkeit und Gründe ankömmt, da hat sich dieser Weltweise schon als Meister gezeiget. Allein wie selten hat der Romanendichter Gelegenheit, diese Talente anzubringen, und wie wenig ist der Schriftsteller, der diese Talente allein, obgleich im höchsten Grade besitzet, zum Romanenschreiben aufgelegt! Eine fruchtbare und unerschöpfliche Dichtungskraft; Kenntnis des menschlichen Herzens, die sich

nicht sowohl bey allgemeinen moralischen Betrachtungen verweilet, als in das Eigenthümliche eines jeden Charakters eindringt; die grosse Gabe zu erzehlen, und die noch grössere zu Dialogiren; die ächte Sprache der Leidenschaften die in dem Herzen des Lesers ein sympathetisches Feuer anzündet, und nicht eher schwärmet, als bis die Einbildungskraft des Lesers vorbereitet ist, mit zu schwärmen. Dieses sind die Eigenschaften, die man an einem Richardson bewundert, in dem Werke des Roußeau aber vergebens suchen wird. Seine Dichtungskraft hat er in diesem Werke in keine grosse Unkosten gesetzt; seine Kenntnis des menschlichen Herzens ist mehr speculativisch, als pragmatisch; die Erzählungen sind sich ungleich, bald schleppend, bald in vollem Galoppe; die Gabe zu dialogiren, möchte man ihm fast ganz absprechen, und seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers. Sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspühret, sich mit ihnen zu versteigen.

Am Ende der Sammlung hat der Verf. oder wie er sich lieber nennen will, der Herausgeber der Briefe, eine Vorrede nachgesetzt, die er Preface de la nouvelle Heloïse, ou entretien sur les Romans, entre l'editeur & un homme de lettres, betitelt. Hier scheinet er die Fehler seines Werks offenherzig genug anzuzeigen, und mit der ihm gewöhnlichen Schärfsinnigkeit, von sich abzulehnen. Was er von der guten Absicht eines Romanenschreibers, und von der Lauterkeit der Moral sagt, die in seinen Briefen gepredigt wird; das lasse ich dahingestellt seyn. Aber die magern Erfindungen und der unnatürliche Vortrag lassen sich durch keine gute Absichten entschuldigen Ist es eine wahre Geschichte, und haben die einsiedlerischen Schweitzer würklich so geschrieben, als sie der Sammler ihrer Briefe schreiben läßt; so ist er ausser Schuld, der Leser aber nichts destoweniger befugt, sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

R.

# Hundert und sieben und sechszigster Brief.

Sie sind nicht gewöhnt, mit einem allgemeinen Urtheile zufrieden zu seyn, und ich nicht, es dabey bewenden zu lassen. Hier sind die Gründe, die mein vermessenes Urtheil über die Heloise des Herrn Roßeau veranlasset haben! — Was die Erfindung betrift? Urtheilen Sie selbst, ob folgender Plan eine sonderliche Fruchtbarkeit verräth! — Julie von Etange und ihre Muhme Clare, zwo liebenswürdige Fräulein, werden von einen jungen Menschen, der unter den Namen St. Preux vorkömmt, in den Wissenschaften unterrichtet. Der Vater der Julie ist abwesend, und ihre allzugütige Mutter vertrauet die beyde Schülerinnen einen jungen wohlgebildeten Weltweisen, ohne von dieser gefährlichen Vertraulichkeit das geringste zu befürchten. Clare ist ein flüchtiges Mädchen, das zum Verlieben nicht gemacht ist. Sie verehret ihren Lehrmeister,

ohne ihn zu lieben, und kennet keine andere Neigung, als Freundschaft für ihre Julie. In der Folge heyrathet sie einen gewissen von Orbe, ohne Neigung; in dem Ehestande liebt sie ihn ohne Zärtlichkeit, und nach seinem Tode beweint sie ihm aus Pflicht. Kurz! die Eindrücke berühren nur die Oberfläche ihrer Seele, und sie ist zu leichtsinnig, jemals eine grosse Thorheit zu begehen. Julie aber ist von einem weit fühlbarern Wesen. Die zärtlichen Neigungen treiben in ihre Seele so tief Wurzeln, daß sie sich ihrem Wesen gleichsam einverleiben, und über alle ihre Fähigkeiten ausbreiten. Ihr Lehrmeister ist so zärtlich als sie, aber weit ungestümer in seinen Gemüthsbewegungen. Solche empfindungsreiche Seelen sind zu allem, was groß und erhaben ist, aber auch zu grossen verliebten Thorheiten aufgelegt. Sie begehen würklich eben nicht die kleinsten, und wenn ich Fräulein Julie nicht schmeicheln soll; so verführt sie mehr, als sie verführt wird. Die beyden Verliebten reden mit Entzückung von der Tugend, indem sie sich am meisten

von ihr entfernen, und predigen in allen ihren Thorheiten nichts als Weisheit. Der Baron von Etange, ein Mann von alten Adel und stolz auf seinem Pergamente, kömmt nach Hause, und will sein Fräulein von keinem geringen Bürger, ohne Entgeld unterrichten lassen. — Die Mutter merkt endlich die geheime Vertraulichkeit ihrer Tochter mit ihrem Lehrmeister, und da sie weis, daß der Baron unbeweglich seyn wird; so verzehret sie sich in ihren eigenen Kummer und stirbt. Der Vater, der nicht lange hernach gleichfalls hinter das Geheimnis kömmt, nöthiget seine Tochter einen Herrn von Wolmar zu heyrathen, der ihm in den letzten Feldzuge sein Leben gerettet hat. St. Preux erfährt es, geräth in Verzweifelung und will sich entleiben; doch ist er vorsichtig genug, seinem Freunde Sir Eduard Bomston, der gleichsam von den Wolken herunter gefallen ist, um ein Freund des Sanct Preux zu werden, diesen verzweifelten Entschluß zu melden, und seine Meynung darüber zu verlangen. Diese Briefe und die Antwort

wort des Sir Eduards, sind die vortreflichsten in der ganzen Sammlung. Es ist wahr, sie hängen mit dem Reste der Geschichte nicht zusammen, und St. Preux scheint sich nur ermorden zu wollen, um den Sir Eduard Gelegenheit zu geben, den Selbstmord so unnachahmlich zu bestreiten; den in dem nächsten Briefe darauf, ist alles wieder vergessen. Indessen sind die Briefe an und für sich voll von der erschütternden Beredsamkeit, die wir an dem Genfer Bürger gewöhnt sind, und der nichts, die verstockteste Verzweiflung selbst, nicht widerstehen kann. „Bedenke „es wohl, Jüngling! spricht Bomston unter „andern; was sind zehn, zwanzig, dreyßig „Jahre für ein unsterbliches Wesen? Schmerz „und Vergnügen vergehen wie ein Schatten; „das Leben verfliest in einem Augenblicke; an „und für sich ist es nichts, sein Werth hängt „von dem Gebrauche ab, den man davon macht. „Das Gute, das man gestiftet hat, vergehet nicht, und macht, daß das Leben etwas wird. — — Hast du im Innersten

„deines Herzens noch die kleinste Empfin„dung von Tugend; so komm und laß dich „unterrichten, wie man das Leben lieben „kann. So oft dir die wilde Lust ankömmt, „es zu verlassen, sprich zu dir selbst? Noch „eine gute Handlung will ich vor meinem „Tode ausüben. Sodann gehe hin, suche „einen Dürftigen, der Hülfe; einen Unglück„lichen, der Trost; einen Bedrängten, der „Vertheidigung bedarf. Führe mir die Un„glücklichen zu, die zu schüchtern sind, mich anzu„sprechen. Nimm meine Börse und meinen Cre„dit. Nimm hin und mache glücklich, so bin „ich desto reicher. Kann dich diese Betrachtung „heute zurück halten; so wird sie dich auch mor„gen, übermorgen, so lange du leben kannst, „zurück halten. Kann sie aber das nicht; so stirb, „du bist nichts mehr, als ein Bösewicht. —"

Ich komme zur Geschichte zurück. Wolmar ist ein tugendhafter heiterer Mann, der gut denkt, und wenig empfindet. Er ist bey Jahren, hat sich eine grosse Kenntnis des menschlichen Herzens erworben, ist

ein

ein Menschenfreund aus Grundsätzen, nicht aus Empfindung, und liebt eine stille und arbeitsame Lebensart. Das Seltsamste in seinem Charakter ist, daß er das Unglück hat, von dem Daseyn eines höchsten Wesens nicht überzeugt zu seyn. Er begreifet sehr wohl, daß dieses ein Unglück für ihm sey; allein die Ueberzeugung hängt nicht von dem Willen ab.

Dieser einzige Umstand quälet Julien. Im übrigen ist sie glücklich, findet Geschmack an der stillen Landwirthschaft, versorgt ihre ländlichen Geschäfte mit der größten Ordnung und Gemächlichkeit, und wird aus einem schwachen Mädchen, die tugenhafteste Frau von der Welt. St. Preux ist bey ihnen auf dem Lande, und der Anblick ihres ruhigen Lebens und fleißigen Wirthschafts Wesens besänftiget seine Gemüthsbewegungen, und heilet ihn von der heftigen Leidenschaft, die ihn verzehret hatte. Er thut eine Reise nach Italien, um allda einen Liebeshandel des Lord Eduard Bomston zu schlichten. Unterdessen stirbt Julie, und die Geschichte hat ein Ende.

Sie

Sie sehen, daß in in dieser Anlage keine ausserordentliche Situationen Platz finden, und Roußeau selbst macht keinen Anspruch auf Situationen. Nehmen Sie diesen geringen Vorrath von Begebenheiten, dehnen Sie ihn aus, so weit Sie können, und füllen Sie die Lücken mit langen moralischen Predigten, und verliebten Spitzfündigkeiten aus; so haben Sie ohngefähr die Geschichte der neuen Heloise, die Briefe ausgenommen, in welchen Roußeau besondere Materien, nach seiner Art abhandelt, und die, wie ich ihnen schon gemeldet, vortreflich sind.

Und nunmehr sind sie einigermassen im Stande auch von den Charaktern zu urtheilen. Was ist der sogenannte St. Preux? Er soll der Abelard in der Geschichte seyn, und sie nennen ihn alle den Weltweisen. Den Weltweisen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdienet? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weis-

heit

heit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzet. In seiner Liebe ist er abentheuerlich, schwülstig, ausgelassen, und in seinem übrigen Thun und Lassen finden Sie nicht die geringste Spur von Ueberzeugung. Er setzt das stolzeste Zuvertrauen in seine Vernunft, und ist dennoch nicht entschlossen genug den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerinn, oder von seinem Freunde, an der Hand geführt zu werden. Er trinkt sich einst einen Rausch. Julie macht ihm Vorwürfe, und er verschwöhrt sich den Wein. Sie billiget auch diese Uebereilung nicht, und er trinkt wieder, aber nicht mehr als ihm die beyden Schülerinnen reichen wollen, weil er sich selbst nicht zutrauet, Maaß halten zu können. Und so kindisch unschlüßig ist er in seinem ganzen Wesen. Soll das Beyspiel des St. Preux den Stolz der Weltweisen demüthigen? O, er müßte ihnen ähnlicher seyn, wenn sie sich seiner schämen sollen.

Lord Eduard Bomston ist ein Engländer, das zeiget sein Name an. Aber sein Charakter?

In Paris wird ihn vielleicht jedermann für englisch halten; aber ganz gewiß in London nicht. Großmuth, Aufrichtigkeit, übermäßiger Stolz auf ihr Vaterland, und etwas rauhes und trockenes im Aeusserlichen; dieses sind die Züge, die man der englischen Nation überhaupt zuschreibt. Machen sie aber den Engländer insbesondere aus? Gewiß nicht! Jeder Engländer hat, wie Muralt sehr wohl bemerkt, etwas vorzüglich Eigenthümliches, das ihm nicht nur von allen Menschen, die ausser der Insel wohnen, sondern auch von allen andern Engländern unterscheidet; und dieses Unterscheidungszeichen macht erst den einzelnen Engländer aus.

Der Beschluß folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 11. Junii 1761.

### Beschluß des hundert und sieben und sechszigsten Briefes.

Man muß die Engländer in England studiren, um diese eigensinnige Leute zu fassen und gehörig nachahmen zu können. Ich glaube, daß sich auf diesem besondern Unterscheidungszeichen diejenige Art von Witz oder Scharfsinnigkeit gründet, die von den Engländern Humor genennt wird, und sich so schwer erklären läßt. Jeder Einfall, jede Handlung, die aus diesem individuellen Zuge eines Karakters fließt, scheinet sonderbar, aber sie wirft ein vortheilhaftes Licht auf den Karakter desjenigen, dem sie zugeschrieben wird; sie giebt uns diesen Menschen in individuo zu erkennen, und dieses sind, wo ich nicht irre, die Eigen-

schaften des Humors. — Doch ich verliere mich in Betrachtungen — —

In dem Karakter des Eduards finde ich nichts, als das Allgemeine, das man mit den Namen eines tugendhaften Engländers zugleich zu denken gewohnt ist; und auch dieses Allgemeine hat sich der Verf. nicht mit dem besten Vortheil bedienet; denn überhaupt ist Eduard eine episodische Person in dieser Geschichte, von der man sich weit mehr verspricht, als sie in der That zu bedeuten hat.

Der Karakter des Wolmars ist vortreflich und machet dem Herrn Rousseau Ehre. Die Erfindung durch den Umgang mit einem ruhigen, etwas kaltsinnigen, aber äusserst tugendhaften Manne, die ungestümen Leidenschaften zweyer Verliebten zu besänftigen, diese Erfindung sage ich, gehört dem Herrn Rousseau ganz eigen, und ist seiner würdig. Wie das Getöse jenes aufrührischen Pöbels sich Anfangs in ein leises Murmeln und dann in einer tiefen Stille verlohr, so bald der ehrwürdige Greis seinen

Mund

Mund aufthat; eben so verlieret sich das wilde Brausen der Leidenschaft erst in dem Herzen der Julie, und sodann auch in dem Herzen des St. Preux, durch das Beyspiel einer so gelassenen und ruhigen Gemüthsbeschaffenheit, wie des Wolmars. Die Beschreibung, die St. Preux von den Leben der beyden Eheleute macht, ist überaus reitzend. Nur schade! daß er öfters zu sehr ins Kleine verfält, und durch die Weitläuftigkeit etwas ermüdet.

Julie ist eigentlich der Philosoph in dieser Geschichte. Sie philosophiert unaufhörlich, nicht wie eine Schülerinn des Sanct Preux, sondern wie ein Roußeau, mit demselben Feuer, und mit derselben Einsicht. So oft sie den Sanct Preux ihren Lehrmeister nennet, so schien mir es immer, als wollte sie seiner spotten. In der That ist sie ihm an Vernunft, Wissenschaft und Weisheit weit überlegen, und sie kann von ihm nichts anders gelernt haben, als etwa die Anfangsgründe der Liebe. — Im übrigen spielt sie in dieser Geschichte eine zweyfache

Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches, und sogar etwas verführerisches Mädchen, und wird zulezt ein Frauenzimmer, das als ein Muster der Tugend, die man jemahls erdichtet hat, weit übertrift. Herr R. erklärt sich in seiner Unterredung mit einem Homme de lettres, öffentlich wider die allzuvollkommenen Muster, und glaubt, daß sie zwar zur Bewunderung, aber nicht sehr zur Nachahmung reitzen. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie weit der Karakter der Julie mit diesem Urtheile übereinstimmt. Sie hat Schwachheiten begangen, allein sie ist desto vollkommener; sie war weniger, und wird mehr als ein tugendhaftes Frauenzimmer; sie wird ein Engel. Es kann seyn, daß die Erinnerung ihrer vorigen Fehler sie noch immer in unsern Augen etwas heruntersetzet, und auf die Stufe zurückführet, die für die Nachahmung nicht zu hoch ist. — Die übrigen Karaktere sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Was soll ich aber zu der Affektensprache des Herrn Rousseau sagen? Sie wird von allen

allen Seiten mit der größten Lobeserhebung aufgenommen; man nennet sie erhaben, begeistert, göttlich. — Und ich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich finde sie spitzfündig, affektirt und voller Schwulst. Herr R. der zum Entzücken schön schreibt, so oft er die Sprache der begeisterten Vernunft zu reden hat, scheinet über die Natur der Leidenschaften raisonnirt sie selbst aber niemals gefühlt zu haben, daher es ihm denn so schwehr wird, ihre ächte Sprache zu reden. Er will sie durch Ausrufungen und Hyperbolen in einen Zustand von Empfindungen zwingen, die ihm durch die Erfahrung nicht bekannt genug sind, und dieser Versuch muß allemal mislingen. Wer eine Empfindung nicht kennet, der trift schwerlich von ungefähr die rechte Seite des Herzens, die dieser Empfindung zusagt. Durch Ausrufungen und Hyperbolen wird man heftig und ausgelassen, aber nicht herzrührend. Und ich muß gestehen, daß mein Herz bey allen verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich konnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen;

 denn

denn was auf Empfindung Anspruch macht, muß entweder Empfindungen erregen, oder es wird abgeschmackt.

Ich kann Sie hiervon durch kein Beyspiel überzeugen. Sie müssen nicht einzelne Stellen, sondern ganze Briefe lesen, um hievon richtig urtheilen zu können. Lesen Sie also z. B. die Briefe des verliebten Weltweisen, und sagen Sie mir, ob Ihnen der Jüngling nicht mehr geschraubten Witz und wilde Einbildungskraft, als eine wahre Leidenschaft zu verrathen scheinet? — Sie können auch der Julie verliebte Briefe hinzuthun. Sie sind leidlicher, als des Jünglings seine, aber immer noch unnatürlich genug.

R.

Hundert

# Hundert und acht und sechzigster Brief.

Die Frage hatte ich nicht erwartet. Ob ich mit der Sprache der Zärtlichkeit so vertraut bin, daß ich alle Farben kenne, die sie in der Natur bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Karakter anzunehmen fähig ist? Nein! So theuer möchte ich die Befugnis zum Kunstrichter nicht erkaufen. Doch diese Ausflucht rettet nicht. In der Natur kann vieles seyn, das in der Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur den Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen. Lassen Sie uns also sehen, in wie weit Ihre Gründe, die Sie zur Vertheidigung des Roußeau vorbringen, die Wahrscheinlichkeit retten!

Ich räume Ihnen die allgemeine Grundsätze ein, daß die Leidenschaften die Natur des Bodens annehmen, aus welchen sie hervorwachsen, und nach der verschiedenen Beschaf-

senheit der Karaktere ihre Farben verändern; daß dieselbe Gemüthsbewegung diesen niedergeschlagen, jenen geschwätzig; diesen sanft, jenen ungestüm machen kan; daß auch die Grundsätze, die ein Mensch eingesogen, in der Natur seiner Gemüthsbewegungen vieles verändern. Ein junger Mensch, wie der St. Preux in der neuen Heloise, der mit einer platonischen Sittenlehre groß geworden, der mehr gelesen, als sich umgesehen, und seine vorgefaßten Schulbegriffe durch den Umgang noch nicht gemildert hat, ist gleichsam ein Mensch aus einer andern Welt. Seine hochtrabende Gesinnungen mischen sich in alle seine Empfindungen mit ein. Was er fühlet, fühlet er mit Entzücken. Was er liebet, ist in seinen Augen göttlich, und über der Sphäre der gemeinen Natur hinweg. Er schwärmet mit einem Anscheine der Vernunft, und weis seinen Grillen selbst einen Firnis von Erhabenheit anzustreichen, der sie in seinen Augen der göttlichen Eingebung gleich macht. Er wird also von seiner Leidenschaft mit einer Begeisterung reden, die der Schwär-

merey

merey nahe kömmt. Alle seine Ausdrückungen werden einen Schwung annehmen, der sie über die gemeine Denkungsart hinweg setzet. Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. — Es kömmt also bloß darauf an. Ist die verliebte Sprache des Sanct Preux von dieser Beschaffenheit; so habe ich mit Unrecht getadelt.

Allein nunmehr haben Sie mich in die Nothwendigkeit gesezt, Exempel anzuführen. Gut! Ich werde nicht lange wählen. Hier sind einige! — Der Weltweise giebt der Julie in einem Sendschreiben die Flammen zu erkennen, die ihn heimlich verzehren, und die Verzweiflung, in welche sie ihn zu stürzen drohet. Sie thut einigen Widerstand. Endlich entdeckt sie ihm in dem vierten Briefe, daß sie seit langer Zeit ein gleiches Feuer in ihre Brust nähre, und der Weltweise antwortet: „Mich-

„te des Himmels! Ich hatte eine Seele für „den Schmerz, verleihet mir nur eine für die „Glückseligkeit. Liebe! Leben der Seele! komm! „unterstütze die meinige, die bereit ist in Ohn„macht zu sinken. Unaussprechlicher Reitz der „Tugend! Unüberwindliche Kraft der Stimme „des Geliebten! Glück, Vergnügen, Entzückun„gen, wie tief dringen euere Pfeile! Wer kann „ihren Angrif erdulden? O! wie kann ich den „Strom von Entzückungen aushalten, der mein „Herz überschwemmet! Wie soll ich für die „quälende Besorgnisse einer furchtsamen Gelieb„ten büssen! Julie — nein; meine Julie auf „den Knien! meine Julie vergießt Thränen! —

„Erlaube, erlaube, das ich das unerwartete „Glück, geliebt zu seyn, recht koste — geliebt „zu seyn, von ihr — Thron der ganzen Welt „wie tief erblick ich dich unter mir! Ich will „ihn tausendmal überlesen, den anbetenswürdi„gen Brief, in welchen deine Liebe und deine „Empfindungen mit feurigen Buchstaben aufge„zeichnet sind. —"

Sind

Sind nur dieses Empfindungen? frage ich. Nach allen Grundsätzen einer platonischen Liebe! ist dieses eine Sprache des ächten Affekts? oder sind es nicht vielmehr frostige Ausrufungen eines Menschen, der sich eine Zärtlichkeit erzwingen will, die ihm die Natur versaget hat. — Doch weiter! In dem zehnten Briefe spricht er:

„Alles was sie mir von der Glückseeligkeit „unsers gegenwärtigen Zustandes sagen, ist „nicht zu läugnen. Ich fühle es, daß wir „glücklich seyn sollten, und ich bin es dennoch „nicht. Die Weisheit mag immer durch „ihren Mund reden, die Stimme der Natur „redet lauter. Wie kann man ihr widerstehen, „wenn sie sich mit der Stimme des Herzens „vereiniget? Ausser ihnen sehe ich nichts auf „dieser irrdischen Wohnung, das meine Seele „und meine Sinnen zu beschäftigen würdig „wäre; nein, ohne sie achte ich die ganze Natur nicht; aber ihr Reich ist in ihren Augen „und nur da ist sie unüberwinglich —. (welche „kindische Spitzfündigkeiten!) Was für unaussprechliche Widersprüche liegen in den Empfindungen,

„pfindungen, die sie mir einflössen! Ich bin zu „gleicher Zeit unterwürfig, und verwegen, un„gestüm, und zurückhaltend. Ich kann die „Augen nicht zu ihnen erheben, ohne einen in„nerlichen Kampf zu empfinden. Ihre Blicke, „ihre Stimme senden in mein Herz, mit der „Liebe zugleich, die rührende Annehmlichkeit der „Unschuld, einen göttlichen Reitz, den man ohne „Bedauren nicht auslöschen kann. Wenn ich „mich noch zu wünschen unterstehe; so geschiehet „es niemals anders, als in ihre Abwesenheit. „Meine Begierden, die sich zu ihnen nicht hin„wagen, wenden sich indessen zu ihrem Bilde „und an ihm räche ich mich für die Hochach„tung, die ich ihnen zu bezeigen genöthiget bin.

„Indessen verschmachte ich, und verzehre „mich. Das Feuer fließt durch meine Adern, „nichts kann es auslöschen, oder mildern; ich „fache es nur mehr an, indem ich es zwin„gen will. Ich sollte glücklich seyn, ich bin „es auch, das gestehe ich. Ich beklage mich „keinesweges über mein Schicksal; so wie es

„ist,

„ist möchte ich mich allen Königen der Erde „nicht tauschen. Indessen quält mich ein „würkliches Uebel, und ich suche umsonst ihm „zu entkommen; ich möchte nicht gern sterben, „und dennoch sterbe ich. Ich möchte für sie „leben, und sie geben mir den Tod.„

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? Nicht wahr? Kaum mittelmäßig. Stellen Sie sich aber vor, daß der junge Mensch eine Menge von verliebten Briefen in diesem Tone fortleyert, daß die Geschichte öfters in einem ganzen Buche nicht von der Stelle kömmt, und man nichts anders, als dergleichen gekünstelte Empfindungen, geschraubte Gedancken, und zärtliche Antithesen zu lesen hat. Stellen Sie sich dieses alles vor, denn ich müßte alles abschreiben, wenn ich es Ihnen beweisen wollte, und nun sagen Sie mir, ob der geduldigste Leser nicht endlich über einen solchen Vortrag ermüden, und das Buch mehr als einmal aus den Händen werfen muß?

Ich muß noch eine Stelle ausschreiben. Den Anfang des vierzehnten Briefes:

„Was hast du gethan? Ach! was hast du „gethan, meine Julie? Du wolltest mich belohnen, und du hast mich hingerichtet. Ich bin „trunken, oder vielmehr rasend. Meine Sinnen sind ausser sich, alle meine Fähigkeiten „hat der tödtliche Kuß in Verwirrung gebracht. „Du wolltest meine Schmerzen lindern? „Grausame, du hast sie nur heftiger gemacht. „Gift habe ich auf deinen Lippen gesammlet. „Es gähret, es entzündet mein Blut, es tödtet „mich, und dein Mittleiden bringt mich um.

„O unsterbliches Andenken jenes Augen„blicks der Verblendung, der Raserey und „der Bezauberung, niemals, niemals wirst „du in meiner Seele verlöschen, und so lange „die Reitzungen der Julie in derselben einge„prägt sind, so lange mein bewegtes Herz „mir noch Empfindungen und Seufzer darrei„chet, wirst du die Strafe und das Glück „meines Lebens ausmachen.“ Er schließt diesen heftigen Brief mit einer Antithese,

„O Ju-

„O Julie! ich kan in dem Zustand nicht län„ger leben, in welchem ich mich befinde. Ich „fühle es, daß ich sterben muß zu deinen „Füssen — oder in deinen Armen.“ —

Er bekömmt in einer Entfernung einen Brief von der Julie, und antwortet; „Was habe ich „ich ausgestanden, indem ich ihn bekam, den „so feurig gewünschten Brief! Ich erwar„tete den Postreuter im Posthause. Kaum „wird das Paket eröfnet, so nenne ich meinen „Namen, werde ungestüm; man sagt mir, es „sey ein Brief da; ein Schauer überfällt mich: „ich fordere ihn, getrieben von einer tödenden „Ungeduld; ich bekomme ihn endlich. Julie, „ich erblicke die Züge deiner angebeteten Hand. „Meine zittert indem ich sie ausstrecke den „kostbaren Schatz anzunehmen. Ich hätte „die geheiligten Buchstaben gern tausendmal „geküßt. O wie vorsichtig ist eine furchtsame „Liebe! Ich getraue mich nicht vor so viel Zeu„gen, den Brief an den Mund zu bringen, „oder zu eröfnen. Ich entwische schleunig.

„Die

„Die Knie zittern unter mir. Meine zunehmende innerliche Bewegung läßt mich kaum „auf den Weg Achtung geben. Bey dem „ersten Umwege öfne ich den Brief —" Dem Himmel sey Dank! Was glauben Sie, daß nun endlich in diesem Briefe gestanden? Die Wiederholung dessen, was St. Preux so oft von seiner Geliebten gehört, und der Leser schon mehr als zu oft hat lesen müssen. Ich glaube, daß alle diese Unruhen in der Natur möglich sind. Wer wird aber alles beschreiben, was in der Natur möglich ist?

Der Beschluß folgt.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 18. Junii 1761.

### Beschluß des hundert und acht und sechszigsten Briefes.

Endlich wird St. Preux ganz abentheuerlich. In der strengsten Jahreszeit hält er sich auf freyen Felde zwischen ungeheuren Gebürgen auf. Er kann alsdann von einem Hügel, vermittelst eines Telescops, die Stadt zu entdecken, wo Julie wohnet, und hier bringt er, wie er seiner Julie schreibt, den ganzen Tag zu, die beglückte Mauren zu betrachten, die die Quelle seines Lebens einschliessen. „Ich schütze mich für die „ausserordentliche Kälte, schreibt er ferner, durch „Laufen, und durch trockene Blätter und Reiser, „die ich anzünde; der wilde Ort gefällt mir so „sehr, daß ich mir Papier und Dinte hergetra„gen habe, und hier schreibe ich auf einem Felsen„stücke. —

„O Julie! Julie! fährt er fort: Wir sollen „also nicht vereiniget seyn? Unsere Tage sollen „nicht zusammen hinfliessen? Wir sollten auf ewig „getrennet seyn können? Nein! niemals stelle sich „dieser entsetzliche Begrif meinem Geiste vor. Er „verändert in einem Augenblicke meine erweichte „Zärtlichkeit in Raserey. Die Wuth treibt mich „von Höle zu Höle. Wider meinen Willen ent„fahren mir laute Seufzer und Wehklagen. Ich „brülle, wie ein aufgebrachter Löwe. Ich bin zu „allem aufgelegt, nur nicht dir zu entsagen. „Nichts, nichts in der Welt weigere ich mich zu „thun, um dich zu besitzen, oder zu sterben.„ Er beschliesst diesen wilden Brief auf eine eben so seltsame Weise: „Ich habe ihnen nur noch ein „Wort zu sagen, spricht er. O Julie! Sie „wissen den uralten Gebrauch des Leucadischen „Felsen, der letzten Zuflucht unglücklicher Liebha„ber. Dieser Ort gleichet ihm in vielen Stücken. „Der Felsen ist steil, das Wasser tief, und ich „bin in Verzweifelung.„ Für einen Menschen, der so herzhaft drohet, möchte ich wohl schwören, daß er lieber durchs Telescop gucken, als

sich ins Wasser stürzen wird. Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, daß er zu solchen abgenutzten romanenhafte Touren seine Zuflucht nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abentheuer in allen Romanen des Richardsons; so will ich die Julie eine Schwester der Pamela nennen. Dieser Engländer soll in einem Schreiben an einem seiner Freunde in Deutschland zu erkennen gegeben haben, es wäre ihm unmöglich, die Julie des Herrn Rousseau zu lesen. Ich glaube es, und mich dünkt, es wäre ihm noch weit unmöglicher gewesen, sie zu schreiben.

Ich habe bereits mehr als einmal gesagt, und muß es nochmahls wiederholen, daß die besondere Materien, die Herr Rousseau in diesem Romane abhandelt, vortreflich ausgeführt sind. Nur der Roman, dünkt mich, ist seiner unwürdig; und verdient den Beyfall nicht, den er erhalten hat.

B.

# Hundert und neun und sechzigster Brief.

Herr Rousseau hat wohl eingesehen, daß die Schreibart seiner Verliebten zu tadeln sey. Der Gelehrte mit dem er sich unterredet, spricht in der Vorrede;* „Wollen Sie denn das Briefe nen„nen? Ist das ein Briefenstyl? Wie voller Aus„rufungen! Voller Würze! Wie viel emphatische „Heftigkeit gemeine Dinge herzusagen! Mit was „für grosse Worte werden die kleinsten Vernunft„gründe vorgetragen! Wahrer Sinn und Rich„tigkeit ist selten; Feinheit, Kraft und Gründ„lichkeit aber nirgend darinn anzutreffen. Der „Ausdruck ist beständig in den Wolken und die „Gedanken kriechen. Sind es anders wurkliche „Personen; so gestehen Sie, daß ihre Schreib„art sehr unnatürlich sey.„

Aus der Antwort des Herrn R. aber werden Sie ersehen, daß sich dieser Weltweise von der Natur der Affectensprache gar seltsame Begriffe machet. „Glauben Sie, spricht er unter andern,

„daß

„daß die wahren Leidenschaften so lebhaft, so „stark, so farbenreich sprechen, als ihr in euren „Schauspielen und in euern Romanen bewundert? „Keinesweges, die Leidenschaften sind so voll von „sich selber, daß sie sich mehr mit Ueberfluß, als „mit Kraft ausdrücken.„ Das dächte ich nicht. Meines Erachtens sind die zärtlichen Leidenschaften nichts weniger als schwatzhaft. Zorn und Verzweiflung pflegen, indem sie Erleichterung suchen, sich mit Ueberflusse zu ergiessen; aber wahre Zärtlichkeit ist zu schüchtern mit Worten zu prahlen, und ihren Ueberfluß auszukrahmen. Wenn ihr die Empfindungen zuströhmen, so drückt sie solche zwar nicht farbenreich, aber auch durch keinen Schwall von Worten aus, der mehr Ueberfluß als Kraft anzeigt.

Rousseau fährt fort; „Ein Brief, den die „wahre Liebe dictirt, den Brief eines Liebhabers, „der ächte Leidenschaft empfindet, wird weitschweifig, ausgedehnt, voller Unordnungen, Wiederholungen und langen Reden seyn. Sein Herz „das von einer überströmenden Empfindung voll

„ist, wiederholet beständig eben dasselbe und wird „niemahls fertig, wie eine reiche Quelle, die un„aufhörlich fließt, und sich niemahls erschöpfet. „Nichts sticht hervor, nichts ist merkwürdig, „man behält weder Worte noch Wendungen, „noch Redensarten; man bewundert nichts, „wird von nichts frappiret. Indessen wird man „gerührt, und weis nicht warum.„ Was von der Weitschweifigkeit der Affectensprache gesagt wird, begreiffe ich nicht. Ich glaube, es sey nichts unerträglicher, als wenn das Pathetische weitschweifig wird. — Die Unordnungen und Widerholungen aber müssen in der Natur der Leidenschaft ihren guten Grund haben, und nicht auf Gerathewohl angebracht werden. Die Unordnung muß sogar nur anscheinend seyn. Es fehlen schulmäßige Uebergänge und Verbindungen der Begriffe; allein wer Gefühl hat, wird sie nicht vermissen, und in dieser scheinbaren Unordnung eine weit höhere Ordnung, die Ordnung der Empfindungen wahrnehmen. Die Wiederholungen sind nur bey solchen Empfindungen erlaubt, die in dem Zustande, worinn wir sind,

alle

alle übrige an Lebhaftigkeit übertreffen.* Hier sind die Wiederholungen natürlich und hier thun sie die beste Wirkung. Aber ohne Ursache wiederholen, ohne Maaß weitschweifig seyn, und die Ordnung der Gedanken zerstöhren, ohne sich eine wichtigere Ordnung, die Ordnung der Empfindungen leiten zu lassen, beweiset mehr einen mässigen Schwätzer, als einen tiefgerührten Liebhaber.

Rousseau sagt ferner: „In dieser Art von „Briefen werden die Gedanken gemein, und die „Schreibart dennoch nicht alltäglich seyn. Die „Liebe ist eine Verblendung; sie schaffet sich, so „zu sagen, eine andere Welt; sie umgiebt sich „mit Gegenständen die nicht vorhanden sind, und „da sich alle ihre Empfindungen in Bilder verwandeln, so wird ihre Sprache bilderreich seyn. „Aber diese Bilder werden keine Richtigkeit, keine ordentliche Folge haben; ihre Beredsamkeit „bestehet in der Unordnung; sie beweiset mehr, „je weniger sie schließt.„ Sie können sich leicht vorstellen, was aus diesen Grundsätzen für eine

Sprache der Leidenschaften hat entstehen müssen? Sie ist, wie wir gesehen haben, bilderreich, weitschweifig und unordentlich geworden.

R.

## Hundert und siebenzigster Brief.

Der letzte Brief des Herrn von Wolmar, in welchem er dem St. Preux den Tod der Julie meldet, sagt man, sey ein Meisterstück. Ich räume es ein, wenn von den Grundsätzen, wenn von den philosophischen Betrachtungen die Rede ist, die in diesem Briefe vorkommen. Soll ich aber die Standhaftigkeit der Julie, und ihren mehr als sokratischen Muth bewundern, mit welchem sie in ihren letzten Stunden den Tod erwartet; so muß sich Julie als eine Sterbende zeigen. Sie muß noch eine starke Seele in einem vom Fieber entkräfteten Körper blicken lassen; ich muß das Leiden ihres Geistes und seinen Triumph über die Plagen des Körpers wahrnehmen, wenn

sich jene wollüstige Empfindung geniessen soll, die von Mitleiden und Bewunderung zusammen gesetzt ist, und durch diese Zusammensetzung jenes erhabener und diese sanfter macht. Julie aber übersteigt die Sphäre der Menschheit. Das Fieber verzehret ihren Körper, und gleichwohl ist sie in ihrem Thun und Lassen, als wenn sie die vollkommenste Gesundheit genösse. Ihr Sterben ist ein sanftes Hauptneigen, wie das Sterben auf der Schaubühne. Einige Stunden vorher macht sie ihr Zimmer rein, besorgt ihren Nachttisch, kleidet sich mit Wahl und Sorgfalt an. „Geschmack und Annehmlichkeit zeigten sich in „ihrem nachläßigen Putze. Man hätte „sie eher für eine Staatsdame ansehen sollen, „die Gesellschaft erwartet, als für eine Land„edelfrau, die den Tod erwartet. „Sie gehet zu Tische, sie genießt etwas, trinkt ein Glas Wein, und beredet ihre Freunde zum Essen. „Kurtz! sagt R. eine Hausfrau, die „den Gästen ihre Aufwartung zu machen „beflissen ist, kann in gesunden Tagen sich

 „nicht

„nicht höflicher, verbindlicher und liebenswerther „gegen ihre Fremden betragen, als die sterbende „Julie gegen ihre Familie.„ Den ganzen Tag ist ihr Geist in einer unaufhörlichen Wachsamkeit. Sie philosophirt, sie vermahnt, sie tröstet, sie beweiset und widerlegt. Ich sehe allenthalben Rousseau, nirgend ein sterbendes Frauenzimmer, und bin alle Augenblicke geneigt zu zweifeln, ob Julie auch kranck sey.

So gehets mit den übermäßigen Verschönerungen des Ideals. Man will die Bewunderung höher treiben, und wird unglaubhaft. Einen Sokrates, der bey muntern Leibeskräften den gewissen Tod mit Sonnenuntergang erwartet, bewundert man, daß er den letzten Tag seines Lebens noch in dem Schoosse der Weltweisheit hinbringen kann, und über alle Zerstreuungen hinweg ist, die einem gemeinen Sterblichen in seinen Umständen alles Nachdenkens unfähig gemacht haben würden. Allein das Urtheil eines Arztes ist so unwiderruflich nicht, als das Urtheil der Athenienser, und wenn wir sehen, daß der Krancke

selbst seine Schwachheit verleugnen, und nach langen ermüdenden Unterredungen noch vier oder fünf Seiten in einem Oden wegphilosophiren kann; so glauben wir ihm mehr als dem Arzte, und die Bewunderung verschwindet. Ja die Julie ist allen Anwesenden an Munterkeit und Kräften weit überlegen. Sie belehrt ihren Prediger, überzeugt einen Wolmar, tröstet die Frau von Orbe, entwirft einen Plan zur Erziehung ihrer Kinder, und disputirt über den Zustand der abgeschiedenen Seelen, ohne daß sie das Fieber jemals erinnert, sie habe genug geredet. Wolmar erinnert sie einst daran, und sie antwortet sinnreich genug; ja für eine Krancke rede ich vielleicht „zu viel, aber nicht für eine Sterbende. Ich „werde bald gar nicht mehr reden.„ Sie setzet hinzu, um das Vermögen zu philosophiren zu entschuldigen, daß einem Sterbenden vielleicht nicht geziemet; „Ich mache itzt „keine Vernunftschlüsse mehr, aber ich habe „welche gemacht. Ich wußte in gesunden „Tagen gar wohl, daß ich sterben müsse.

„Ich

„Ich habe oft über meine letzte Kranckheit nach„gedacht, und itzt mache ich mir meine Vorher„sehung zu Nutze. Ich bin nunmehr weder zum „Dencken noch zum Entschliessen aufgelegt. Ich „sage nur was ich gedacht, und thue was ich be„schlossen habe.„ Eine feine Distinction, mit der sich allenfals der Herr von Wolmar, aber gewiß das Fieber nicht abweisen läßt.

Man siehet gar deutlich, daß es dem Herrn R. mehr um seine philosophische Materien, als um den Roman zu thun gewesen. Er hat keinesweges den Plan zur Geschichte zu erst entworfen, und sodenn überlegt, welche Materien wohl als Episoden darinn Platz finden könten; sondern die Materie waren abgehandelt, und um sie zu verbinden, und ein Ganzes daraus zu machen, erfand er eine Geschichte, die aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, zwar sinnreich genug ist, aber in der That mehr einer beständigen Kette von Episoden, als eine wohlgeordnete Geschichte genennt werden kann. — So ist es, und deswegen dencke ich gar schön für des Herrn Rousseau Roman,

und

und lesen hingegen die schönen Abhandlungen, die ausser der Verbindung, in welcher sie stehen, vortreflich sind!

R.

## Hundert und ein und siebenzigster Brief.

Man hat auch schon angefangen von der neuen Heloise eine deutsche Uebersetzung, sauber gedruckt und mit einem Titelkupfer gezieret, zu liefern. * Daß sie übersetzt werden würde war zu vermuthen; Man kennet das rüstige Volk unserer Uebersetzer und die heißhungrige Begierde, mit welcher sie über ein Werck wie die Julie herfallen musten. Daß man sie aber mishandeln würde? Auch dieses war nicht unerwartet. Die gekünstelte und an sehr vielen Stellen dunkele Sprache des Rousseau erfordert Zeit und Aufmerksamkeit, und unsern gewöhnlichen Uebersetzern fehlet gemeiniglich beides. Sie übersetzen ohne zu lesen, und arbeiten mit einer Eilfertigkeit.

Wo

* Leipzig in der Weidemannischen Handlung, 1761.

Wogegen Zeit und Schall und Wind.
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind.

Sie übersetzen einen Gedanken ohne zu wissen, was für einer darauf folgen wird. Wie können sie sich also um Deutlichkeit, Zusammenhang und Schönheit des Styls bekümmern? Kömmt noch die Unwissenheit der Sprache hinzu; so muß nothwendig die vortreflichste Urschrift in ein solches Geschmiere verwandelt werden — wie unsere meisten Uebersetzungen zu seyn pflegen. Man kann sagen, unsere elenden Uebersetzer machen den Originalschriftstellern der Nation Ehre, denn wer die Schriften der Ausländer nur aus Uebersetzungen kennet, der wird immer lieber unsere mittelmäßigen Originale lesen, weil doch wenigstens Menschenverstand darinnen ist.

Die deutsche Uebersetzung der Heloise ist in dem Hamburgischen Correspondenten ungemein gelobt und ungemein getadelt worden. Ich glaube dieses Räthsel leicht auflösen zu können. Die Ungleichheit der Uebersetzung zeiget gar deutlich, daß verschiedene gantz ungleiche Hände daran gearbeitet haben müssen. Daher sind manche

Briefe

Briefe gut, manche erträglich übersetzt, und in manchen zeigt sich die elendste Unwissenheit von der Welt. Es ist sich zu verwundern, wie ein Mensch, der die gemeinsten französischen Redensarten nicht verstehet, so unverschämt seyn kann, sich an eine so schwere und undanckbare Uebersetzung zu wagen. ' Der angeführte Recensent hat eine Menge von groben Schnitzern angezeigt, die er hier und da im Durchlesen bemerkt hat. Daß aber der Uebersetzer ja nicht glaube, das wären sie alle! Ich habe nur wenige Briefe mit dem Originale verglichen, denn die Arbeit ist gar zu eckelhaft, und hier ist eine kleine Nachlese, darüber Sie erstaunen werden. Ich konnte mich sicher darauf verlassen; wo ich im Deutschen gar zu groben Non-Sense, gar zu plumpe Ungereimtheiten bemerkte, da könnte ich zuversichtlich auf einen Uebersetzungsfehler Jagd machen, und mir eine gewisse Beute versprechen. Z. E. der Uebersetzer sagt (im vierten Briefe.) „Wie sollte dieses „Hertz, das nichts verbergen kann, dir seine übrige „ge Schwachheit verbergen? Ach! den ersten „Schritt, der das meiste kostet, den sollte es „nicht

„nicht thun.„ — — Das Herz soll den ersten Schritt nicht thun? So schreibt kein Rousseau. Ich schlug auf und fand, le premier pas, qui coute le plus, étoit celui, qu'*il ne faloit* pas faire — — Doch Kleinigkeit! Hören Sie weiter! — „Du weißt es, und deine Reue wird „es bestärken.„ Tu le sais, sagt das Original, & tes remords en augmenteront. — — „Ich „sehe, ich fühle allzuwohl, heißt es im Deutschen, „wohin der erste Schritt verleitet, und doch such„te ich gar nicht mein Unglück zu vollenden, „sondern ihm zu entgehen.„ Welcher Unverstand! Ich suche nicht mein Unglück zu vollenden, sondern ihm zu entgehen! Je ne cherchois pas a *préparer* ma ruine, mais a l'eviter, sagt Rousseau, und aus dem preparer ist in der Uebersetzung vollenden geworden.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 25. Junii 1761.

## Beschluß des hundert und ein und siebenzigsten Briefes.

Noch immer in demselben Briefe — — „Denke jedoch nicht, daß es mir unbe„kannt wäre, daß es mir gebühre Bittschriften „anzunehmen, und daß ich, um mir Gehorsam „zu verschaffen, nichts thun darf, als mich aus „List verächtlich machen." Verstehen Sie das? Unmöglich! pour me faire obeir, sagt R. je n'avois qu'a me rendre avec art meprisable. Nun ist der Verstand deutlich. Durch Verstellung sich eine Herrschaft über den Geliebten anmassen, nennet Julie sich mit Kunst verachtungswürdig machen.

Der fünfte und sechste Brief sind erträglich. Im siebenden sagt der Uebersetzer „daß sie uns „doch fehlet, diese geschickte Frau, deren Ver-

„lust du für unsern Vortheil hälst! Er wäre es „gewesen, wenn wir gleich Anfangs in sichere„re Hände gerathen wären; allein jezt, da wir „aus ihren Händen kommen, sind wir zu wohl „unterrichtet u. s. w.“ Welche Verwirrung! Ich schlug nach und fand einen ganz anderen Gedanken. „Vielleicht wäre es besser gewesen, „heißt es in der Urschrift, statt in ihre Hän„de zu kommen, gleich Anfangs in sicherere „Hände zu gerathen. Allein Il l'eut eté, was kan das anders heissen, als Er wäre es gewesen?

Daß der Uebersetzer etourderie sehr einfältig durch Einfalt gegeben, hat bereits der Hamburgische Recensent erinnert, allein er hat in eben demselben Briefe raisoneuse, wo es offenbar Vernünftlerin heissen soll, durch Schwäzerin gegeben, und macht durch diesen Schnitzer die ganze Stelle unverständlich.

Sie haben genug. O noch lange nicht! die lustigen Schnitzer werden erst noch kommen.

St.

St. Preux beklagt sich, die Julie sehe für eine schmachtende Liebhaberin zu munter aus und er wünscht mehr Kennzeichen einer verlöschten Sehnsucht in ihrer Gesichtsbildung anzutreffen. Sie singet diese Klage seltsam, comptiés vous fragt sie, de me respecter aussi longtems que je serois peur, & de vous retracter quand je diviendrois supportable. D. i. „Dachten Sie etwa, mich so lange zu verehren, „als ich schrecklich aussähe, und zurück zu wei„chen, so bald mein Gesicht erträglich würde?" Nun hören Sie, wie unser Uebersetzer die Stelle verstehet! „Oder machten Sie sich vielmehr „die Rechnung, mich so lange zu verehren, als „ich furchtbar wäre, und wenn ich verträg„licher würde, ihre Ehrfurcht zurück zu nehmen?" Wenn sich doch unsere Uebersetzer wenigstens die Mühe geben wollten, die Wörterbücher nachzuschlagen! Faire peur, furchtbar seyn, und supportable, verträglich; solche grobe Schnitzer würden ihnen doch unmöglich entwischen können.

Je vous dirai, sagt St. Preux zur Julie, ce que les autres auront pensé, vous me dirés sur le même sujet, ce que vous pensés vous même, & souvent aprés la leçon j'en sortirai plus instruit que vous. Und oft werde ich in der Lehrstunde mehr gelernet haben als Sie." Unser Uebersetzer sagt: „und oft werde „ich noch gelehrter aus der Lehrstunde kom„men als Sie." So! und also macht sie ihn in der Lehrstunde noch gelehrter, als sie selbst ist? On s'exerce à voir, comme à sentir, ou plutot une vue exquise n'est qu'un sentiment delicat & fin. Diese Sentenz muß dem Uebersetzer anfangs paradox geschienen haben. Er kam also auf den unglücklichen Einfall zu verbessern, nahm das Sehen alhier in uneigentlichen Verstande, und setzte: „Man übt sich „im Denken, wie im Empfinden; oder viel„mehr, eine vortrefliche Kenntniß ist nichts als „ein zärtliches und feines Gefühl." Auf derselben Seite kömmt der Gedanke s'exercer à voir, comme à sentir zum zweyten mahle vor. Daselbst merkt der Uebersetzer endlich, daß seine

Ver-

Verbesserung unschicklich sey, und läßt es beym natürlichen Verstande bewenden; allein, was einige Zeilen vorher geschrieben war, blieb stehen.

Julie schickt ihrem Liebhaber Geld zu Reisekosten. Als er sich weigert es anzunehmen, giebt sich ihm deswegen Verweise, und spricht unter andern: entre deux coeurs unis, la Communaute des biens est une justice & un devoir, & si je me trouve en arriere de ce qui me reste de plus qu'à vous, j'acepte sans scrupule ce que je reserve, & je vous dois ce que je ne vous ai pas donné. Der Gedancke ist nichts außerordentliches, allein, nach Gewohnheit dieses pretiösen Verliebten, seltsam gewendet. Julie will sagen, sie habe zwar mehr behalten, als sie ihrem Liebhaber geschikt hat, allein sie trüge kein Bedencken den Ueberschuß anzunehmen, und wollte ihm so viel schuldig bleiben. Unser Uebersetzer aber, der gut genug übersetzt zu haben glaubt, wenn er, die Stellen, die er im Französischen nicht verstehet, im Deutschen eben so unverständlich macht, verdeutscht:

„wenn ich dem, was ich mehr als Sie besitze, „einen Ueberfluß habe, so nehme ich gleichsam „das, was ich zurückhalte, ohne Bedenken an, „und bleibe ihnen nicht das schuldig, was ich „ihnen nicht geben könnte." Können Sie sich etwas Unsinnigeres vorstellen? Man siehet, daß der Mann im Finstern tappet, und um sicher zu gehen, sich an seinen Vorgänger fest anschliesset; allein er gehet so ängstlich, daß jeder Tritt ein kleiner Fall wird. —

„Sagen Sie mir doch, was das heissen soll? „Niemals habe ich deutlicher bemerkt, was „für ein innere Zug mich nöthiget, unser ge„meinschaftliches Daseyn nach dem Zustande „meiner Seele auf verschiedene Arten einzurich„ten." Der unglückliche Mann. Er hat sich abermals an seinen Führer festgehalten. Er hat Wort für Wort nachgelallt, was die Urschrift saget, und gleichwohl verstehet ihn kein Mensch. Je n'ai jamais mieux remarqué, sagt der schwärmerische St. Preux, avec quel instinct je placé en divers lieux notre existence com-

mune

mune selon l'etat de mon ame. Der Gedanke ist entsetzlich gekünstelt, aber doch zu verstehen. „Ich habe niemals so deutlich bemerckt, wie sehr „mein Gemüth geneigt ist, unser unzertrennliches „Daseyn bald hieher bald dorthin zu versetzen, „nachdem der Zustand meiner Seele so, oder „anders beschaffen ist.“ Die Folge macht den Gedanken deutlicher, allein nach der deutschen Uebersetzung ist gar kein Menschenverstand hinein zu bringen.

Was heist das? das schlimste ist, das alle „diese Uebel mein ärgstes unaufhörlich vergrös„sern„ Wort zu Wort! Le pis est que tous ces maux empirent sans cesse mon plus grand mal. Die Uebersetzung ist getreu. Wer kann dafür, daß mon plus grand mal hier nicht durch mein ärgstes gegeben werden muß! Wenn die Arbeit fördern soll; so kann man unmöglich auf solche Kleinigkeiten sehen.

Ah que ne me trahissois-tu? „Ach warum „verriethst du mich doch? sagt der Uebersetzer.— Werden sie nicht bald müde seyn? höre ich Sie

 fra

fragen. O ja! ich bin es schon. Doch ich will den sechs und dreyßigsten Brief in der Uebersetzung nicht umsonst gelesen haben. Sie müssen ein paar Stellen daraus hören. Baise cette lettre, hebt Julie an, & saute de joye pour la nouvelle que je vais t'apprendre; mais pense que pour ne point sauter & n'avoir rien à baiser, je n'y suis pas la moins sensible. D. i. „Küsse diesen Brief und tanze für Freu„den, über die Neuigkeit, die ich dir zu melden „habe. Du kanst aber glauben, daß ich, die nicht „tanzet und nichts zu küssen hat, deswegen nicht „weniger vergnügt darüber sey." Unser elender Uebersetzer sagt: „Küsse diesen Brief, und sprin„ge vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir „erzählen will; wisse aber, wenn du nicht „springst, und ihn nicht küssen willst, so bin „ich die Allerunempfindlichste." Ist eine so armselige Uebersetzung nicht tief unter der Kritick?

Je ne jugeai pas à propos, ich hielte es nicht für dienlich. Der Uebersetzer meynet, à propos heißt allenthalben die rechte Zeit.

Il fal-

Il faloit feindre de la tristesse, & le faux rolle que je me voir contrainte à jouer m'en donne une si veritable, que le remord m'a presque dispensé de la feinte. Der Uebersetzer sagt gerade das Gegentheil: „Die falsche Rolle, „die ich zu spielen genöthigt bin, erweckt mir „eine so wahre Betrübnis, daß mein Gewissen „mich beynahe von der Verstellung frey „spricht." Freylich! dispenser heißt auch freysprechen, aber hier spricht das Gewissen die Julie nicht frey; sondern es überhebt sie der Mühe, sich zu verstellen.

Sie werden leicht glauben, oder Sie sollten mir den Unglauben theuer bezahlen müssen, daß einem solchen Uebersetzer tausend kleine Unrichtigkeiten entwischen, die man ohne Eckel zu erregen, nicht aufmutzen kann; daß man ihm unnatürliche Redensarten, französischdeutsche Wortfügungen und überhaupt den Mangel der Zierlichkeit gern übersiehet, und nur da ein wenig stutzet, wo man unmöglich einen Menschenverstand herausbringen kann. Und gleichwohl werden solche Uebersetzungen von unsern

nachsichtvollen Publico gut aufgenommen, und es findet sich auch wohl noch hier und da ein Zeitungsschreiber, der das Herz hat sie anzupreisen.

X.

## Hundert und zwey und siebenzigster Brief.

Sie kennen den Verfasser des Neuesten und auch seine Unverschämtheit, die gewiß in der gelehrten Welt kaum ihres gleichen hat. Er hat es mit allen elenden Köpfen gemein, daß er sich nie über die eingeschränkte Sphäre, in der er sich befindet, erheben kann. Er kriecht im Schlamme, verwahrloset zu allen erhabenen Gedanken und richtigen Empfindungen. Bloß seine gewaltige Unverschämtheit muß ihn von andern elenden Schriftstellern unterscheiden. Vermöge derselben entblödet er sich nicht, die dreistesten Urtheile über Sachen zu sprechen, von denen er niemals nur einen Funken von Einsicht gehabt hat, z. E. von Poesie, Musik und

Malerey. Vermöge derselben ist er unwiederlegbar, und wiederholet ohne Schaam, die falschen Sätze, deren Ungrund ein jeder Mann vom Geschmack einsiehet, und deren Falschheit ihm schon hundertmal unumstößlich bewiesen worden, mit eben der dreissen Stirne, als ob es die ausgemachtesten Wahrheiten wären. Wenn selbst ein Lauder roth wird, und seiner niederträchtigen Erdichtung wegen, vor seiner ganzen Nation Abbitte thut; so kann er, mehr als Lauder, noch fortfahren, den unsterblichen Milton einen gelehrten Dieb zu nennen. Vermöge dieser Unverschämtheit thut er einigen der größten Männer des Alterthums und der neuern Zeiten die Ehre, sie mit sich in eine Klasse zu setzen, andern hingegen, die das Unglück haben, ihm zu mißfallen, möchte er gerne, wenigstens bey der kleinen Anzahl seiner blinden Schüler, in die Reihe der elenden Schriftsteller setzen, in die er eigentlich von einem jedem Kenner gesetzt wird.

Die größten Geister der engländischen Nation sind bekanntermassen, seinen Unwillen ganz insbesondere

insbesondere ausgesetzet. Er möchte gar zu gern einen Shakespeare, Milton und Young vernichten, oder vielmehr er möchte sie gern als die schlechtesten Köpfe, die nicht die geringste Achtung verdienen, ausschreyen, wann nur sein ohnmächtiges Schreyen bey Leuten, die etwas mehr als sein Neuestes zu lesen gewohnt sind, etwas helfen wollte.

Wider Young hat er sich neulich * wieder bey Gelegenheit der Gedanken desselben über die Originalwerke ganz entsetzlich ungeberdig bewiesen. Es wäre fast gar nicht zu begreiffen, wie dieser Mann über das Youngsche Werk sogar ungesunde Urtheile zu fällen im Stande wäre, wann seine gewöhnliche Art zu urtheilen sich irgendwo verläugnen könnte.

Sie wissen es, daß ich für den wahrhaftig grossen Young, dennoch keineswegs partheiisch eingenommen bin; ich gehöre nicht zu denen enthusiastischen Bewundern desselben, die den Centaur, weil ihn Young geschrieben hat, bey-

nahe,

* S. das Neueste 1760 Herbstmonath oder No. IX. S. 671.

nahe für das beste unter den menschlichen Büchern ausgegeben: ich halte ihn für eine sehr mittelmäßige Schrift. Von Youngs Prose halte ich überhaupt nicht viel; eine Anmerkung, die nicht seit gestern über viele Dichter gemacht worden!

Sie werden also auch leicht denken, daß mir an den Gedanken über die Originalwerke nicht alles gefält. Hätten Sie dieses Werkgen auch noch nicht gelesen, so würden Sie doch leicht haben errathen können, wie Young diese Materie könne bearbeitet haben. Er ist selbst einer der vornehmsten Originalschriftsteller und schreibt an einem Richardson, der es noch mehr ist. Was können Sie wohl erwarten? Keine ängstliche Methode, selbst Erklärung, die ein gemeiner Leser nöthig haben könnte, waren bey einem Richardson voraus zu setzen. Allenthalben aber wird der Gegenstand in ein neues fremdes Licht gesetzet; allenthalben vortrefliche Züge, neue Bemerkungen, tiefe Gedanken, körnigte Urtheile, richtige Entscheidungen; viel Witz und noch mehr Humor; Sprünge von

einer

einer Materie zur andern, die zuweilen in der Grösse des Genies, zuweilen in dem Alter oder der Gewohnheit des Verfassers, ihre Ursach haben können. Eine etwas schwülstige Schreibart, so der eigentlichen Prose keinesweges angemessen ist, die auch keinen, der weniger als Young ist, zur Nachahmung anzurathen wäre? Dis würden Sie ohngefähr erwartet haben, und ohne Zweifel haben Sie es gefunden!

Nun können Sie sich gar nicht vorstellen, was der Verf. des Neuesten, bey Gelegenheit dieses Werkgens, für gar ungeräumtes Zeug hervor gebracht hat. Es ist fast unbegreiflich, wie es in dem Kopfe unsers Recensenten aussehen müsse! Die deutlichsten Sachen verstehet er nicht, verwirret das, was sonnenklar ist, und macht selbst bey den vortreflichsten Stellen seines Verf. Anmerkungen, die an Albernheit gewiß alle, die noch jemals gemacht worden, übertreffen müssen.

Young sagt gleich im Anfange, da er von der Wichtigkeit seiner Materie redet: „Ob ich gleich „fürchte, daß ich mich nicht durch das Eis des

Alters

„Alters und durch die Wolke von Sorgen, die „schwer auf mir liegt, werde durcharbeiten, „noch zu dem Strome von Gedanken und dem „Glanze des Ausdrucks gelangen können, den „solche feine Materien erfordern, so will ich es „dennoch wagen. —“

Wie vortreflich passen hier alle Metaphern aufeinander. Das Eis des Alters hindert den Strom der Gedanken; eine Wolke von Sorgen, den Glanz des Ausdrucks. Welcher Vernünftiger kann wohl an diesem Perioden etwas auszusetzen finden? Freylich niemand als der V. des Neuesten, der schreyet auf: „Ein solches „Phoebus und Galimathias ist unserm hitzigen „Greise noch nicht verrauchet. Hätte er doch „den Werenfels de Meteoris, des Bouhours „Maniere de bien penser, oder seinem Lands„man Swift περι βαθους gelesen.“ Ey ja doch! Warum nicht lieber auch Gottscheds kritische Dichtkunst für die Deutschen!

Wollen Sie noch ein deutlicher Beyspiel, von ungesunden Urtheilen über die vortreflichste Stellen. Hier ist eins! Young saget, nachdem er

von

von dem Nutzen der Bücher überhaupt gehandelt hat: „Mitten in den geräuschvollen „Labyrinthen des öffentlichen Lebens, worinnen „wir umher schwärmen, verschaffen uns diese „Arbeiten des Geistes, wenigstens eine Ruhe „von Sorgen, eine angenehme Pause eine erqui„ckende Erholung. Befinden wir uns durch un„sere Wahl oder durch unser Schicksal auf dem „Lande, so bewahren uns dieselben vor der „Trägheit und Sinnlichkeit, welche gleich bösen „Insecten sich nach und nach unvermerkt in die „anmuthige Laube, wohin wir geflohen sind, „einschleichen, und alle ihre Annehmlichkeiten „vergiften können. Das Bewustseyn eines La„sters raubt der Rose ihren Geruch, der Lilie „ihren Glanz, und macht ein Eden zu einer „erstorbenen und schrecklichen Gegend.“ Nun hören Sie die unverschämte Anmerkung, die der Herbstmond über diese treffliche Stelle macht: „wahrhaftig, heißt es, hier ist mehr denn Lohenstein!

Der Beschluß folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXI. Den 2. Julii 1761.

### Beschluß des hundert und zwey und siebenzigsten Briefes.

Bey Gelegenheit des unschuldigen Wortes Genie, dessen sich der deutsche Uebersetzer bedienet, hat den Herbstmont seinem Schülerwitze rechten freyen Lauf gegeben. „Dieser Fremdling schreiet er, wird bey uns „itzo so ein alltäglicher Gast, daß wir ihn, „wie vormahls einen Scapin und Harle„kin auf allen Bühnen erblicken; daß „ohne ihn keine Schrift, wie vormahls ohne „diese kein Schauspiel schön zu seyn dünket. „Wir sind nur wider das Wort, und nicht „wider die Sache; die sonst das kluge Deutsch„land durch Geist und Witz auszudrücken „pflegte; welche schönen Wörter man vor dem „lieben Genie unter das alte Eisen werfen

„will. Aber was ist wohl dieser Ausländer für „ein Kerl „

Welche Schreibart! Sollte wohl der sich ein Muster für andern zu seyn dünken, so reden, wie der Fisch- oder Kräutermarkt redet. Ich meine hier so wie der Herr R. bloß die Schreibart und nicht die Sache. Denn was diese betrift, so nimmt es mich gar nicht Wunder, daß er unter Genie, Geist und Witz keinen Unterschied zu machen weiß, da er von diesen drey Dingen bekanntermassen nie die geringste Empfindung gehabt hat. Wenn man auch suchen wollte ihm diesen Unterschied begreiflich zu machen, so würde er doch aus eben dieser Ursach so wenig davon begreifen können, als die Jenaischen Magister von dem guten und schlechten Tone einer Schrift, oder die Verfasser der schwarzen Zeitung von der ausdrücklichen Unmöglichkeit, daß sie Schriften die weder Schulprogrammata noch Casualpredigten sind, nur mit einiger Vernunft recensiren können.

Damit der Recensent, an Yoling etwas auszusetzen finden könne, verdrehet er alles, und

zwinget

zwinget sich, alle Exempel die er anführet, aus einem ganz andern Augenpunkte zu betrachten, als sie in dem Werke selbst betrachtet werden. Dann will er allerley abgeschmacktes finden, welches aber nothwendig auf ihn selbst zurückfallen muß. Ich will Ihnen nur ein Beyspiel anführen: Young sagt: „der Geist eines Mannes „der Genie hat ist ein fruchtbares und angeneh„mes Feld; angenehm wie Elysium und „fruchtbar wie Tempe; Es genießt einen „immerwährenden Frühling. Die schönsten „Blumen dieses Frühlings sind die Origi„nale.“ Jeder Vernünftiger wird in dieser Stelle nichts anders finden, als eine sehr richtige poetische Vergleichung eines grossen Genies, mit einem fruchtbaren Felde. Was thut aber unser armseliger Recensent, er träumet, als ob Young mit diesen Worten eine Erklärung des Worts Genie habe geben wollen, und dann ruft er mit einer hochweisen Mine aus: „Nun wissen wir es doch! Elisium, „Tempe, Frühling, angenehm, frucht„bar, Blumen! das alles weis ja ein jeder.

„Wer wird dann nicht verstehen was Genie ist?
„Wenigstens wird man sich schämen es zu ge-
„stehen.„ Hierauf kommt ein Gewäsche von
Nachahmung, Natur, u. s. w. das ganz und
gar von dem wahren Verstande der Sache ab-
weicht. Wollte ich mit den Kernhaften Aus-
drücken, die der N. liebt, reden, so müste ich
sagen, er redet von Aepfeln, wenn Young von
Birnen redet. Sollte man nicht Mitleiden
mit einem so hirnlosen Kopfe haben? Wahrhaftig
er würde es recht sehr verdienen, wenn nicht zu
der tiefen Unwissenheit, die jede Zeile verräth,
noch vorsetzliche Bosheit käme, vermöge deren er
ausdrücklich die Augen zuthut, damit er nicht
sehen dürfe.

Er behauptet, z. E. Young wisse selbst
wovon er rede, und sage auch nicht, was
er eigentlich unter Originalen verstehe.
Doch ich muß Ihnen nur seine eigene pathe-
tische Worte hersetzen: „Allein was sind Ori-
„ginale? Das ist ein wichtiger Punkt, über
„den uns der Verfasser wohl nicht wird ste-
„cken lassen. — Aber umsonst. Ich will

„mich nicht in die merkwürdige Untersu-
„chung vertiefen, was eigentlich ein Ori-
„ginal sey oder nicht! Da haben wirs. Sol-
„che grosse Geister vertiefen sich so sehr nicht zu
„uns einfältigen philosophischen Köpfen, die wir
„überall deutliche Begriffe suchen. Eine hüb-
„sche dunkle Idee zieret eine ganze neumodi-
„sche Schrift. So kann man fein in die weite
„Welt hinein predigen, ohne daß der Leser das
„geringste verstehet; genug daß er sagen muß: der
„Mann schreibt schön! der Mann denket tief!
„Ich möchte Ihm wohl Tag oder Nacht zuhören
„oder lesen!„ Sollte man nicht glauben, ein
Recensent der sich auf eine so hämische Art
unnütz macht, wird wenigstens dismahl sei-
nen Autor recht getreu angeführet haben? —
oder er müsse der Unverschämteste unter der
Sonnen seyn? — Hören Sie an; was
Young dichte vor der angezogenen Stelle
sagt: „Die Nachahmungen sind von dop-
„pelter Art. In einigen wird die Natur, in
„andern werden die Autoren nachgeahmt.
„Wir nennen die erstern Originale und be-

„halten den Namen der Nachahmung nur „für die letztern.“ Ist dis nicht deutlich? Hat Young hiermit nicht ausdrücklich angezeiget, was er durch ein Original verstehe? Sich in weitere Untersuchung hierüber zu vertiefen, konnte er nach der Absicht seiner Schrift freylich sehr wohl unterlassen, aber wer kann unterlassen, zu bemerken, daß der Recensent hier seinen Autor mit Vorsatz verstümmelt um dem Leser dadurch hinter das Licht zu führen!

Das sauberste Stückgen in der ganzen Recension sind die vier letzten Blätter, worinn der R. Youngs Werk zu widerlegen sucht. Das ist ein Geschwätze! Wehe mir, daß ich es gelesen, denn nun werden sie einen Auszug verlangen; dis ist aber so unmöglich, als in einem Chaos Ordnung zu finden; lesen Sie es selbst, so werden Sie sich einen kleinen Begriff machen können, was der Herr R. würde gesaget haben, wenn er etwa in einem Schreiben an einen Schwarz, Schönaich oder Pantke seine Gedanken von Originalwerken hätte eröfnen sollen.

Ich

Ich weiß es Sie haben eine nur allzu gute Meynung von unserer Nation; Sie scheinen zu glauben, der gute Geschmack vermehre sich doch täglich bey uns, und werde auf gewisse Weise allgemeiner. Wenn Sie dieses Urtheil, das uns so sehr schmeichelt, haupten wollen, so denken Sie nur daran; daß ein Schriftsteller wie der V. des Neuesten noch von einem grossem Theile der Nation gelesen und von einem noch grössern Theile, als dem guten Geschmack unschädlich oder als ein Mann, der doch seine Verdienste habe, betrachtet wird. Ohe iam satis est. —

Weil ich doch einmahl auf das liebe Neueste gekommen bin, so muß ich Ihnen eine Anmerkung hersetzen, die mir eben einfält. Sie werden sich erinnern, daß unser seliger Herr O. Ihnen vor ein paar Jahren eine Vertheidigung des Herrn Heinz gegen eine ungezogene Recension in eben diesem Neuesten überschrieb. Darüber ist die Gottschedische Schule aufgewacht, und hat auf unsere Briefe losgedonnert, wie — ein Lichtputzer in der Comödie donnert; mit gros-

fern Geprassel aber ohne Wirkung! Insbesondere hieß es immer Herr O. habe gar keine Gründe geführet, und sage selber man solle ihm nur auf sein Wort glauben. Sie wissen aber, daß Sie damahls, die Gründe die er Ihnen in dem ersten Briefe zu versagen schien, in zwey oder drey nachfolgenden Briefen gelesen haben, worinn er weitläufig erörterte, warum Her Heinz in der Hauptsache vollkommen recht habe und warum Er in vielen Nebendingen mit demselben nicht einig seyn könne. Er zeigte, daß Herr Gottsched offenbar, die deutsche Sprache, bloß nach Art der lateinischen behandelt habe, und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Nun muß ich Ihnen nur sagen, wie es zugegangen ist, daß diese Briefe nicht gedruckt worden. Als der erste abgedruckt war, so ersuchte uns ein Gelehrter dem wir Ehrfurcht schuldig zu seyn glaubten, vielleicht aus unverdienter Hochachtung gegen Herrn Gottsched, diesen Streit nicht weiter fortzusetzen, indem er uns zu weit führen möchte; die Umstände waren so beschaffen, daß man dieses nicht wohl abschla-

gen konnte, die Briefe wurden also zurückgenommen und sind hernach unter andern Papieren verworfen worden. Herr O. hielte es mich bey einer abermaligen Ausfoderung nicht der Mühe werth, sie noch einmahl zu schreiben, indem er fand, daß der eine Theil schon überzeugt war, und der andere nie überzeugt werden könnt, wir alle sind auch von dem geringen Nutzen solcher fortgesetzter Streitigkeiten so sehr überzeuget, daß wir uns niemals in eine ausführliche Vertheidigung einlassen, es müßte denn seyn, daß dabey solche Punkte könnten erläutert werden, welche einen wesentlichen Nutzen haben. Wir sagen das erstemahl unsere Meynung freymüthig und ohne Heucheley, hernach mag sich derjenige, der glaubt ihm wäre zu viel geschehen, an das Publikum verantworten, und dieses mag richten. Sonst sehen wir freylich, daß schlechte Schriftsteller denen wir die Wahrheit gesagt haben, böse werden und auf uns erbitterte Anfälle thun; wir verachten sie aber, und würden uns erniedrigen, wenn wir weniger thäten? Wir sind einigemahl mit Grunde getadelt worden, wir erkennen es, und

wenden

wenden diesen Tadel insgeheim zu unserer Besserung an, — wenn man uns aber verleumdet, sollten wir nicht, mit unserm guten Gewissen zufrieden, dem erleuchteten Theile unserer Leser gnugsame Einsicht, zum Unterschiede zwischen Wahrheit und Verleumdung zutrauen? Wann uns ein Schriftsteller, der das Zeichen der Verwerfung schon an der Stirne führet, schmähen will, warum sollten wir ihn wohl durch eine Widerlegung aus seiner Dunkelheit ziehen? Und wenn jemand uns allen Geschmack und Gelehrsamkeit abzusprechen sich getrauet, warum sollten wir uns wohl vertheidigen, und uns nicht lieber auf den Augenschein verlassen.

Re.

---

# Hundert und drey und siebenzigster Brief.

Sagen sie mir doch wie es zugehet, daß ein Kenner bey den deutschen Kunstrichtern so sicher seyn kann, wenn sie tadeln, und daß er so sehr auf seiner Hut seyn muß, wenn sie loben; Nimmt man etwa ein paar Leute aus, von denen man schon im voraus weiß, aus welcher Quelle ihre Urtheile fliessen, so wird man selbst bey mittelmäßigen Kunstrichtern, selten einen Tadel finden, der ganz ohne Grund wäre Es ist zuweilen, nur im Grade versehen und zuviel oder zu wenig getadelt, aber der Leser ist dem Kunstrichter immer für den gegebenen Wink verbunden, und die Stimme des Kenners wird leicht zwischen dem Schriftsteller und dem Kunstrichter den entscheidenden Ausspruch thun. Aber! wann ein deutscher Kunstrichter anfängt zu loben! — Wehe! dreymahl Wehe uns armen Lesern! Oefters nicht der geringste Grund zu einem solchen Lobe! und das ausserordentlich gelobt, was des grössesten Tadels würdig wäre! der süsse schleichende Zeitungston, hat eine Wen-

bung an sich, unter deren Schutze man die grössesten Ungereimtheiten sagen kan; ich habe auf diese Art erst neulich sogar die Affectensprache in der neuen Heloise gelobt gesehen.

So mißtrauisch man indessen auch bey dem Lobe der gelehrten Zeitungen ist, so läßt man sich doch zuweilen unvermerkt dadurch hintergehen. Im Grunde wird doch hin und wieder manches gelobt, das wirklich Lob verdient. Wird nun z. E. ein neues Werk eines Schriftstellers gelobt der Verdienste hat, so läßt man sich leicht überreden, daß er auch in dem neuen Werke Lob verdienet habe. Man bekommt dadurch ein günstiges Vorurtheil, und fängt begierig an zu lesen, und — freylich schlimm genug, wenn alsdenn wider das erste Lob Zweifel aufzusteigen anfangen! —

Soll ich es ihnen gestehen, daß es mir mit der neuen Uebersetzung des verlohrnen Paradieses *

bey-

* Das verlohrne Paradieß aus dem engländischen Johann Miltons in reimfreye Verse übersetzt, und mit eigenen so wohl als anderer Anmerkungen begleitet von F. W. Zachariä Erster Theil, Altona bey Iversen in groß Quart.

beynahe eben so gegangen ist. Fast in allen Blättern die sich nur mit neuen Bücher beschäftigen, erfolgte ein allgemeines Plaudite; Ich konnte mit Recht das Zutrauen haben, daß Herr Zachariä, die Grundschrift hinlänglich verstünde; Er ist selbst ein Poet, dachte ich, und wird den Geist des Engländers in unsere Sprache überzutragen wissen; Zwar eine Uebersetzung in Hexametern? — Doch er hat ja schon so sehr viele schlechte gemacht, daß ein Mann von seinen Einsichten endlich merken wird, wie man gute Hexameter machen muß, — und hat er denn nicht die Meßiade vor sich! er wird sich ja bestreben, daß der deutsche Milton derselben, wenigstens was den Wohlklang betrift, an der Seite stehen darf; Herr Zachariä sagt selbst, er habe deswegen in Hexameter übersetzt, weil ein Gedicht, wie das verlohrne Paradieß, in einer prosaischen Uebersetzung, wann es auch eine Bodmerische wäre, allzuviel verliere. Er wird also, dachte ich, Bodmern ohnfehlbar übertroffen haben: Bodmers Uebersetzung aber ist doch, man mag es nehmen wie man will, gut zu nennen; Herr Z. weiß auch

ohne

ohne Zweifel, daß Hexameter, die nicht einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit haben, sonderlich in einem langen Werke, weit unerträglicher sind, als eine nur mittelmäßig harmonische Prose. Dis alles zusammengenommen, war es kaum möglich, nicht ein mehr mittelmäßiges Werk zu erwarten.

Mit allen diesen schmeichelnden Hofnungen schlug ich das Buch begierig auf. Aber! ach meine süssen Träume! — Ich las eine Seite herunter, und nach einer kleinen Pause noch eine, und legte das Buch nieder; ich schalt mich selber, daß ich die Schönheiten nicht finden konnte, die ich hatte finden wollen; Ich beschloß diese neue Uebersetzung gegen das Original zu halten, ich fand alles so ziemlich richtig übersetzt, und dennoch ließ es sich im Deutschen durchaus nicht lesen; unvermerkt fing ich an im engländischen Original zu lesen, und hatte bereits zwo gute Stunden mit grossem Vergnügen darinn fortgefahren, ehe ich daran dachte, ob jemahls deutsche Hexameter in der Welt gewesen wären! Nun war mir auch auf

Zeit die Lust vergangen, welche zu lesen. — Nun vergleich ich die schon gelesenen Stellen mit Bodmers Uebersetzung, und sehe nunmehr deutlich genung, in welcher Uebersetzung Milton am meisten verlohren habe.

Ich habe es hernach zum öftern versucht, und habe mich endlich gezwungen, mehrere Seiten nacheinander zu lesen, und mit der Urschrift zu vergleichen; aber ich bin eben dadurch in meinem ersten Urtheile noch mehr befestiget worden. So vortreflich das verlohrne Paradieß in der Urschrift und selbst in Bodmers Uebersetzung ist, so wenig reitzendes hat es in der neuen Uebersetzung, es ist fast unausstehlich mehrere Seiten nacheinander darinn zu lesen, obgleich meist alles dem Wortverstande nach, so ziemlich richtig übersetzet sein mag. Woher kommt dieses? Ich habe gesucht, mir Rechenschaft davon zu geben, und kann nichts anders finden, als daß eine ungemeine Menge Fehler daran Schuld ist, deren jeder an sich selbst vielleicht Entschuldigungen finden konnte, die aber wegen der übergrossen Menge dem Leser höchst-

beschwerlich

beschwerlich fallen. Ein Gemählde das hin und wieder ein paar kleine Staubflecken hat, leidet davon keinen Schaden, ist es aber mit vielen hunderten dergleichen kleinen Flecken übersäet, so wird es ganz unkenntlich. Eben also geht es mit dieser Uebersetzung. Hexameter die wenig oder vielmehr gar keinen Wohlklang haben; Eine Menge falsches Scansionen, unbequemer Worte und Sylben; ein gewisses Einerley in der Schreibart, kurz tausend solche kleine Fehler, davon jeder vielleicht ein oder zweymahl in der Meßiade vorkommt, und daher nur geringen Schaden thut, machen das diese Uebersetzung, wenn sie die erste wäre, dem verlohrnen Paradiese gewiß wenig Leser in Deutschland verschaffen würde, und daß sie nun, da wir Bodmers Uebersetzung haben, in der That völlig zu entbehren ist.

Re.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 9. Junii 1761.

## Hundert und vier und siebenzigster Brief.

Ich habe gesagt, daß die neue Uebersetzung des verlohrnen Paradieses, was den Wortverstand anbetrift, richtig sey, inzwischen ist sie doch, auch was diesem Punkt betrift, nicht von allem Tadel frey zu sprechen. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß Herr Zachariä der engländischen Sprache vollkommen mächtig ist; aber es ist leicht zu erachten, daß aus eben der Ursach, woraus vermuthlich die Menge Fehler wider die poetische Schreibart, den Wohlklang u. s. w. herrühren, auch seine Fehler wider die Richtigkeit der Uebersetzung hergeflossen sind, nämlich aus der Eilfertigkeit; Es ist dieser Uebersetzung nur allzusehr anzusehen, daß nicht die gehörige Zeit darauf gewendet wor-

den, es wäre sonst unmöglich, daß einem Manne von den Talenten des Herrn Zachariä, so ungemein viele Fehler von allerley Art hätten entfahren können, oder bey einer vervielfältigten Durchsicht nicht sollten seyn ausgemerzet worden.

Ich habe, wie schon gesagt, Fehler von solcher Art in dieser Uebersetznng gar nicht gesucht, aber es sind mir ein paar Stellen gleichsam als von ohngefehr in die Augen gefallen, die mich mistrauisch machten, weil sie im Deutschen allzuanstößig waren, als daß ich nicht hätte in die Urkunde schauen sollen. So las ich z. E. S. 192.

Du o Luft und ihr Elemente ihr ältsten Geburten
Von der Mutter Natur; ihr die ihr im viereckten Zirkel
Stets vielförmig umherlauft.

Im viereckten Zirkel? Das hiesse ja in einem Undinge herumlaufen! Milton kann das unmöglich gesagt haben; ich schlage die Urkunde nach und finde: Ye Elements — that in *quaternion* run perpetual circle. Nun verstehe ich, was die deutsche Uebersetzung sagen will. Bodmer setzt richtiger, aber etwas uneigentlich: „die

„in vier Gliedern beständig im Zirkel laufen.„ Milton will eigentlich bloß sagen: Ihr Elemente „die ihr vierfach (weil es nämlich vier an der „Zahl sind) stets im Zirkel lauft.„ Eben so erkläret es auch der Scholiast Newton. „Die in „vierfacher Vermischung und Zusammenfügung „stets im Zirkel laufen, indem nach der Lehre des „Heraklitus stets ein Element in das andere verändert wird.„

Der Anfang des dritten Buchs war eine von den ersten Stellen die ich aufschlug; Sie ist wegen ihrer Vortreflichkeit so berühmt, daß ich hier Herrn Zachariä recht erwartete, ich glaubte, er würde alle Poesie deren sein Geist, und allen Wohlklang, dessen die deutsche Sprache fähig ist, aufgeboten haben, um diese Stelle ganz unverbesserlch zu übersetzen. — Aber ach! wie ist Milton gefallen! diese Stelle ist so matt, übelklingend und nachläßig übersetzt, als irgend eine in allen sechs Büchern, und was das betrübteste ist, so ist an mehr als einer Stelle die Richtigkeit des Verstandes verfehlet worden. Milton hebt an:

Hail holy light, ofspring of Heav'n first born,
Or of th'Eternal coeternal beam
May I expreſs thee unblam'd?

„Sey mir gegrüſſet, will er ſagen, heiliges „Licht, erſtgebohrnes Kind des Himmels; oder „darf ich dich wohl ohne getadelt zu werden, den „mit dem Ewigen (Sc. Gott) gleich ewigen „Strahl nennen?„

Jedermann ſiehet, daß die natürlichſte Conſtruction der beyden letzten offenbar zuſammengehörenden Verſe iſt: Or may I expreſs Thee unblam'd, the beam coeternal with th'Eternal?

Nun hören Sie Herrn Zachariä;

Sey mir gegrüſſet heiliges Licht! des ſchaffenden Himmels
Erſte Geburt! Mitewiger Strahl vom ewigen Strahle
Möcht ich ſo dich untadelhaft nennen. --

Auch Herr Bodmer hat geſagt: „Oder darf „ich dich ungeſtraft, gleich-ewig mit dem ewigen „Strahle nennen?„ Aber nicht allzurichtig, denn was haben wir nöthig, Eternal auf beam zu ziehen, da Gott weit edler der Ewige κατ' ἐξοχὴν als

als der ewige Strahl heisset. Ich habe daher auch in allen Ausgaben des verlohrnen Paradieses, so ich noch bisher gesehen, das Eternal mit einem grossen E gedruckt gefunden, und Newton ist in der Anmerkung ebenfalls meiner Meynung. „Milton, sagt er, ist in Zweifel, ob er das „Licht anreden soll, als die Erstgebohrne des „Himmels oder den Strahl der mit dem Ewi„gen Vater gleich ewig ist, oder als einen rei„nen ätherischen Strom, dessen Quelle unbe„kannt; weil aber die zweyte Benennung dem „Lichte eine eigenthümliche Ewigkeit zuzuschreiben „scheinet; so zweifelt Milton mit grossem Rech„te, ob er sich derselben ohne Tadel würde bedie„nen dürfen.„

Doch dieses Versehen des Herrn Zachariä dürfte noch eine Kleinigkeit scheinen, wenn man nicht aus dem lezten Verse:

Möcht ich so dich untadelhaft nennen.

deutlich sähe, daß er den ganzen Verstand des Gedankens in der Eil verfehlet hat; hätte er diesen recht gefasset, so würde er nicht den zweyten und dritten Vers durch ein Comma abgesondert

 haben,

haben, dieser Vers macht nun, da er von dem vorigen getrennet ist, einen sehr schielenden Sinn; Er hätte überhaupt als eine Frage vor dem zweyten Verse stehen sollen. Daß das oder, so in der Urschrift stehet, weggeblieben, *May* durch möchte unblam'd durch untadelhaft gegeben worden, macht vollends den Sinn unverständlich.

Kaum sechs Zeilen nachher ist ein neuer Beweiß, wie geschwind Herr Z. müsse gearbeitet haben, indem er seine Urkunde ganz falsch versteht. Milton sagt von dem Lichte:

before the Sun
Before the heav'n thon wert, and at the voice
Of God, as with a mantle didst invest
The rising world of waters dark and deep,
Won from the void and formless Infinite.

Dis übersetzt Bodmer vollkommen richtig:

„Du warst vor der Sonne und den Himmeln, „und umgabst auf den Befehl Gottes die Welt „wie mit einem Mantel, als sie aus dem dunkeln „und tiefen Wasser hervorstieg, nachdem sie dem „ungestalten und formlosen Unendlichen abgewonnen worden.„

Herr

Herr Zachariä aber sagt:

und umhülltest — — — —
Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen Wasser
Welche heraufstieg, nachdem sie dem weiten unförmlichen Leeren
Abgewonnen worden.

Siehet man hier nicht, daß Herr Z. den Vers the rising &c. ganz falsch construiret hat; man muß ohnfehlbar construiren the world rising (out) of waters. Wenn man construiren wollte wie Herr Z. the world of waters — rising; wie könnten wohl die beyden aufeinander folgende Participia rising und won ohne Beziehung bey einander stehen. Wie matt ist doch

the void and formless Infinite

durch das weite unförmliche Leere gegeben; Richardson sagt ausdrücklich man solle hier unter void nicht leer (emptinefs) verstehen, indem das Chaos als voll von Materie beschrieben werde, unter void sey der Mangel formirter Wesen zu verstehen; Nach dieser Erinnerung, war es doch wenigstens sehr unbedachtsam, anstatt Infinite,

das Leere zum Hauptworte zu nehmen, und jenes höchstmatt durch weit zu geben.

Doch solche Verwechselungen sind dem Herrn Z. so gewöhnlich, daß fast keine Seite zu finden seyn wird, wo nicht mehr als eine vorkämen. Hierinn finde ich auch zum Theil die Ursach, warum seine Uebersetzung so unschmackhaft wird. Milton hat eine besondere ihm ganz eigene Schreibart, sie ist körnigt und kurz, ohne sinnreich und zugespitzt zu seyn. Er suchet starke Gedanken mit wenigen Worten auszudrücken, daher wählet er ausdrücklich seine Worte und sogar die Folge der Worte und der Verse um die rechte Kette seiner Ideen, gerade so wie er sie gedacht hatte, auszudrücken. Er wird öfters lieber etwas rauh im Ausdrucke, um seinen Gedanken, auch gerade mit eben der Nüance mit der er ihn gedacht hatte, auszudrücken Man kann eigentlich nicht sagen, daß er die Wortfügung vernachläßige, er macht sich vielmehr seine eigene Wortfügung, und schon Addison gestand, daß er dadurch die engländische Sprache auf einen Gipfel erhoben habe, dahin sie noch nicht zu steigen ge-

wohnt war. Wann man einem solchen Manne hier und dar ein Wort raubet, hier und da eins verwechselt, wenn man sogar die Folge der Redensarten verkehret, so kann man öfters bloß durch diese kleine Aenderungen seine Gedanken dermassen verstellen, daß sie fast gar nicht mehr kenntlich bleiben. Freylich würde man zuviel von einem Uebersetzer fordern, wann man verlangen wollte, daß er niemahls hierinn fehlen sollte, da ihn sehr öfters selbst die Natur der deutschen Sprache hierin zuwider seyn wird, aber mit Recht verlanget man von ihm, daß er soviel es möglich ist, den Nachdrucke der Wendung des Originals durch eine andere deutsche Wendung zu ersetzen suche; und wann er dieses öfters thut, so wird auch ein billiger Leser bey einzelnen Fehlern leicht bey sich denken:

Opere in longo fas est obrepere somnum!

Wann man aber siehet, daß ein Uebersetzer so zu sagen das erste Wort ergreift was ihm in die Feder kommt, und auf den Nachdruck des Originals gar nicht acht hat; so möchte man sich wundern, wann ihm noch hin und wieder etwas

gelingt; wenn er gleich sonst über einen Chörilus erhoben ist, so heißt es doch wie von jenem:

Quem bis terve bonum — — — miror!

Nur das cum risu bleibt weg, denn ist es nicht würklich betrübt, wenn ein Mann, der etwas gutes liefern könnte, bloß aus Nachläßigkeit, schlecht wird?

Xe.

Hundert

# Hundert und fünf und siebenzigster Brief.

Sie verlangen von mir, daß ich des Herrn Zachariä Abweichungen von Miltons eigenthümlicher Schreibart, noch genauer erörtern soll; Gewiß eine schwere Forderung. Es kommt hier auf Nüancen an, die sich zwar empfinden, aber schwehrlich beschreiben lassen. Und dennoch, um gewisse Abfälle in der Uebersetzung zu bemerken, muß man sich mit Miltons Style eine Zeitlang so zu sagen genähret haben. Oefters kommt es auch auf Kleinigkeiten an, die eine jede vor sich genommen, wenig schadet, die aber wegen der Menge bloß, die Uebersetzung matt und unvernehmlich machen. Ich kann daher nicht besser thun, als Ihnen die erste die beste Stelle, die mir indem ich das Buch aufschlage, in die Augen fällt, hersetzen; dann um Fehler von dieser Art zu finden, darf man gewiß nicht erst lange suchen.

Milton sagt im 720sten Verse des vierten Buches:

Thus at their shady lodge arriv'd both stood,
Both turn'd, and under open sky ador'd

The

The God that made both sky, air, earth and heav'n
Which, they beheld, the moons resplendent globe
And starry Pole: Thou also mad'st the night,
Maker omnipotent, and thou the day.
Which we in our appeinted work employ'd
Have finish'd, happy in our mutual help
And mutual love, the crown of all our bliss
Ordain'd by thee, and this delicious Place
For us too large, where thy abundance wants
Partakers, and uncropt falls to the ground.
But thou hast promis'd from us two a race
To fill the Earth, who shall with us extol;
Thy goodness infinite, both when we wake
And when we seek, as now, thy gift of sleep.

Diese Verse übersetzet Herr Z. folgendermassen; Ich muß Ihnen die ganze Uebersetzung nacheinander hersetzen, damit Sie solche ganz übersehen können:

Als sie zu ihrer schattichten Wohnung so beyde gelanget
Standen sie still, und wandten sich um, und beteten beyde

Unter

Unter dem freyen Himmel Gott an; den Gott der den Himmel
Und die Erd und die Luft und die leuchtende Kugel des Mondes
Und den Sternenpol macht. Du machtest Allmächtiger die Nacht auch,
Und du machtest den Tag, mit unsrer Arbeit beschäftigt
Haben wir ihn geendigt; glückselig in unserer Hülfe,
Und in gegenseitiger Liebe, der Krone des Segens
Welchen du auf uns verstreuet in diesem lustreichen Orte
Der zu groß für uns ist; denn deinem Ueberfluß mangelts
Hier an solchen die ganz ihn geniessen, und ungepflücket
Fällt er auf die Erde herab. Doch hast du uns beyden
Eine zahlreiche Nachkommenschaft versprochen, die Erde
Zu erfüllen: die sollen mit uns die unendliche Güte
O Allmächtiger erheben, sowohl wenn wir wachen, als wenn wir
So wie itzo den Schlaf den du uns schenktest, erwarten.

Lesen

Lesen Sie die vorhergehende engländische Verse mit dem gehörigen Nachdrucke, und suchen Sie die nachfolgende deutsche Uebersetzung mit eben dem Nachdrucke zu lesen; Sie werden einen merklichen Unterscheid finden, es wird Ihnen alles matt scheinen. Man weiß nicht wie es zugehet, es ist doch vielleicht alles so ziemlich richtig übersetzet, woran liegt es also? An nichts als an einer Menge kleiner Vernachläßigungen die gleichsam einen Schleyer über die ganze Stelle verbreiten; Lassen Sie uns einmahl einzelne Verse genauer betrachten.

Gleich bey den beyden erstern Versen:

Thus at their shady lodge arriv'd *both stood*
*Both turnd*, — —

findet man einen unwidersprechlichen Beweiß, daß Herr Z. sich bey seiner Uebersetzung sehr muß übereilet haben; denn hätte er eine unter dem Texte stehende sehr feine Anmerkung von Newton beherziget, so hätte er unmöglich so übersetzen können, wie er übersetzet hat. „Man hat bemerkt, sagt N. daß Milton zuweilen eines gewissen Ausdrucks wegen, zwey einsilbigte Wör-

„ter am Ende des Verses setzet und den folgenden „eben so anfängt. Durch diese künstliche Schreib„art siehet der Leser, wie sie stehen (am Ende „des Verses) und sich umkehren um Gott an„zubeten. Man würde einen grossen Theil der „Wirkung verliehren, wenn man es z. E. auf „folgende Art ändern wollte.

„And now arriving at their shady lodge,
„Botd ſtood, both turnd, and under open sky
„Ador'd the God — — „

Es ist als wenn Herr Z. gerade die leztern getadelten Verse hätte mit Vorsatz übersetzen wollen. Sehen Sie nur her:

Als sie zu ihrer schattichten Wohnung so beyde gelanget
Stunden sie still und wandten sich um und beteten beyde
Unter freyem Himmel Gott an;

Es ist unmöglich, daß ein Uebersetzer der Newtons Anmerkung gelesen hat, nicht trachten sollte, (zumahl da es so leicht ist) den Vers mit dem stehen zu schliessen, und mit dem umgekehrten wieder anfangen.

Milton

Milton braucht zweymahl sehr nachdrücklich both, *both stood*, *both turn'd* so wie einige Zeile nachher, mutual

in our mutual help
And mutual love

Herr Z. findet aber beydemahl nicht nöthig diese nachdrucksvolle Wiederholung im Deutschen beyzubehalten. Gleichwohl sezt er im dritten Vers ohne Ursach Gott zweymahl.

Der Beschluß folgt künftig.

XXIII. Den 16. Julii 1761.

## Beschluß des hundert und fünf und siebenzigsten Briefes.

Im vierten Verse der Urkunde ist *which they beheld*, und im siebenden appointed ausgelassen, und die vom fünften bis achten Vers geschehene Umwendung der Redensarten bringen, wie der Augenschein zeiget, der Uebersetzung keinen Vortheil. Milton sagt

Our mutual help
And mutual love - - -
*Ordain'd by thee*

die du uns geboten hast; dieses nachdrucksvolle Hemistichium läßt Herr Z. weg; oder als wenn *ordain'd* könnte verstreut heissen, zieht er es auf das vorhergehende bliss und setzt

des Seegens
welchen du auf uns verstreut

Es ist wahr, es scheinet hier einigen Kunstrichtern einige Schwierigkeit in der Construction zu seyn, sie ist aber wirklich sehr natürlich: Thou mad'st the night — and thou the Day — and this delicious Place. — Wenigstens hat weder Bentley noch Richardson diese Zeilen so seltsam verbunden wie Herr Zachariä.

Where thy abundance wants

*Partakers*

Wie schielend ist das übersetzt:

denn deinen Ueberfluß mangelts
Hier an solchen die ganz ihn geniessen.

Und gesetzt dis wäre eben so deutlich als das Original, ist es nicht höchst matt, durch fünf Worte zu geben, was im engländischen mit einem Worte ausgedrückt ist. Eben so heist race auf deutsch ein Stamm, Herr Z sagt zahlreiche Nachkommenschaft; Da es von diesem Stamme schon heist, daß er die Erde füllen werde, so ist das hinzugesetzte zahlreich hier ein sehr müßiges Wort. Wieder sagt Milton: deine Gabe den Schlaf. Herr Z. umschreibt, der Schlaf den

dir uns schencktest; Milton suchen, Z. aber erwarten.

Hier sehen Sie in einer kleinen Stelle eine ziemliche Menge kleiner Fehler und Vertauschungen, von welchen, wie es offenbar ist, keine eintzige zur Verschönerung der Uebersetzung gereicht. Glauben Sie mir, daß es auf allen Seiten so aussieht, denn diese Stelle ist gar nicht ausgesucht, und ich könnte Ihnen viele eben so merkwürdige anführen, wenn ich nicht des Raumes schonen müßte. Durch so viele Veränderungen und Erweiterungen muß das Original nothwendig matt gemacht und entstellet werden; Ich bin zwar keinesweges so unvernünftig von dem Uebersetzer zu fodern, daß er alles, Wort für Wort übersetzen, und keine Redensart umkehren solle; aber das kann ich mit Recht von ihm fordern, daß er die Wendung des Originals, wenn sie im Deutschen bleiben kann, allen andern vorziehe, dieses ist an denjenigen Stellen um so viel mehr nöthig, wo der Autor aus besondern Ursachen sich ausdrücklich dieser und keiner andern bedienet hat. Ist aber die Wendung durchaus im Deutschen nicht

beyzubehalten, so muß er sie durch eine ähnliche deutsche Wendung zu ersetzen suchen, und hier muß er genau die Art seines Autors kennen, damit die Wendung der Uebersetzung, der Wendung des Originals entspreche. Es ist ihm also keinesweges erlaubt, die erste Wendung oder Redensart zu ergreifen, die ihm in den Kopf kömmt oder sich in seinen Vers passet. Dis kann man von einem Uebersetzer wie Herr Zachariä, der uns mit dem gantzen Geiste seines Autors bekannt machen will, vollkommen fodern. Pope z. E. hat es auf eine andere Art angefangen. Er hat sich gar nicht an Homers Gedancken und Worte gebunden, sondern den ganzen Homer nach seiner Art ausgearbeitet, ist auch deswegen mit Recht getadelt worden; weil er aber den Homer so glücklich modernisiret, weil er uns von Homers Glanze noch einen so starcken Widerschein sehen läßt und weil er uns einen Theil dessen, das wir verliehren, durch die treflichste Poesie des Styls und den ausgesuchtesten Wohlklang ersetzet, so bleibt Popens Homer, ob er gleich nicht der griechische Homer ist, dennoch immer ein vortrefliches Werk. —

Wie,

Wie viel uns Herr Zachariä von Miltons Glanze übrig gelassen hat, haben Sie bereits gesehen; Wie viel sein eigener Wohlklang bedeute, sollen Sie in einem meiner künftigen Briefe finden.

R.

# Hundert und sechs und siebenzigster Brief.

Herr Zachariä hat ausdrücklich deßwegen unternommen, das verlohrne Paradies in Verse zu übersetzen, weil, wie er sagt, ein Gedicht von dieser Art in einer prosaischen Uebersetzung allzuviel verliehre. Man kann also von ihm fodern, daß er mehr leiste, als eine prosaische Uebersetzung leisten kann. Wir haben Bodmers prosaische Uebersetzung, an deren Treue und Stärcke Herr Zachariä überhaupt geredet, nichts wird auszusetzen haben. Sie ist zwar nicht, im engsten Verstande genommen, wohlklingend, aber auch keinesweges übelklingend; sie läßt sich ziemlich wohl lesen. Es ist wahr, es fehlet ihr das feyerliche der Poesie, die Fülle des poetischen Numerus, die uns mit sich fort reißt, und den lebhaftesten Schildereyen der Dichtkunst den letzten Strich zur Vollkommenheit giebt. Dis konnte sie auch als Prosa nicht haben; Herr Zachariä aber hat es ihr geben wollen — Wodurch? durch den deutschen

Hexameter? Ein rühmliches Unternehmen, das aber mit mehrern Schwierigkeiten verknüpfet ist, als man beym ersten Anblicke dencken sollte!

Ist denn unser deutscher Hexameter bereits so vollkommen, daß es nichts weiter bedarf als ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten Wirkungen des Wohlklangs und des poetischen Ausdrucks zu versichern? — Eine Frage, die den Herren Schweitzern eine Lästerung zu seyn scheinen würde. Sie, die sich so gar gern bey ihrem eigenen Lobe verweilen, können auch der Welt nicht leugnen: „Mit wie viel Ergötzen Sie „daran gedencken, daß eben dieselben Genien, „die den Muth gehabt, die erhabensten Wahr„heiten der irrdischen Wissenschaft, zum Gegen„stande ihres Gesanges zu nehmen, und über „dieses sich in die olympischen Sphären, den „Wohnplatz höherer Naturen zu schwingen; — „uns auch den wahren heroischen Vers, den „Hexameter der Griechen und Römer in aller „seiner Verschiedenheit und schönsten Harmo„nien hervorgebracht haben.„ Hierzu wün-

schen sich diese Herren Glück, aber es ist nur zu beklagen, daß die Welt, die über den Werth ihrer Gedichte noch etwas streitet, über den Werth der Harmonie, der Verschiedenheit und Richtigkeit ihrer Hexameter [illegible]r zu sehr einig ist, und wenn diese zum Muster der Harmonie und der Verschiedenheit des Wohlklanges dienen sollen, so wird sich mancher, der doch auch sein Ohr zu brauchen weiß, lieber mit dem einförmigen Alexandriner oder mit einem wohlgearbeiteten fünffüßigen Jamben begnügen.

Können wir dann also gar keine deutsche Hexameter haben? Es würde thörigt seyn, hieran zu zweifeln, da uns ein Klopstock die treflichsten Beyspiele davon gegeben hat. Aber haben wir den griechischen oder römischen Hexameter in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie? Leute sollten dis wenigstens nicht behaupten, die die Natur der griechischen und römischen Poesie und auch die Natur der unsrigen kennen wollen. Jene haben ein Sylbenmaaß das aufs genaueste bestimmet und gleichsam ausgerechnet

ist; sie haben wenige Sylben die lang und kurz können gebrauchet werden, schon der Zusammenstoß zweyer Consonanten wird von ihnen gehöret, und macht eine Sylbe lang u. s. w. Wir haben nichts dergleichen; Wir richten uns blos nach einer zuweilen ziemlich unbestimmten Aussprache: Fast alle einsylbigte Wörter, deren wir eine sehr grosse Menge haben, können nach Belieben, lang oder kurz gebraucht werden, hiezu kommt, daß wir gezwungen seyn, und anstatt der Spondäen mehrentheils der Trochäen zu bedienen, daß wir sehr wenig richtige Daktylen haben; u. s. w. bloß diese beyde letzte Punckte beweisen, daß ein Vers wo es einerley ist — — oder — ◡; entweder — ◡ ◡ oder — ◡ — oder gar — — ◡ zu setzen, ohnmöglich eben derselbe Vers der Alten seyn kann, indem jedes Sylbenmaaß aufs genaueste bestimmt war.

Wir können also bloß den alten Hexameter auf gewisse Weise nachahmen, und da unsere Tonmessung in vielen Stücken noch gar nicht unter gehörige Regeln gebracht ist, so muß indessen das

Ohr hauptsächlich die Richtigkeit des deutschen Hexameters entscheiden. Dieses muß am sichersten bestimmen, ob ein Wort an einem gewissen Orte vortheilhafter lang oder kurz gebraucht werden könne: dieses muß uns lehren, daß man auf einen Trochäen nicht einen Daktylus müsse folgen lassen, dessen erste Sylbe lang oder kurz seyn kann, weil sonst das Sylbenmaaß verwirret wird, u. d. gl mehr; weil nun dieses vielfältig mit grossen Schwierigkeiten verknüpfet ist, so muß die gröste Sorgfalt angewendet werden, damit so wenig als möglich Fehler unterlaufen mögen; geschiehet dieses nicht, so erfolget anstatt der Harmonie eine unausbleibliche Verwirrung, und das Ohr wird weit mißvergnügter als bey einer Prosa die noch so unharmonisch ist.

Da Herr Zachariä nun diese Versart erwählet hat, um dasjenige, was der Prosa an Feyerlichkeit fehlet, zu ersetzen, so hätte er freylich seine gröste Sorgfalt sollen seyn lassen, alles zu beobachten, was die Richtigkeit und Harmonie seiner Hexameter befördern könnte und Klopstock den

bisher das treflichste Muster hinein gewesen, hätte sein beständiger Probierstein seyn können, aber er ist darinn auf eine ganz unglaubliche Art nachläßig gewesen, und deswegen sind auch seine Hexameter unharmonisch als möglich.

Die allgemeine Regeln die man den deutschen Hexameter gemeiniglich vorzuschreiben pflegt, sind ohngefehr folgende: Die Länge und Kürze muß nach dem Accente der Aussprachen gemäß, genau beobachtet werden, die Daktylen müssen insbesondere so viel möglich rein seyn; keine Endung muß einer andern oder der Mitte des Verses allzusehr ähnlich seyn, kein Hexameter muß auf zweyerley Art können scandiret werden. Der Abschnitt muß so viel möglich im dritten Fusse und männlich seyn u. s. w. Es ist als wenn Herr Z. sich ein Gesetz gemacht hätte, alle diese Regeln so wenig als möglich zu beobachten, sie können also leicht denken wie es um den feinern Wohlklange aussehen mag, der bloß dem zärtlichen Ohre und der Natur der vorgetragenen Gedanken überlassen werden muß.

Seine Verse wimmeln von unrichtig gelegten Accenten und falschen Daktylen. Kann man wohl z. E. abscheulichere Daktylen und unrichtigere Accente finden als folgende:

Welche heraufstieg nachdem sie ...

Mehr zurückbleiben wird ...

Flattern sehn Sündentaxen ...

... Ist dir das Amt aufgetragen.

... und unabgepflückter

... begab er hochmüthig

Eine zahlreiche Nachkommenschaft

... die ihr im viereckten Zirkel

Und dergleichen, welche beynahe auf allen Seiten das Ohr beleidigen. Er denkt auch nicht daran seine Daktylen dadurch annehmlicher zu machen, daß er sie öfters auf Vokalen ausgehen oder Vokalen darauf folgen liesse, wenn sich auch die unangenehmsten Consonanten aneinander stossen,

so

so empfindet sein Ohr noch keinen Mißklang. z. E.

Eingehüllt stund ...

Unsre Stammmütter redete so ...

... furchtbares Speer

Und nun scheint es Sanct Peter ...

... Auch will dein seltsamer Traum mir

Die ihm als ihrem Oberhaupt dienen

... Einbildungskraft ...

Ob seine Ausgänge etwas ähnliches haben, ist auch seine wenigste Sorge. Die verdrißliche Endung in en, welche der Dichter der sich um Wohlklang beeifert, um desto sorgfältiger vermeiden sollte, je mehr sie als die gewöhnliche Schlußsylbe unserer Zeitwörter wiederkommen muß, ist ihm ganz im geringsten nicht anstößig. Er schließt wohl sechs Verse nacheinander damit, und sie kommt noch ein paar mahl in der Mitte zum Vorschein. Hier sind ein paar Beyspiele

die

die ich auf eben demselben Blatte vor mir aufgeschlagen liegen habe. S. 188.

Auch will dein seltsamer Traum mir
Nicht gefallen; ich fürchte vom Bösen sey er entsprungen.
Aber woher dann das Böse? In dir kann kein Böses nicht wohnen,
Dann du bist rein erschaffen. Doch wisse verschiedene Kräfte
Sind, geringer als unser Verstand, in unserer Seele
Die ihm als ihrem Oberhaupt dienen; und unter denselben
Hat nach ihm oft die Einbildungskraft ihr Amt zu verwalten.
Diese formiret in uns von allen äusseren Dingen
Welcher von unsern fünf wachsamen Sinnen uns vorgestellt werden
Phantasien und Luftgestalten.

Ferner S. 189.

Doch ließ sie aus jeglichem Auge
Eine holdselige Thräne fallen; mit ihren Haaren
Trocknet sie traurig sie ab; zwey andere kostbare Tropfen
Standen in jeder chrystallnen Schleuse bereit schon zu fliessen;
Aber er küßte sie auf eh sie fielen, als werthe Zeichen Eines

Eines zärtlichen Kummers und einer frommen Besorgniß

Unrecht gethan zu haben.

Wer kann diese Einförmigkeit ausstehen, die warlich weit ärger ist, als alle Monotonie die der Reim an sich haben kann. Und dis sind nur die grobsten in die Augen fallenden Proben von dieser Unschicklichkeit. Wie oft sehn sich der Abschnitt und der Ausgang, ja sogar einzelne Füsse auf eine Art ähnlich, die einem zärtlichen Ohre höchst beschwehrlich ist.

Z. E. im Abschnitte:

Ihre Sternenkraft nieder | auf alle Pflanzengeschlechter.
Die Erzengelsposaune | blasen mit festlichen Klange;
--- Und ihre schimmernde Schilder
Strahlten gegeneinander.
Auch sah man
Keinen Unterschied hier an | Stärk! ---
Ob diese Zahl gleich so groß war
Daß schon jegliche Kriegesschaar ---

Oder in einzelnen Füssen:

Duftenden | Kräutern ihr | Brautbett, hier | saugen.
Daß | nun der Ver | nunft auch der | Sieg bleibt.

Para | dieß hieß.

Doch

Doch wie sollte man wohl von Herrn Z. diese genaue Aufmerksamkeit erwarten, da ihm noch wesentlichere Regeln so gar gleichgültig sind. Die Scansion vieler von seinem Hexametern ist so unbestimmt und unrichtig, daß man sie wohl auf zwey oder dreyerley Art scandiren kann.

Der Beschluß folgt künftig.

XXIV. Den 23. Julii 1761.

## Beschluß des hundert und sechs und siebenzigsten Briefes.

Z. E. S. 148.

Zwey von viel | edlerem | Ansehn mit | aufge | richtetem | Leibe,
Aufge | richtet wie | Götter mit | ange | bohrener | Grösse
Schienen in | nackender | Maje | stät die | Herren von | allen.

Der erste Vers könnte allenfalls scandiret werden.

Zwey von viel | edlerm | Ansehn | mit aufge | richtetem | Leibe

Dis scheint richtiger zu seyn, weil Ansehn ein offenbarer Spondäus ist; aber zu gleicher Zeit muß man aufge- daktylisch brauchen,

welches gleich im Anfange des folgenden Verses wieder trochäisch gebraucht wird. Es ist also Fehler gegen Fehler, so wie im dritten Verse; dieser lautete natürlicher also;

Schienen in | nacken | der Maje | stät die | Herrn von | allen

Maje- sind freylich offenbar dem Accente der Aussprache nach, zwey kurze Sylben, woher ist aber der in nakender lang, spricht man wohl nackender.

Weil die Scansionen niemals genau genug bestimmet ist, und das Ohr daher gar niemals vergnüget wird, so zählet man manchmahl Heptameter und Oktometer heraus, aber dann muß man nur noch einmahl zählen und sehn ob nicht irgendwo ein Daktyllus zu machen sey, wenn er auch klingen sollte wie — ⌣ — oder gar — — ⌣. Z. E.

1 Welchen | 2 du auf | 3 uns ver | 4 streut in | 5 diesem | 6 Lustreichen | 7 Orte

Nun

Nun anders

1 2 3 4
Welchen du | auf uns ver | streut in | diesem |
5 6
Lustreichen | Orte.

Ferner:

1 2 3 4
Wachend: | Wie kannst | du dann | izt durch den |
5 6 7
Schlaf von mir | abgeneigt | scheinen

Sol scandiret werden:

1 2
Wachend wie | kanst du dann | izt

Oder folgender Vers:

1 2 3 4 5
Ist es | darum | nicht ver | nünftig | daß nun |
6 7 8
der Ver | nunft auch der | Sieg bleibt

Soll ganz daktylisch seyn

1 2 3 4
Ist es da | rum nicht ver | nünftig, daß | nun der
5 6
Ver | nunft auch der | Sieg bleibt. |

Auf diese Art müssen wir immer schwanken und wissen nicht recht was wir hören, Daktylen sind es nicht, Trochäen auch nicht recht, also kann nichts anders als Verwir-

 rung

rung und Mißklang entstehen, setzen sie noch hinzu, daß in dem ganzen Bande nicht sechs Zeilen sind, worin nicht von dem benannten Fehlern einer oder mehrere vorkommt, denken sie zugleich an das Matte der Uebersetzung selbst, und wundern sie sich nicht mehr, daß sich dieses Werk nicht anders als mit dem grössesten Eckel lesen läßt.

R.

Hundert

# Hundert und sieben und siebenzigster Brief.

Eine von den wesentlichen Erfordernissen des deutschen Hexameters, ist der männliche Abschnitt im dritten Fusse. Ramler, eine der einsichtsvollesten Kunstrichter Deutschlandes, dem — und dem fast allein — wir die feinsten Anmerkungen über den Wohlklang deutscher Gedichte zu danken haben, preiset ihn aufs nachdrücklichste an: „der einsylbigte Abschnitt „im dritten Fusse des Verses, sagt er, ist keine „eingebildete Schönheit. Er ist eine kleiner „Ruhepunkt, der uns den Weg erleichtert, den „wir bis ans Ende des Verses zu machen haben. „Er wird nicht früher gesetzt: weil uns die Ru„he alsdenn noch nicht nöthig ist, und weil „auf diese Weise, die andere Helfte des Ver„ses gegen die erste gar keine Proportion „behalten würde: Er wird nicht später ge„setzt: weil unser Geist die Gradation liebt, „und gern von dem Kleinern zum Grössern „fortschreitet. Er wird nicht völlig in die

„Mitte, gesetzt, oder zweisylbigt gemacht; da„mit der Vers nicht in zwey gleiche Verse „zerfalle, sondern allemahl einer und ein „ganzer zu seyn scheinen.„ Herr Z. aber muß entweder von dem Gesetze des Abschnittes gar nichts gewußt haben, oder er muß dieses Gesetz für unnöthig halten, indem er es sehr wenig beobachtet hat; und wo es beobachtet ist, scheinet es mehr von ohngefähr, als aus Vorsatz geschehen zu seyn. Andere Dichter pflegen selten, und bloß aus höhern Ursachen, den Abschnitt zu unterlassen; Herr Z. aber thut gerade das Gegentheil: man findet den Abschnitt bey ihm manchmahl kaum in der zwölften Zeile: seine Verse stolpern bald geschwinde über sechs Dactylen weg, bald schleppt ein trochäischer Vers dazwischen, und öfters hat er in verschiedenen Versen nacheinander lauter weibliche Abschnitte, welche jeden Vers in zwey zerschneiden. Sehen Sie nur die erste Stelle unter den beyden an, die ich Ihnen in meinen vorigen Briefe, als ein Beyspiel seiner

vielen

-len-Endungen auf en mitgetheilet haben. In den Versen dieser Stelle, die ohnedem äusserst unharmonisch ist, ist noch dazu entweder ein weiblicher Abschnitt oder gar keiner. Wollen sie indessen noch ein Beyspiel haben? Ich darf nur das Buch nachschlagen, hier ist eins auf eben derselben Seite wo das vorige stehet;

In Gott und des Menschen Gemüthe
Kann das Böse kommen und wieder weichen: wofern es
So gemißbilliget wird | und läßt deshalb in der Seele
Weder Flecken noch Tadel. Dis heist mich hoffen, du werdest
Nimmer wachend das thun, | was du im träumen verabscheut.
Sey denn nicht niedergeschlagen; umwölke nicht diese Blicke,
Die gewohnt freudiger zu seyn, | und heitrer zu strahlen,
Als wann über die Erde der schöne Morgen uns lächelt
Laß uns im Lustwald uns izt | zur frischen Arbeit erheben

Oder am Quell, und unter den Blumen, die izo den Busen
Voll von den besten Gerüchen eröfnen, worinn sie die Nacht durch
Sie verschlossen gehalten, und bloß für dich sie verspatet.

Der männliche Abschnitt hat sich hier ein paarmahl als von ohngefähr eingeschlichen, wodurch seine Anwesenheit in den übrigen Versen noch merklicher wird. Nichts ist vollends unschicklicher als die Verse vor dem lezten, sie haben beyde einen zweysylbigten Abschnitt und beyde im vierten Fusse; dis macht sie so unbestimmt und unangenehm fliessend, daß das Ohr den Gang des Verses gar nicht mehr gewahr wird: man mag anfangen wo man will, so kommt ein Hexameter heraus. Z. Exemp.

Unter den Blumen die izo den Busen voll von dem besten

Oder

Blumen die izo den Busen voll von den besten Gerüchen.

Oder-

Oder

Zu den Busen voll von den besten Gerüchen er-
öfnen

Oder

Busen, voll von den besten Gerüchen eröfnen
worinn sie

Solcher Verse werden Sie hunderte finden, wer kann aber Harmonie und Feierlichkeit davon erwarten. Freylich sind auf solche Art Hexameter sehr leicht zu machen. Wann es weiter nichts braucht, als vierzehn bis siebenzehn Sylben, bloß ohngefähr nach der Aussprache abzumessen, so muß, so bald die zwey lezten einen Spondäen oder Trochäen ausmachen auch einen Hexameter fertig seyn. Wenn es nicht mehr kostet, will ich alle Prosa in Verse bringen, ja ich traue mir sogar in der Vorrede des Herrn Z. zum verlohrnen Paradiese, und in allen seinen Noten, so viel von der vollen Pracht des deutschen Hexameters zu finden, als irgend ein Vers in der Uebersetzung selbst haben kann. Mehr hat es sich aber warlich Herr Z. nicht kosten lassen, denn das

er sich nur im geringsten um die Harmonie seiner Verse sollte bekümmert haben, ist ganz unmöglich, wo könnte sonst eine so grosse Menge von Fehlern vorkommen? Und merken Sie wohl; wenn er auch in allen einzelnen Hexametern alle die Fehler vermieden hätte, so hätte er noch einen grossen Schritt zu thun gehabt. Sollte sich dann ein Mann von den Einsichten des Herrn Z. nicht desjenigen erinnert haben, was Herr Klopstock in seiner Abhandlung über das griechische Sylbenmaaß, von dem poetischen Perioden sagt, den er ganz ausdrücklich von demjenigen fordert, der den Hexameter im Deutschen gebrauchen will. Es ist wahr, man wünschte daß Herr Klopstock das Geheimniß des poetischen Perioden, wie er es nennt, nicht bloß durch ein Exempel aus dem Virgil erläutert, sondern durch eine genaue Zergliederung wirklich offenbaret hätte; Denn diejenigen die auch im Stande sind, die Schönheit eines poetischen Perioden zu empfinden, würden

ohne

unfehlbar die kritischen Anmerkungen des Herrn B. über diesen wichtigen Punkt des Wohlklangs, um so viel eher erwartet haben, da er sich hierinn wirklich als einen grossen Meister gezeiget hat. Doch wenn Herr Z. wie nicht zu zweifeln, geschickt ist die Schönheit des poetischen Perioden zu empfinden; wie kommt es denn, daß man in seiner Uebersetzung nicht die geringste Spur antrift, daß er den Forderungen die Klopstock deshalb thut, im geringsten habe Genüge leisten wollen. Dieser, nachdem er vorausgesetzt, daß ein Dichter seinen Hexameter nach der Prosodie unserer Sprache, und nach seinen übrigen Regeln, mit Richtigkeit ausarbeiten, und in Aussuchung harmonischer Wörter sorgfältig seyn müsse, sagt ausdrücklich: „Wenn wir ferner das Verhältniß, das „ein Vers gegen den andern in dem Perioden „bekömmt, verstehen; Wenn wir endlich die „Mannigfaltigkeit auf viele Arten von einander „unterschiedner Perioden nicht nur kennen, „sondern auch diese abwechselnde Perioden nach

„Absichten

„Absichten zu ordnen wissen: denn erst dürfen „wir glauben, einen hohen Grad der poetischen „Harmonie erreichet zu haben.„ Ich muß es gestehen, ich erröthe für Herrn Z. wenn er geglaubt hat, er dürfe sich von allen diesen Gesetzen lossählen, und könne dennoch durch seinen Hexameter dem Milton das wieder geben, was er in einer prosaischen Uebersetzung kann verlohren haben.

Re.

Ende des zehnten Theils.

# Briefe,
die
# Neueste Litteratur
betreffend.




XIter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

„Absichten zu ordnen wissen: denn erst dürfen „wir glauben, einen hohen Grad der poetischen „Harmonie erreichet zu haben.„ Ich muß es gestehen, ich erröthe für Herrn J. wenn er geglaubt hat, er dürfe sich von allen diesen Gesetzen loßzählen, und könne dennoch durch seinen Hexameter dem Milton das wieder geben, was er in einer prosaischen Uebersetzung kann verlohren haben.

Xe.

Ende des zehnten Theils.

# Briefe,

die

# Neueste Litteratur

betreffend.




XIter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

# Inhalt der Briefe
## des eilften Theils.

Hundert und acht und siebenzigster Brief. Von des Herrn von Moser, Beherzigungen, insbesondere von der Schreibart in diesem Buche. S. 1.
Hundert und neun und siebenzigster Brief. Prüfung der Gedanken des V. der Beherzigungen von der politischen Tugend. S. 14.
Hundert und achtzigster Brief. Ob dieser V. in seinem Unterschied zwischen Patriotismus und Liebe fürs Vaterland glücklich sey; schwankende Begriffe von der Irreligion der Fürsten; ob ein Volk deswegen glücklicher sey, wann es in seiner Sprache anstatt des Worts Tyran Bluthund sagt. Ein fremdes Urtheil über dem Herrn und Diener des Herrn v. M. S. 26.
Hundert und ein und achtzigster Brief. Beurtheilung der Schrift; Vom Tode für das Vaterland. S. 39.
Hundert und zwey und achtzigster Brief. Von des deutschen elenden Nachahmern der Youngischen Nachtgedanken; Von Herrn P. Müllers einsamen Nachtgedanken: von den Nachtgedanken bey einer gefährlichen Reise. S. 59.
Hundert und drey und achtzigster Brief. Von mehrern elenden Schriften solcher Art: Stunden der Einsamkeit; Scherze der lyrischen Muse; Mein Vergnügen in Zürich. Noch eine kleine Anmerkung über die affektirte Scheinheiligkeit unserer Dichter S. 73.
Hundert und vier und achtzigster Brief. Von Herrn Zachariä Schöpfung der Hölle und Unterwerfung der gefallenen Engel; wie wenig es dem Ruhme eines Dichters zuträglich, wann er alle seine Gedichte, ihrer Mittelmäßigkeit ohngeachtet, drucken läßt. S. 87.

Hundert

Hundert und fünf und achtzigster Brief. Ueber noch einige kleine Gedichte von Herrn Z. die nicht eben viel bedeuten wollen. Eine treffliche Stelle wider den scheinheilig-melancholischen Geschmack, wird aus Akinsides Pleasures of Imagination angeführt. S. 101.

Hundert und sechs und achtzigster Brief. Beurtheilung des zweyten Theils der Rabeschen Uebersetzung der Mischnah. S. 113

Hundert und sieben und achtzigster Brief. Ueber die in den lyrischen, elegischen und epischen Poesien befindliche abgeschmackte Abhandlung von dem natürlichen in der Dichtkunst. S. 129

Hundert und acht und achtzigster Brief. Ueber die in diesem Bande befindliche meist schlechte Gedichte. S. 148.

Hundert und neun und achtzigster Brief. Von dem ebendaselbst befindlichen epischen Roman, und von den höchstelenden Uebersetzungen aus dem Horaz und andern Alten. S. 159.

Hundert und neunzigster Brief. Einige Anmerkungen über den Codrus des Hr. v. Cronegk. S. 167.

Hundert und ein und neunzigster Brief. Ueber ebendesselben Trauerspiel, Olint und Sophronia. S. 175.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

Eilfter Theil.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 30. Julii. 1761.

### Hundert und acht und siebenzigster Brief.

Wenn ein gutes Genie die Sprache nicht recht in seiner Gewalt hat, um sich mit der Reinigkeit und mit der Wahl der Worte auszudrücken, die einem eyfersüchtigen Ohre so unentbehrlich scheinen: so leiden wir beym Durchlesen seiner Schrift ohngefähr eben das, was wir in dem Umgange mit einem geistvollen Ausländer empfinden. Wir beklagen, daß eine grosse Anzahl schöner Gedanken aus Mangel der ihm nöthigen Stärke in der Landessprache für uns verlohren gehe. Es ist zwar unstreitig, daß lichte Strahlen des Genies uns dennoch auch durch ein weniger bequemes Medium sichtbar werden, und daß hingegen das helleste Glas zur Schwäche des Lichtes, welches es durchfallen läßt, nichts hinzusetzen kann.

Aber warum spart man nicht im ersten Falle die geringen Kosten, die die Anschaffung eines reinen Glases erfordern würde? bey mitkommenden Buche wird Ihnen dieses gewiß beyfallen. Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht eben der Verfasser wäre, der, nachdem er dem Herrn und dem Diener mit dem Ernste eines redlichen Mannes ihre Pflichten vorgehalten hat, auch nun der Welt seine * Beherzigungen über die politischen Vorurtheile, über den gegenwärtigen gährenden Zustand in Deutschland; über das Schicksal der politischen Freyheit mittheilet. Er hat sich zwar bey diesem letztern Werke nicht genannt, aber ich finde doch gewisse Originalzüge, die von den Nachahmern nur selten, ohne daß der Betrug entdeckt würde, können nachgemacht werden. Das blosse Wort Beherzigungen zeigt, ich gestehe es, den Inhalt dieser Schrift eben nicht an. Doch wenn ein deutscher Biedermann etwas beherzigt: es nicht nur in kalten Betrachtungen ansieht; sondern es mit dem warmen Gefühle in der

redlichen

* Beherzigungen. Frankfurt am Mayn, bey Knoch und Eßlinger. 1761. 8.

redlichen Brust überlegt: so kann man schon vermuthen, daß es Wahrheiten betreffe, die die Menschen und noch näher seine Landesleute angehen.

Einen vollständigen Plan werden Sie in diesen Beherzigungen nicht antreffen, weil sie, wie der V. sagt, nur den Anfang und zum Theil auch die Grundsätze eines grössern Werks vom politischen Aberglauben enthalten. Sie werden hingegen eine grosse Anzahl Wiederholungen finden, die man diesem V. gerne übersieht, weil er uns meistens durch einen neuen körnichten Gedanken darüber schadlos hält. Kurz, es ist der redliche Patriot, der sich einst mit Rabnern über die unbillige Austheilung der Aemter so sehr ereiferte, und in dessen Gesellschaft nur der Satyr einschlafen wollte, um die Thören desto leichter zu überraschen; und der redlich gesinnte gewiß nicht einschlaffen konnte. Schade, wie ich ihnen gleich im Anfang zu verstehen gegeben habe, daß der V keinen Freund hat, der ihm seine französischen Wörter, *lamentable*, *miserable*, Miserien und hundert dergleichen ausstreicht, der ihm seine

Provincial Redensarten ändert; der ihm einen gewissen Ton, gewisse Spaße, worüber nur noch die Bürger freyer Reichsstädte lachen können, abgewöhnt: kurz, der seinen Ausdruck zu dem Adel erhebet, zu der Reinigkeit säubert, die dergleichen wichtige Materien verdienten. Die Fuge seiner Perioden ist eher in dem letztern Werke noch verschlimmert als verbessert. Er glaubt mit einem paare Hallischer Theologen, davon der eine leyder das Original, der andere aber nur die traurige Kopie ist, gedrängt zu schreiben, und ist nur weitschweifend undeutlich; er zwingt unsere Sprache in Wendungen, die den Gedanken den Vortheil, sich in einer leichten Ordnung darzustellen, gänzlich benehmen; und ermüdet, wo er durch die Kürze gefallen sollte. Wenn unsere wenigen guten Schriftsteller ihrer Belesenheit in französischen Büchern etwas zu verdanken haben: so ist es gewiß dieses: daß sie ihre Gedanken mit Ordnung stellen, die Zweydeutigkeiten vermeiden, und den Geist lieber etwas langsamer durch die Reyhen durchführen als ihn in dem unordentlichen Haufen verwirren. Deutlich und nicht matt,

gedrängt

gedrängt und nicht unverständlich zu seyn; ist der grosse Vorzug guter Schriftsteller; man erhält aber das erstere nur dadurch, daß man nicht alles sagt, was man sagen könnte; und das andrre, daß man es mit wenigen Worten, keinesweges aber mit verwirrten Constructionen, sage. So unangenehm es auch ist, aus einem sonst guten Schriftsteller Fehler auszuzeichnen; so muß ich doch zum Beweis des dem V. gemachten Vorwurfs Ihnen wenigstens ein Beyspiel seiner verwirrten Perioden geben; und dieses Beyspiel ist nicht mühsam gesucht. Wenn allzuviel Stroh auf der Oberfläche schwimmt: so muß auch derjenige, der nach den Schönheiten sich tiefer untertaucht, jenes erst mit den Händen wegräumen.

Der V. sagt S. 570. „Zu dergleichen und „(wie in den Niederlanden) den Verlust ganzer „Provinzien nach sich gezogenen, allemahl aber „ein Volk dem Eigensinn, Ehrgeitz, Habsucht „und Paßionen eines oft gleich dem Glücks„schwamm aus der Erde hervorgeschossenen Par„ticularen preißgebenden Extremitäten würde es „selten oder nie gekommen seyn, noch fürterhin

 „kommen,

„kommen, wenn nicht gewaltthätige Minister
„das Geheimniß gefunden hätten, ihre Gewalt
„an den Namen des Herrn selbst so nahe zu knü-
„fen, daß eine Beleidigung ihrer zugleich als eine
„Verletzung der Majestät und Hoheit des Herrn
„selbst angesehen wird, und sie unter diesem respek-
„tablen Schild Sicherheit und Schutz über alle
„Unthaten und Schlechtigkeiten ihres Lebens
„finden.“ Sie werden mir nicht anmuthen,
mehrere dergleichen abzuschreiben. Ich erspare
Ihnen und mir gerne in einem solchen Buche zu
lesen. „S. 249. Wie glücklich wären Regen-
„ten und Unterthanen, wann die Ermahnung —
„ein jeglicher suche nicht das seine, sondern das
„des Nächsten ist, — nicht vielmehr in einem
„allzu buchstäblich wahren, obgleich verkehrten
„Sinne angewendet würde,“ oder S. 613.
in den meisten Staaten „waren es Landstände
„oder andere Corpora so den Zügel der allzu will-
„kührlichen Gewalt abgeben sollten, wo man
„nehmlich das Pferd noch sattelt und nicht auf
„tartarisch reutet.“ Oder endlich gar S. 540.
„Je despotischer der Herr ist, jemehr wird die
„bescheidene

„bescheidene Stimme der Wahrheit von dem
„Sirenengesange der niederträchtigsten Schmei-
„cheley überwältigt. Ein Mann, dessen Tugend
„Altäre, dessen patriotischer Muth Ehrensäulen,
„verdient hätte, ist unter dem Haufen jener Scla-
„ven ein Thor: es bedürfte nur einen Wink oder
„Zeichen des Wohlgefallens, so würde der gnädige
„Päbel einen solchen ehrwürdigen Bürger anspeyen,
„einen Tritt in die Lenden geben, oder aus einem
„noch höhern Grade von Großmuth dem Herrn
„rathen, eine solche Canaille mit Hunden zum
„Hofe hinaus hetzen zu lassen, wie mir dergleichen
„Rede von einem nichtswürdigen Lieblinge bekannt
„ist, den ohne die Gunst seines Herrn kein Profos
„zum Steckenknecht tüchtig genug erachtet haben
„würde. Tartarische Prinzen essen als einen
„grossen Leckerbissen den Koth des grossen Lama
„und sein Urin ist der kostbarste ihrer Liqueurs.
„Das thut das Ungeziefer der Schmeichler wohl
„nicht in natura, sie nähren sich aber von den mora-
„lischen Excrementen ihres Herrn und suchen mit
„ihrem stinkenden Othem die Tugend eben so zu
„vertreiben, wie das unreine Kameel mit

 „seinem

„seinem Auswurfe das edle Pferd ver„scheucht,“

Der Mann sollte sich solcher Bilder nicht bedienen, der sagen konnte S. 140. „Das ist erst „ein ganz freyer Geist, der mit gleicher Leichtig„keit von einem ins andre übergehen, der Adlern „gleich auf der Erde sein Futter suchen und dann „mit kühnem Schwunge sich wieder zur Sonne „erheben kann.“ Der sagen konnte S. 247. „Schade, daß wann sich auch in dem Reiche von „dem wir den Namen führen, ein neuer Curtius „fände, der sich aus Liebe für sein Vaterland „in die brennende Kluft stürzen wollte, die allzu„weit ausgebreitete Flamme mit einem Opfer „nicht mehr gelöscht werden kann.“ Der sich mit solcher Richtigkeit über einen Pitt ausdrückt S. 647. „Bey den Engelländern geschieht alles „per saltum: welch eine Seele muß einen Pitt „bewohnen, welche Weißheit, Geduld und Ge„schmeidigkeit des Geistes ihn beleben, um (wenn „man das Gleichniß gebrauchen darf) das Glas „voll jährender Säfte so eben zu tragen, daß es nie „überlaufe.“ Der, endlich oft eine so männliche

Bered-

Beredsamkeit gezeigt hat, die selbst ein Roßeau nicht für die Seinige verkennen würde. Die Stellen werden Ihnen selbst in die Augen fallen.

Der V. ist nicht nur ernsthaft; er läßt auch an manchen Orten eine Naive obgleich beissende Satyre blicken. S. 331. „Der Patriotismus, „sagt er, kann unmöglich eine National-Tugend „seyn, wo nach der genauen Ausrechnung „des Herrn Helvetius der Bauer sich und seine „Kinder so defensive futtern muß, daß dem Politi-„ker zulezt selbst ein Räthsel bleibt, wie der blosse „Lebensunterhalt des gemeinen Mannes bey den „unerschwinglichen Abgaben nur noch möglich „sey." Und an einem andern Orte thut er den Vorschlag, S. 550 daß „da wir doch gestem-„peltes Papier, Calender und Leder haben, auch „noch gestempelte Gewissen eingeführt würden, und „jeder Unterthan gegen einen jährlichen Jnpost „die Erlaubniß erhielt, frey seufzen zu dürfen. „Jn manchen Lande sollte es eine considerable „Revenüe ausmachen."

Wie es bey solchen Genies geht; die von der Kunst die nöthige Hülfe nicht empfangen oder wohl gar ausgeschlagen haben! sie rächt sich ofte hart genung an ihnen. —

Die angenehme Erzählung einer kleinen Anekdote mißlingt unserm V. auch alsdann, wenn sie ein Franzose, dem er sie entlehnt, schon vorhin gut erzählt hat. Die Beywörter, die er denen von ihm angeführten Schriftstellern so gewissenhaft beyzulegen sucht, fallen fast ins lächerliche, und ein Gleichniß, daß er anbringen will, schlägt ihm zuweilen unter den Händen um und zeigt etwas anders als es zeigen sollte. Z. E. S. 186. „Ein Staat, dessen Grundverfassung nach dem „unbesonnenen Rath des Herrn Marquis d'Argens „ohne einigen Zusammenhang mit der Religion „bestehen solte, wäre ein Pallast, der über denjeni„gen zu erst zusammenstürzen würde, welcher mit „der wüthenden Kraft jenes verzweifelten Sim„sons dessen Pfeiler umfaßt und zerbricht.“ Was nun? Wenn der Staat schon auf die Stützen der Religion gebauet ist, und ein Rasender träte mit der erforderten Stärke hinzu, um diese Stützen

aus-

auszureissen: so würde sich dieses Gleichniß vortreflich passen. Aber wenn jemand eine Staatsverfassung ohne allen Zusammenhang mit der Religion errichtete: so wäre ja die Religion kein Pfeiler derselben und dieser neue Gesetzgeber würde ja nicht so thöricht seyn die angebrachte Stützen selbst zu umfassen und umzureissen. Ich sage nicht, daß diese Staatsverfassung gut seyn würde: ich zeige nur die Unrichtigkeit des Gleichnisses oder eigentlicher des ganzen Gedankens. Mir dünkt, die Beurtheilung, wenn sie den Bildern der Einbildungskraft zur Seite zu gehen gewohnt ist, gebe dem Schriftsteller schon bey der Ausarbeitung ein dunkel empfundenes Merkmahl, ob seine Bilder zu treffen oder nicht.

Z.

Hundert

# Hundert und neun und siebenzigster Brief.

Aus dem vorhergehenden Briefe sollten Sie nur sehen, wie unser V schreibt: ich hoffe, daß Sie nun begierig sind, auch näher zu sehen wie er denkt. Nicht immer übereinstimmend mit mir; muß ich Ihnen im voraus sagen. — Dis könnte ein Lobspruch für ihn seyn. Lesen Sie und fällen Sie nachher ihr Urtheil.

Der V. ist auf die Erfindung der sogenannten politischen Tugenden in der Absonderung von den Christlichen sehr übel zu sprechen. „Man „würde doch allemahl besser gethan haben“ sagt er unter andern, S. 220. „mit Hinweglassung „des Prädikats der Tugend (merken Sie, daß „Tugend das Prädikat ist) sie schlechthin politi„sche Triebfedern zu nennen; denn nimmermehr „kann man die Tracht, unter welcher dieses neue „moralische Geschöpf seinen Auftritt in der grossen „Welt genommen hat, für das Gewand der „Tugend erkennen.“ Was für eine Verwirrung von Begriffen in diesen wenigen Zeilen! Nehmen

Sie

Sie auch Montesquieus Erklärung von der politischen Tugend an: beschreiben Sie dieselbe als die Liebe der Gesetze und des Vaterlandes: so wird doch derjenige, der diese Liebe besitzt, in Rücksicht auf die Gesellschaft mit Recht den Namen eines Tugendhaften verdienen.

Dünkt es Ihnen nicht, daß die meisten sich vor dieser politischen Tugend als vor einer sehr gefährlichen Sache scheuen und ihr nicht gerne die moralische und christliche wollen unter die Augen treten lassen? Warum? weil wenige das Herz haben, eine gewisse Art von Begriffen selbst zu untersuchen, und ihre Richtigkeit zu prüfen.

Wenn ich mir einen Menschen vorstelle, der für sich alleine lebt, ohne doch auf vieren zu gehen: so würde ich so schliessen; dieser Mensch muß Absichten haben; und zur Erlangung dieser Absichten Handlungen vornehmen. Wenn er zum erstenmale das Verhältniß seiner Handlungen gegen seine Absicht untersuchte; so würde er sich bey erreichtem Endzwecke gefallen, und sich klug nennen; wäre diese Absicht unveränderlich und er unternähme lauter Handlungen, deren Verhält-

niß

niß zu ihr richtig wäre: so würde er sich gewiß auch für tugendhaft halten. Der Mensch hat keine beständige unveränderliche Absicht, als diese, die ihm die Natur gegeben hat: sich zufrieden zu stellen. Die Fertigkeit, das richtige Verhältniß seiner Handlung gegen diese Absicht zu bestimmen: würde er also seine Tugend für sich nennen, und darin, ehe er noch weiter denkt, gewiß nichts unrichtiges finden.

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 6. August. 1761.

### Beschluß des hundert und neun und siebenzigsten Briefes.

Lassen Sie einmahl diesen Menschen mit einem andern zusammen treten: so verändert sich seine Haupt-Absicht. Die beyden Leute, welche einen Vertrag der wechselsweisen Hülfsleistung unter einander aufrichten, betrachten jeder seine besondere Absicht, sein eigenes Wohl, und sehen, ob sie es vereinigt besser befördern, das heißt, eine grössre Summe desselben herausbringen können, als wenn sie getrennet blieben. Vereinigt z. E. bringen sie eine Summe von 100 heraus, die jeder ganz geniesst, wenn der eine einzeln die Summe seines Wohls nicht höher als auf 60 und der andere auf 70 bringen konnte. Bey der Zusammensetzung werden nicht alle Grössen positiv; einige

werden gewis negativ seyn. Das grössre Wohl aber wird doch nun die Haupt-Absicht; das Verhältniß der Handlungen dagegen wird bestimmt; und die Fertigkeit dieser Bestimmung durch die positive sowohl als negative Grössen genau zu beobachten, macht nun die Tugend dieser beyden Leute aus. Eine Handlung folglich die nur die einzelne Absicht zum Nachtheil der gemeinschaftlichen beförderte, würde lasterhaft seyn. Führen sie es auf zusammengesezte Gesellschaften: so werden sie in den Hauptbegriffen keinen Unterschied finden. Dieses einzige kommt hinzu. Weil in grössern Gesellschaften es sehr bald Leute geben muß, und sollten es auch nur die darin erzeugte Kinder seyn, die dem natürlichen Triebe bloß folgend, das Verhältniß der Handlungen zur gemeinschaftlichen Absicht nicht übersehen können: so muß man ihnen die vorzunehmenden Handlungen unter allgemeinen Sätzen nennen, die man bald bejahend bald verneinend ausdrückt, weil dadurch eine grosse Menge von entgegen gesezten Handlungen zu gleicher Zeit bestimmt wird. Diese Sätze heissen Regeln oder Geseze, und man

hat

hat daher die Tugend als die Fertigkeit seine Handlungen mit den Gesetzen übereinstimmig zu machen erklärt. Sie sehen wohl, was ich hier noch sagen könnte, wie viel Streit ich vielleicht hier vergleichen könnte. Ich gehe weiter.

In Gesellschaften fangen die Menschen erst recht an zu denken. Man mußte also ziemlich bald aus Beobachtung einiger physischen Gesetze schliessen, daß alles in der Welt auf eine vortrefliche Ordnung abzielte, und daß auch der Mensch schuldig wäre, diese Ordnung zu befördern. Aus der Ordnung leuchtete die Vollkommenheit des Schöpfers hervor; mit andern Worten also: daß der Mensch schuldig wäre, die Ehre des Schöpfers zu befördern. Die Bestimmung des Verhältnisses der Handlungen zur Ordnung oder Vollkommenheit des Ganzen, macht folglich die Welttugend aus; welches der höchste Grad der Tugend ist, den ein Geschöpfe erlangen kann. Und wenn ich mir bey dieser Tugend alle Schönheit denke, die aus einer solchen Ordnung entspringet; so wird es die liebenswürdige Tugend, über

die Shaftesbury in schwärmerische Entzückungen geräth.

Beym Ueberdenken der Stelle, die der Mensch in der Reyhe der Dinge einnimt, und des Beytrags, denn er, der Absicht des Schöpfers gemäs, zu ihrer Ordnung geben solle, müssen sich unstreitig nähere Bestimmungen seiner Handlungen dazu entdecken lassen, ich mag ihn nun in Absicht auf das ganze Weltgebäude, das heißt, auf die Ehre Gottes, oder in Absicht auf die Gesellschaften, oder auch gar in Absicht auf sich selbst betrachten; obgleich die letztere Betrachtung immer in Beziehung auf andere geschehen muß. Nennt man diese Bestimmungen, so bald sie deutlich ausgedrückt sind, moralische Gesetze; so entstehet daraus die moralische Tugend; die höhere Tugend des Philosophen, die er zur Bestärkung seiner besondern Societättugend beständig gebrauchen wird. Ein weiser Gesetzgeber wird die Societättugend immer auf diese moralische Tugend gründen; wenn er gleich nicht immer darauf Acht giebt, ob jedes einzelne Glied der Gesellschaft seine Societättugend

darauf

darauf gründe. Entstünde der Fall, daß die Societättugend der moralischen Tugend widerspräche; so — so weis ich kein vortreflicheres Beyspiel, als das Beyspiel des Sokrates vorzuschlagen, der sich in diesem Falle befunden und den Werth bestimmt hat, den jede in den Augen eines guten Mannes haben muß. Dieser grosse Mann, überzeugt, daß er von einem Gott auf den Posten gestellt sey, auf dem er jezt die Gefahr des Todes liefe, nemlich zu philosophiren, und die geheimen Gedanken seiner Mitbürger aus ihnen heraus zu forschen, konnte dreiste antworten, daß er gegen das Verboth der Obrigkeit in diesem Stücke handeln würde. „Sokrates, sprechen seine Richter, wir werden jezt dem Anytus nicht gehorchen; wir lassen dich los, doch auf die Bedingung, daß du nicht mehr philosophiren, nicht mehr deine Untersuchungen fortsetzen sollest: wenn du aber über dieser Beschäftigung ergriffen wirst; so must du sterben. Wenn ihr mich auf diese Bedingungen loßlassen wolltet, antwortete Socrates; so möchte ich zu euch sprechen: ich wünsche euch alles Glück, ihr Athenienser, und

„liebe euch in der That; ich werde aber dem „Gott mehr als euch gehorchen: und so lange „ich Athem schöpfe und Kräfte habe, werde ich „niemals aufhören zu philosophiren, und jedem „von euch, dem ich etwa begegne, den Weg zu „zeigen und ihn zu ermahnen, u. s. w.“ Sokrates konnte hier die Ehre des Gottes, dessen bestellter Diener er zu seyn glaubte, dem Befehle der Obrigkeit vorsetzen; das heißt, seine moralische Tugend der vermeynten Societäts-tugend vorsetzen, weil seine Societät dadurch an ihrem wahren Wohl nichts verlohr. So bald ihm aber Criton räth, das Gefängnis zu verlassen, und sich dadurch gegen die Gesetze aufzulehnen: mit wie vielem Eifer vertritt alsdann nicht der gute Mann die Sache der Gesetze! Sein besonderes Wohl hätte müssen durch einen Bruch der Gesetze, das heißt, durch einen dem ganzen Staate zugefügten Schaden erhalten werden: und er hatte sich gegen die Gesetze verpflichtet, seinen Wohlstand dem ihrigen aufzuopfern. Sie kennen die vortrefliche Stelle im Criton. Ich zeige hier nur, daß in diesem Falle

die

die Societättugend, oder die politische Tugend die grössre wäre, und seyn mußte.

Noch zwo Anmerkungen und ich schliesse. Sobald der Staatsmann eine gewisse Anzahl von Bürgern vereinigt sieht, die sich anheischig gemacht haben, die Staatsverfassung blühend zu erhalten: so muß er nothwendig auf die politische Tugend oder auf die Societättugend am meisten dringen.

Er läßt es jedem frey, so viel moralische Tugenden auszuüben, als das gemeine Wohl nicht stöhren; und dieses wird durch sie nicht gestöhrt, wenn ein weiser Gesetzgeber gewesen ist. Weil aber in einer Gesellschaft eine Menge blödsichtiger sich finden, die durch Verführer oder Sektenstifter angetrieben, sich berechtigen könnten, Ausnahmen gegen die Societättugend unter dem Vorwande besondrer Pflichten zu machen; so sagt er zu dem grossen Haufen: seyd politisch tugendhaft, und lebt sonst, wie ihr wollt. Be-

nimmt er dadurch dem Weisen die Erlaubniß, seine moralische Tugenden damit zu verbinden?

Meine zwote Anmerkung geht auf die christliche Tugend. Unsere Religion verspricht uns, wie Sie wissen, neue Motiven zu guten Handlungen, neue Verheissungen wegen derselben; und neue Stärke zu ihrer Vollbringung. Die Welttugend, die Societättugend, werden schon durch die moralische Tugend unterstüzt; oder eigentlicher, jene werden es durch die leztere vollständig, wenn ich meine Absicht nur auf den Menschen, der sie ausübt, richte, lassen sie bey ihm noch die Christliche, aber die wahre unverfälschte christliche Tugend hinzukommen: welche Harmonie, welche Stärke in der Tugend! was für ein vortreflicher Bürger! aber wohl bemerkt, nur in dieser Verbindung der Tugenden, und nicht, der Christ dem Bürger, dem Menschen, entgegen gestellt. Da aber der Politicker nur auf den Körper der Handlungen sieht, und nur den Geist hineinzubringen sucht, der zum richtigen Mechanismus derselben hinlänglich ist: muß man nicht ein

Schwärmer

Schwärmer seyn um von ihm zu fordern, daß er auch, wenn ich so sagen darf, Morgen- und Abendseegen vorschreiben solle? Es fliessen noch sehr viele Folgen aus diesen Sätzen; allein, ich will ihre Gedult nicht mißbrauchen.

# Hundert und achtzigster Brief.

Deutliche Begriffe sind eben nicht der grosse Vorzug des V. der Beherzigungen. Er giebt Beschreibungen, wo er erklären sollte, und ehe man sichs versieht, gerathen seine Beschreibungen so, daß der Unterschied zwischen zweyen Begriffen, den er festsetzen wolte, verschwindet. Er glaubt eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, daß er die Liebe für das Vaterland vom Patriotismus unterscheidet; den Patriotismus erst weitläufig lobt, und dann etwas hinsezt, woraus niemand klug werden kann. S. 243. „In currentem Sinn,“ sagt er, ist ein Patriot „derjenige, so es gut mit sich selbst und seinem „Herrn meynt, es mag seinen Nachbarn, und „dem ganzen übrigen Reiche ergehn, wie es „will.“ Ferner, „ein Patriot nach der Mode „ist derjenige Deutsche, welcher bey der Parthie, „wozu er nach der Geburt und Pflichten gehört, „oder zu der er sich aus Eigennutz und Neigung „bekennt, blindlings hält, alles was von ihr „herrührt und zu ihr hinzielt, billigt und verthey-

„digt,

„digt, hingegen alles, was zur Gegenparthie „und deren System gehört, mit Eifer haßt und „verfolgt." Und das alles sind noch nicht die wahre Patrioten. Freylich ist dieses Gemählde so, daß man nicht sagen kann: dis ist der wahre Patriot: aber wer heißt auch den V. ganz verschiedene Züge zu vermengen? Er scheint das Kunststück derer Herren zu besitzen, die, wenn an ihren Schriften etwas getadelt wird, sich hinter die Religion verstecken; und sie so damit verknüpfen, daß bey dem Blödsinnigen ein Angriff auf sie, allemal ein Angriff auf die Religion wird. Was für einen Mann will denn der Herr von M. haben? Den Weltbürger? Dieser wird unstreitig allen Menschen guts wünschen und so viel an ihm liegt, ihr Wohl befördern. Den deutschen Bürger? Er muß erst ein deutsches Interesse feststellen, an dem alle Unterthanen der verschiedenen Prinzen in Deutschland nach gemeinschaftlichen Gesetzen, und Verbindlichkeiten, Antheil nehmen können. Sobald es aber Preußische und Oesterreichische Unterthanen giebt: sobald deren Regenten verschie-

dene

dene Interessen haben; so ist es nicht mehr die Pflicht weder des Preußischen noch des Oesterreichischen Unterthanen, zu untersuchen was eigentlich das teutsche Reich von ihm fordre; sondern was er seinem Vaterlande, das heißt, dem Lande, dessen Gesetze ihn beschützen und glücklich machen, schuldig sey: und wenn er diese Schuldigkeit auch in den schwersten Fällen beobachtet; so ist er der Preußische oder der Oesterreichische Patriot. Wenn man will, so können die teutschen Reichsstände einen besondern Patriotismus haben, der eigentlich auf die Verfassung des teutschen Reichs abzielt; aber dieser Patriotismus kann gewis nicht auf die Unterthanen der kriegenden Partheyen, ohne die größte Ungereimtheit, gezogen werden.

Eine ähnliche Verwirrung herrschet in denen Stellen, wo der Verf. die Irreligion des Prinzen verflucht. Er kann gewis kein stärkeres Bild davon geben, als Montesqu'eu gegeben hat, der mit der ihm eigenen Kürze sagt: „Un Prince, qui n'a point

„du

„du tout de religion est cet animal terrible,
„qui ne sent sa liberté, que lorsqu'il dechire
„& qu'il devore.“ Aber Montesquieu beschreibt auch den Prinzen, der ganz und gar keine Religion hat, den Prinzen, der da glaubt, daß er blos seine Begierde sättigen dürfe, ohne die geringste Verbindlichkeit gegen jemand, ausser sich, zu haben. Wenn aber unser Verfasser von einem irreligiösen Prinzen redet; so weis ich nicht, ob er einen Prinzen meynt, der ohne die Lehrsätze und Trostgründe der christlichen Religion anzunehmen, über sein Volk und wohl gar über Christen regiert; oder einen Prinzen, der ohne ein Wort wider die christliche Glaubenslehren gedacht, gesagt oder geschrieben zu haben, doch in aller Stille als ein Tyrann regieret. Ich wünschte wohl, daß sich diese Herren, die immer Religion und Tugend unter sich, und Irreligion gegen ihre Tadler, im Munde führen, erklärten, ob die Antonine und Trajane ihre Völker glücklich oder unglücklich gemacht haben? Oder soll der Satz, der so fruchtbar an Verfolgungen, unter einem

schwachen Prinzen werden könnte: „daß ohne christliche Religion, und — und sobald es die Gelegenheit erlauben wird — ohne die Orthodoxie dieser oder jeder Kirche, niemand ein ehrlicher Mann seyn könne; auch dahin gelten, daß ohne christliche Religion kein guter Regente seyn könne? — Schade, daß die Geschichte das Gegentheil beweist! Noch mehr: diese Herren werden bald daraus folgern: daß, wer Tugend und Religion immer im Munde führet, ein ehrlicher Mann seyn müsse.

Man wird dem Verfasser niemals läugnen, daß ein Prinz, der nach dem Geiste des Christenthums denkt und handelt, eine Wohlthat für seine Unterthanen sey; daß gewisse Grundsätze des Herrn sehr leicht und auch sehr stark ihren Einfluß auf die Diener äussern: aber es ist falsch, daß dieser Einfluß so ausgebreitet sey; es ist falsch, daß ein Prinz, der z. E. auf ein anderes Leben sich keine Hofnung macht, deswegen alle Lasterthaten für erlaubt halte? Kurz, es ist falsch, daß der, dessen Herz durch eine göttliche Gnade

in der Tugend nicht gestärkt ist, deswegen seinen Nächsten, so oft er nur kann, übervortheilen werde. Es kann geschehen, und es kann leichte geschehen, daß er von einer Leidenschaft zu einem Unrecht hingerissen, oder durch die Unwissenheit zu einer Beleidigung seines Nebenmenschen verführt wird. Aber ist denn vom Christen alle Unwissenheit entfernet und alle Schwachheit verbannet? Wenn aber der Staatsmann zwischen zweyen Prinzen wählen sollte, unter denen der eine, andächtig und schwach, der Geistlichkeit seines Landes, einen grossen Theil an der Regierung vergönnete; der andere, ein Feind aller geoffenbarten Religionen, mit Enthaltsamkeit, Einsicht und Eifer für das gemeine Beste selbst regierte — ist es wohl schwer zu rathen, welchen er wählen würde; ich sage der Staatsmann, der blos auf das gegenwärtige Wohl der Gesellschaft sieht?

Ich ermüde Sie vielleicht durch die Wiederholung ihrer eigenen Gedanken: aber ist sie nicht nothwendig, wenn unter unsern

meisten Schriftstellern eine Art von Heucheley eingerissen ist, nach der man beynahe sagen sollte, daß sie die Wahrheiten der Vernunft lästern, um den geoffenbahrten zu schmeichein, die es doch so wenig nöthig haben?

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 13. August. 1761.

### Beschluß des hundert und achtzigsten Briefes.

Noch ein Paar Worte von den Beherzigungen. Unsere französische Erziehungsart der Kinder wird beherzigt, und, wie Sie leicht denken können, verworfen. Ich gerathe in die Versuchung, an statt Ihnen meine Gedanken darüber zu sagen, die weise Antwort des *Sir Roger de Coverley* aus dem Zuschauer zu geben: much could be said on both sides.

Der Verfasser hat eine vorzügliche Liebe für Dännemarck, die er an verschiedenen Stellen seines Buches mit Nachdruck zu erkennen giebt. Dieser Liebe zu Gefallen macht er einen Unterschied zwischen Despote und Tyranne; als ob es bey der Bestimmung der Güte, einer Regierungsform auf den guten oder schlimmen Karak-

ker der Regierenden, und nicht eigentlich auf die innre Natur und die Triebfedern der Regierung ankäme; dieser Liebe zu Gefallen ruft er S. 563. ganz entzückt aus: „Ja, ich konnte mich des star„ken Triebs einer noch unempfundenen Freude nicht „erwehren, als ich in den Briefen des Herrn von „Holberg lase, daß in der ganzen Dänischen „Sprache das Wort Tyrann nicht befindlich „seye, sondern wenn man dieses Worts sich aus „Noth bedienen müsse, solches mit: Bluthund, „ausgedrückt werde," gleichsam als ob das Wort Tyrann deutschen oder französischen Ursprunges wäre, oder seiner ersten Bedeutung nach einen Bluthund anzeigte. Wenn wir den Begriff des Wortes Tyrann nach und nach geändert und das Wort in unsre Sprache eingeführt haben: sind die Dänen deswegen glücklicher, die jenes entbehrend, das Wort Bluthund, das so milde und gelinde ist hervorgesucht haben?

B.

---

Nach-

# Nachschrift.

Ich muß Ihnen noch ein Urtheil über den Herrn und Diener mittheilen, das vielleicht von dem Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten herrührt. Es ist auf einem einzelnen Bogen, der den Titel führt: vermischte Anmerkungen über die [illegible]ortfügung in der französischen Sprac[illegible] sehr zufälliger Weise eingerückt worden. In seiner Art ist es vortreflich, wenn auch der Herr von M. in einigen Stücken dagegen könte vertheidigt werden. „Diese Rhap„sodie,„ sagt der Unbekannte, „ist zum Theil „aus französischer Seyde gesponnen, daher man „so gewissenhaft gewesen, Frankreich mit Wucher „für den Gebrauch seiner Materialien Erstattung „zu thun. Ein abermaliger Beweis deutscher „Ehrlichkeit, die aber dem Wachsthum der „Klugheit oft Eintrag thut. Der eine von den „Uebersetzern hat zu eilfertig den Diener durch „Serviteur gegeben; sonst würde ihm valet de „chambre eingefallen seyn. Da die glän„zende Haut des Originals viel Aufsehens ge-

 macht,

„macht, so soll eine summarische Zergliederung
„des innern Baues hier eingerückt werden. —
„Der Autor scheint ein Fremdling im Kabinet,
„doch desto bekannter im Audienzsaale und der
„Kanzelley zu seyn. — Die wahre Staatskunst,
„zu thätig und zu schlau, sich mit piis desideriis
„aufzuhalten, muß auch nicht mit Sittensprü-
„chen, Wirthschaftsvo[illegible]llen und Ceremo-
„nialgesetzen, verwechselt werden. — Seine
„Bücher und Weltkenntniß ist unzuverläßig
„Fundusque mendax — auf den sich deuten
„liesse, was Horatz vom Umgange mit Ma-
„tronen meynt:

— — — — unde laboris
Plus haurire mali est, quam *ex re decerpere fructus.*

„Ein Magazin des schönen Geschmacks kann die
„Urkunden der Gelehrsamkeit nicht vertreten.
„Das unstätige Auge eines Neugierigen, ohne
„den starren Blick eines prüfenden Be-
„obachters (zumahl auf Reisen und noch mehr
„an Höfen) ermüdet ohne zu sättigen, giebt
„mehr Zerstreuung als Unterricht, gewöhnt zwar
„zum Bewundern aber nicht zum Urtheilen

„das

„das im Tadeln richtiger und feiner seyn muß „als im Loben. — Die Unverdaulichkeit der „Sachen macht die Schreibart ungesund, die „mehr nach Galle und Essig, als nach Salze und „Gewürze schmeckt, mit Frost und Hitze abwech„selt. Ein Pädagog grosser Herren und ihrer „Diener wird diese licentiam poeticam eines „Scholiasten mit derjenigen Mäßigung aufzuneh„men wissen, die zu dem hohen Alter und den „Früchten desselben rathsam ist, wovon die Vor„rede weissagt. Des Herrn von Mosers Ge„müth ist übrigens zu edel, als daß er die Küsse „eines Wäschers, denen es recht gutmeynenden „Schlägen eines Liebhabers, vorziehen sollte."

Ich habe zu dieser Beurtheilung nichts hinzu zu setzen, als dieses, was ich schon im Anfange angedeutet habe, daß nehmlich der Herr von M. bloß Willens gewesen, unsre kleinern deutschen Fürsten und ihre ersten Räthe unter dem Titel von Staatsministern oder Dienern zu schildern. An diesen kleinen Höfen läßt sich sehr ofte, das Kabinet auf die Kanzelley reduciren; unterdessen

bleibt die Bemerkung des Kunstrichters von dem Unterschiede der Kabinets- und Kanzleykenntniß doch sehr richtig, und der Einfluß einer sauer gewordenen Denkungsart auf den Styl ist mit eben der Genauigkeit entdeckt worden.

B.

Hundert

## Hundert und ein und achtzigster Brief.

Sie lesen die philosophisch-politischen Schriften der Herrn Schweitzer mit Vergnügen? Sie lieben den patriotischen Ton, der in ihren Aufsätzen herrscht, und allen ihren Gedanken und Wendungen, Feuer, Kühnheit und Nachdruck giebt? Nun, so wird Ihnen die beykommende Schrift desto angenehmer seyn, da sie dieselben Vorzüge hat, und in unserm Vaterlande entstanden ist. Sie handelt vom Tode für das Vaterland,* eine Materie, die Sie näher angehet, und gewiß die Feder eines Patrioten, der aber auch zugleich ein Weltweiser ist, verdienet. Das Titelblat ist mit einer saubern Vignette von der Erfindung und Arbeit unseres Herrn Meils geziert, auf welchem die Erschlagenen bey Thermopylä zu sehen sind, nebst einer anticken Urne, mit dem berühmten griechischen Epigram des Simonides, das im Deutschen ungefähr folgendergestalt lauten würde: O Wandersmann,



* Berlin, bey Friderich Nicolai. 1761.

mann, melde den Lacedemoniern, daß wir hier liegen, unsere Landesgesetze befolgend.

Diese Brochure hat mich in verschiedenen Betrachtungen ungemein vergnügt. Der richtige Inhalt, die so schöne als gründliche Ausführung, die öftere Erwehnung unseres Kleists, und die bey dieser Gelegenheit so natürliche Reflexion auf Sie, alles dieses that eine so angenehme Wirkung auf mich, daß ich das Werkchen mehr als einmal lesen mußte. „Der Inhalt? Fragen sie spöttisch, „Können diesen auch müßige Weltweisen vor ihrem „Schreibpulte beherzigen?“ — Sie haben Recht. Ihnen ein solches Werk anpreisen, heißt mit jenem Schwätzer dem Hannibal eine lange Rede von der Kriegeskunst halten. Allein es muß Ihnen doch angenehm seyn, zu hören, was sich ein Weltweiser auf seiner Studierstube vom Tode fürs Vaterland für Begriffe macht. Zu Sparta würde man zu einem solchen Schriftsteller gesagt haben; Preise nicht den Tod fürs Vaterland; stirb ihn; allein unser Vaterland ruft Gott-

lob!

ich! noch nicht jedweden Arm zu seiner Vertheidigung herbey, und auch nicht jeder Arm ist geschickt, dasselbe zu vertheidigen. Es sey immer den unkriegrischen Weltweisen vergönnt, die grosse Pflicht in der Einbildungskraft zu feyern, die sie nicht im Stande sind auszuüben; das zu denken, was sie und ihre tapfern Mitbrüder, unter der Aufsicht Ihres grossen Anführers zu thun bereit sind.

„Meine Schrift," sagt der Verfasser in dem Vorbericht, „kann nur alsdann ganz überflüßig „seyn, wenn alle Unterthanen des Königs schon „bereit und willig sind, ihr Leben für ihn und für „den Staat, wenn er es fordert, aufzuopfern. „O! wenn ich doch eine vergebene Arbeit unternommen hätte!"

In dem ersten Hauptstücke betrachtet der Verf. die Liebe für das Vaterland in Monarchien. Man glaubt insgemein in einer Monarchie fände kein Vaterland statt. Dieser Irrthum wird hier bestritten. Eine von den Hauptursachen, die dieses Vorurtheil veranlaßt haben, ist unstreitig die in Monarchien eingeführte Eintheilung der

Stände, dadurch die Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr getrennt worden sind. „Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben, „daß er nur auf eine einzige Art das Seinige „dazu beytragen dürfe. Allein, wenn ein allge„meines Beste statt findet (und dieses findet sich „bey allen Gesellschaften) so muß es auch nur „eine einzige politische Tugend geben. Aus „diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der „Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat „und Edelmann. Alles vereiniget sich, und stel„let sich unter dem vormahls so herrlichen Namen „eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein „Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder „Edelmann Soldat und Bürger, wie man „will. — Die Monarchie läßt zuweilen die „Bande nach, mit denen sie jeden besondern „Stand an sich ziehet. Die Stände scheinen „alsdann wie getrennt. Ein besonderer Zufall „ereignet sich. Sie ziehet die Bande stärker an „sich, und aller Unterschied verschwindet." Diese Betrachtung zeigt uns den Krieg in Monarchien von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Das Ne-

bel,

del, das er mit sich führet, ist mit dem wichtigen Vortheil verknüpft, daß die Entfernung der verschiedenen Stände vermindert, und die Bürger einer republicanischen Gleichheit näher gebracht werden. In einer kriegführenden Monarchie ist alles Bürger; das Verdienst und nicht die Geburth bestimmt die Stände; der Staat gleicht einer Republick, die den König zum Dictator gewählt hat.

„Man seufzt, sagt der Verf. anderswo, wenn „das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und „nicht uns allein erzeugt haben, schon in der „Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? „könnte denn das Vaterland nicht jeden zu sei„ner Vertheidigung herbeyrufen, wenn es gleich „nicht jeden herbeyruft? Wenn es aber diese „Rechte über uns gleich bey unsrer Geburth „erhält; kann man die Regierung wohl tyrannisch „nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt. „Würden wohl diese Rechte aufhören, wenn „die Regierung uns dieselbe verschwiege? — „O Sparta, die du mit trockenem Auge, nur „mit der Rührung, welche Tugend beym Anblick

„der

„der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren „Grabmälern bey Thermopylä gehen sahest, „zu den Grabmälern die sie sich mit ihren eigenen „Schwerdtern zubereiteten, auf welchen Haufen „erschlagener Perser als Grabsteine aufgethürmt „standen, und der Tod fürs Vaterland die „prächtigste Aufschrift war. O Sparta, wür„dest du nicht einen Bürger aus deinen Mauern „verbannet haben, der sich geweigert, nicht ge„weigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den „für das Vaterland gebohrnen Sohn der glän„zenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben?“

In dem zweyten Hauptstücke begegnet der Verf. dem so seichten als gewöhnlichen Einwurfe, daß es lächerlich sey, sich für den Vortheil anderer aufzuopfern. Die Gründe deren er sich bedienet, können Ihnen nicht unbekannt seyn. Folgende Anmerkung, die der V. in einer Note anführet, wird Ihnen gefallen. „So oft gewisse „Dinge, die uns gerührt, und unsere Seele „bald mit Schauer, bald mit einer weichmüthi„gen Empfindlichkeit erfüllet haben, lächerlich „gemacht werden; so oft wird wenigstens ein

Mord

„Mord an unsren Vergnügungen ausgeübt. — „Wozu soll z. E. der Witz Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren „wir das Vergnügen zu bewundern. Das Posier„liche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften.“ Er führet Exempel aus dem Lustspiele les Plaideurs und aus dem Thomas Jones an; und setzet folgendes hinzu. „Ein solcher Verfasser giebt „uns einige süsse Sachen zu kosten, die in dem „Augenblicke, wenn wir sie geniessen, angenehm „sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen „Wein, der uns vorgesetzt wird, verderben.“

Im dritten Hauptstücke wird gezeigt, daß die Liebe für das Vaterland den Unterthanen eines Staats eine grosse und neue Denkungsart mittheile. Diese wichtige Betrachtung hätte weitläufiger ausgeführt zu werden verdienet. Woher kömmt es, daß die alte Geschichte noch immer interressanter ist, als die neuere, obgleich diese unsern Zeiten näher angrenzet? Eine der wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bey den Griechen und Römern die ganze Nation eine grosse Denkungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande

war die Seele ihrer Welthändel, das Feldgeschrey ihrer blutigen Kriege und die Nerve aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtschreiber fand in dieser grossen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies, denn er hatte nicht bloß Thaten, sondern Gedanken und Gesinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neuern Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Unterwürfigkeit ist an die Stelle der Liebe getreten, und hat denkende Wesen wie in Maschinen verwandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstossen worden. Die Nationen interessiren sich für die Welthändel, nicht wie selbst denkende und selbsthandelnde Geschöpfe, sondern wie unthätige Zuschauer. Wie kann sich also der Leser für ihre interessiren? Kömmt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück; so muß die Nation nothwendig wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigener Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde,

und

und ihr grosser Anführer ist nicht, was andere seyn möchten, die Seele vieler Körper; sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seele der Seelen. Zu welchen hohen Gesinnungen ruft uns das erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Augen haben? Welcher patriotische Busen, ruft der „B. aus, muß nicht klopfen, wenn wir den Mann, „nach dem sich unser Jahrhundert nennen, und „nicht nur nennen, sondern auch durch ihn prangen „wird, sich täglich dem Vaterlande, das er „in seiner ganzen ernsten Majestät vorstellt, als „ein Opfer darbieten sehen. — Ich erinnere „mich noch mit dem melancholischen Vergnügen „das unsere Seele bey der Vorstellung einer „tragischen Begebenheit überströmt, eine ganze „Stadt über die falsche Nachricht von dem Unglücke ihres Friedrichs in Bestürzung, Greisse in Thränen zerfliessend, und Jünglinge im „männlichen Ernste gesehen zu haben. Römer „würden ins Capitol geeilt seyn, um sich daselbst „unter die Legionen einschreiben zu lassen; Hier „baten Söhne ihre Väter, sich zur Armee „losreissen zu dürfen. O! darf ich wohl hier

„von

„von meinem Freunde schweigen, der mit jedem „schönen Talente zum Nutzen des Staats in „andern Ständen ausgerüstet, eben damals sich „der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen „den Entschluß gefaßt, und auch ins Werk ge„richtet hat! Deine Freunde sehen dir nach, „theurer ***, wünschen dich zu sich, und wa„gen es doch nicht, diesen Wunsch zu vollenden, „weil sie eine römische Tugend verehren. Sie „werden dein Bild erkennen, wenn sie dieses „Blatt lesen, und andere werden dich deine „Verdienste, nicht die Stimme eines Freundes „bekannt machen."

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 20. August. 1759.

## Beschluß des hundert und ein und achtzigsten Briefes.

Das vierte Hauptstück ist als ein Zusatz zu dem vorigen zu betrachten. Es wird darinn gezeiget, daß sich die Liebe zum Vaterlande auch in allen übrigen Handlungen der Unterthanen äussere. Dieses folget ganz natürlich aus dem Vorhergehenden. Wenn die Denkungsart einer Nation, durch die Liebe für das Vaterland, einen neuen Schwung nimmt: so müssen auch die Handlungen ihrer Bürger sich veredlen, und dieser neuen Denkungsart gemäß werden. „Sollte der Mann, der bereit ist für „das Wohl seiner Mitbürger zu sterben, sollte „er nicht auch für das Wohl seiner Eltern, „seiner Kinder, seiner Freunde, manche Be„schwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust

„erdulden wollen? Sollte er nicht einige Gemäch„lichkeit gerne entbehren, um seinen Kindern „eine gute Erziehung zu geben, deren sie sonst „vielleicht beraubt seyn müsten? u. s. w. —

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt; so muß die Nation in der Geschichte, zum ewigen Muster für andere Nation glänzen. Dieses führet der Verf. in dem fünften Hauptstücke mit vieler Beredsamkeit aus. Bey Gelegenheit der Ehrfurcht, mit welcher die Nachkommen die Wahlstäten rühmlicher Schlachten anschauen, ruft er aus: „Wie heilig müssen nicht „unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf „und Kunersdorf seyn! Zitternde Wehmuth „und ehrfurchtsvoller Schauer müssen sie durch„wandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief ein„gefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Epa„minonden liegen. Und wenn ich auf dem „einsamen Spatziergange an deinem Grabe, „unsterblicher Kleist! an deinem Grabe vorüber„gehe: dann müsse ich deine fürs Vaterland „empfangene Wunden überzählen; deine Ent-

„schlüssung

„schlüssung, ihm die schon erschöpften Kräfte „vollends zu weyhen, fühlend bewundern, und „die den Dank zollen, welchen wir dem fürs „Vaterland sich aufopfernden Patrioten schuldig „sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkte „betrachtet, der sterbende Krieger den unsterb„lichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen „jezt als Lorbern, die er selbst um sein künftiges „Grab gepflanzet hat. Wenn aber dieses Grab „nicht den Patrioten einschlösse; würden diese „Lorbern wohl so schön grünen?“

Das sechste Hauptstück führet die Ueberschrift: Man beweiset, daß die Liebe fürs Vaterland, (wenn man nicht den Beystand einer geoffenbarten Religion genießt) am leichtesten die Furcht vor dem Tode bezwinge. Ein Satz, der entweder nicht erweislich ist, oder keines Beweises bedarf. Redet der Verf. von der Furcht vor dem Tod überhaupt; wie will er ihn durch die Liebe fürs Vaterland bezwingen? Meynet er aber nur den Tod fürs Vaterland; so ist die ganze Geschichte sein Beweis.

Wer zweifelt, ob die Liebe fürs Vaterland dem Tod seinen Stachel nehmen könne, der muß auch in Zweifel ziehen, ob es jemals Griechen, Römer oder Deutsche in der Welt gegeben. Ich übergehe also dieses Hauptstück, und komme zu dem siebenten, in welchem untersucht wird: Ob diese Leidenschaft in den Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse verbunden werden.

Der Präsident von Montesquieu weiset jeder Regierungsform eine besondere Triebfeder an, die die Staatsmaschiene im Gang erhält: der despotischen Regierung die Furcht, der Monarchie die Ehre, und dem freyen Staate die Tugend. Unser Verf. glaubt, die Ehre sey eine Triebfeder, die bey einem grossen, wo nicht dem größten Theil der Nation, nichts ausrichten kann. Es gehören zwo Bedingungen dazu, wenn wir von der Ehre, Bewegungsgründe zu unsern Handlungen, hernehmen sollen. Wir müssen die Ehre, das Urtheil anderer über unsere Handlungen für eine Glückseligkeit halten, und wir

müssen

müssen uns an einem Standorte befinden, wo unser Thun und Lassen in die Augen fällt, und von demjenigen bemerkt werden kann, der in Monarchien das Recht hat, Ehre und Schande zu bestimmen. Nun lebt der größte Theil der Nationen in einer Dunkelheit, in welcher man selten auf die Folgen der Ehre Anspruch machen kann, und unter dem Adel selbst, der dieses Vorrecht hat, kann es viele geben, die die Ehre für keine sonderliche Glückseligkeit halten. Die Liebe zum Vaterlande aber, behauptet unser Verfasser, sey eine weit allgemeinere Triebfeder, die auf alle Glieder eines Staats mit gleichen Kräften würken kann.

Wo ich nicht irre; so ist die Tugend, die Montesquieu für die Triebfeder in Republiken hält, nichts anders als die Liebe zur Freyheit, oder zum Vaterlande. Unser Verf. würde also bewiesen haben, daß die republikanische Tugend auch unter der Aufsicht eines Monarchen, eine Triebfeder des Staats abgeben könne. Er hätte vielleicht eben dieses von der Furcht darthun

können. Sie ist in Monarchien zwar weit schwächer, als in despotischen Staaten, aber dennoch nicht ganz ohne Würkung, und also sehr nützlich mit der Ehre zu verbinden. Ueberhaupt lassen sich wohl in diesem Falle keine ausschliessende Maximen festsetzen. Der Republikaner handelt nicht selten aus Ehrbegierde, der Unterthan aus Furcht, und der Sclav aus Tugend. Alle möglichen Triebfedern würcken in allen möglichen Regierungsformen. Die Frage ist nur diese: welche Triebfeder, welcher Staatsgrundsatz wird durch jede Regierungsform am meisten begünstiget? Hierauf antwortet Montesquieu mit Recht: die Hofnung belohnt zu werden, oder die Ehre durch die monarchische; die Furcht vor der Strafe, durch die despotische, und die Liebe zur Freyheit, oder die Tugend, durch die republikanische Regierungsform. Wohl zu verstehen, diese Regierungsformen kommen den ihnen zusagenden Triebfedern am meisten zu statten, ohne die übrige auszuschliessen; ja ohne zu verhindern, daß nicht in gewissen Fällen die übrigen allgemeiner und würksamer seyn sollten.

Im

Im letzten Hauptstücke untersucht der Herr Verf. wann ehe diese Liebe fürs Vaterland schwärmerisch werde? Er erklähret den Enthusiasmus, durch einen Zustand der Seele, in welchem sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaus setzet, mit Phantasien beschäftiget, sich daraus eine neue Art von Schönheit erschaft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderten Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Hieraus lassen sich die nothwendige Bedingungen bestimmen, ohne welche der Enthusiasmus zur Thorheit wird. 1) Die Seele muß sich in keine unmögliche Verbindungen setzen, und dieselbe sich als möglich vorstellen. 2) Das Bild der Begeisterung muß aus keinen widersprechenden Theilen zusammen gesetzt seyn. 3) Der Gegenstand muß nicht allzuniedrig, und der Würde des Menschen unanständig seyn. 4) Die Handlungen müssen zu dem vorgesetzten Endzwecke übereinstimmem. Der V. macht die Anwendung von diesen Sätzen auf Enthusiasten verschiedener Art, und

und beurtheilet den Werth ihrer Schwärmereyen. Zuletzt kömmt er auf den von ihm angepriesenen Enthusiasmus, auf die Liebe fürs Vaterland. Der Stof erhebt sich, und wird dem Vorwurfe angemessen. Welches Feuer! „Ich sehe das „Vaterland von allen Seiten bedrängt, von „Feinden allenthalben bestürmt und an seinen „Grundpfeilern erschüttert. Es breitet ringende „Hände gegen mich aus, es flehet um die Hülfe „seiner Kinder. — Wer ist jener Mann, dessen „Gesichtszüge unter Schweis und Staub, wie „unter einer Maske, verborgen liegen, auf wel„chen sich das Vaterland stützet? Keine Pracht, „keine äussere Zeichen unterscheiden ihn; aber „ein Eifer, für alle das Muster zu seyn; ein „wachsames Auge, vor dem sich die Feinde zu „verbergen suchen; ein ausgestreckter Arm, der „sie zurück hält; Merkmale genug; es ist mein „König! Er hält den Fall des Vaterlandes noch „auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf. „Um ihn herum stehen seine tapfern Soldaten; „um ihn herum liegen auch die edlen Streiter, „die fechtend zu seinen Füssen niedergesunken sind.

„Mag-

„Magnarum animarum prodigi. Wie arbeitet „meine Einbildungskraft, die grosse Bilder zu „fassen! Auch die Seufzer und die Wehklagen „der Unmündigen, der Greisse, dringen auf sie „zu; alsdann

Pulchrum mori succurrit in armis!

„alsdann stürmet der Gedanke in mir empor, „daß es edel sey, fechtend fürs Vaterland zu „sterben. u. s. w. —

Der Verf. beschließt sein Werkchen mit folgenden Versen des Horaz, die er aber in sehr schlechte deutsche Verse übersetzet:

Lucem redde tuæ, dux bone, patriæ,
Instar veris enim, vultus ubi tuus
Affulsit populo, gratior it dies,
Et soles melius nitent.

Einer unserer Freunde hat versucht diese Zeilen folgendermassen zu übersetzen:

Gieb bald, o bester Fürst, dein Licht dem Volke!
Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antliz stralt,
Fließt sanft der Tag dahin und jede Sonne malt
Mit schönerm Glanz die Morgenwolke.

Ich habe mich etwas lange bey dieser kleinen Schrift verweilet. Allein, was dünkt Ihnen? Würde es um diese deutsche Prose nicht weit besser stehen, wenn unsere Gelehrten statt ihrer ungeheuren Werke lieber einzelne Materien, mit dem gehörigen Fleisse, ausarbeiten wollten?

K.

---

Hundert

# Hundert und zwey und achtzigster Brief.

Man scheuet sich alte Anmerkungen wieder vorzutragen: aber wenn man gezwungen ist? — Wie oft hat man nicht schon gesagt, daß unsre Schriftsteller immer Zugweise einem einzigen Genie folgen, dessen einsamen und neuen Flug die Zuschauer mit Bewundrung und Beyfall betrachtet haben? Ehe man sichs versieht summen uns die schlechtern Vögel um den Kopf, betäuben uns und verfinstern oft gar unsere Aussicht. Sie merken wohl, daß ich vornehmlich von unsern Dichtern rede. Gellert, Gleim, Kloppstock; Fabeln, Lieder, Heldengedichte in Menge; aber an Fabeln liest man sich satt, und müde, gesetzt daß sie auch mittelmäßig wären; Heldengedichte? Naumann und Schönaich sind zum Schröcken vieler aufgestellt: und andre die ungelesen blieben, von ihren Verlegern verwünscht worden. Anakreontische Lieder? Viele unter uns scheuen sich ein Trinklied zu machen, weil sie es ihrem moralischen Karackter zuwider glauben, und eine

grosser

grosse Anzahl unserer Schriftsteller sind leyder junge Theologen. Zu allem Glück kommt Young, der über Leben, Tod und Unsterblichkeit schreibt, und seine einsamen Klagen mit dem Ernste des bekümmerten Christen ausdrückt. Allerdings eine vortrefliche Situation! Ja, eben diese Situation steht vielen an; die Materien sind leicht, denken sie: wer sollte nicht im Stande seyn, über das Leben, über die Gräber, über den Tod, und vollends über die Unsterblichkeit der Seele im steiffen und holprichten Style, welches sie den erhabenen Styl nennen, etwas zu sagen? Einsam sind sie dazu, die meisten von diesen Herren, denn gemeiniglich haben sie von der Welt nichts als eine Universität gesehen, die eigentlich ihr universum ist. Nun strömen ihre Klagen, ihre Nachtgedanken, ihre Christen und Jünglinge in der Einsamkeit, bey den Gräbern, und was sonst noch mehr seyn mag, auf uns zu, und die Schaar die vor 10 Jahren, nur geliebt und getrunken hatte, versichert uns mit eben der Aufrichtigkeit, daß sie jezt nichts als Ernst und Tiefsinn kenne. Der einzige Unterschied ist dieser, durch das leztere

geben

geben sie sich mehr Ansehen und erhalten ihre Zwecke leichter als durch das erstere.

Sie würden von diesem ganzen Geschlechte, das ohnehin nach 3 Jahren längstens wieder vergessen seyn wird, nichts erfahren haben, wenn nicht einige davon im Schlechten so tief herunter stiegen, daß man eben so neugierig wird einen Menschen, der so sehr sinkt, zu betrachten, als man es ist, einem andern, der eine grosse Höhe erreicht, nachzusehen. Zu der ersten Art gehört ein gewisser Herr Philip Ludwig Statius Müller Professor zu Erlangen, der uns mit einsamen Nachtgedanken ebenfalls heimgesucht hat.* — Wie Schaftesbury sagt: diese Leute sind nicht im Stande alleine zu seyn. Wenn sie auch mit ihrem Gott reden: so schielen sie auf die Welt zurück und denken an eine Auflage ihrer Gedanken. Doch diese Eitelkeit wäre noch zu verzeyhen, wenn nur die Gedanken gut wären. Aber die Welt, die diese Herren nicht kennen; will

* Einsame Nachtgedanken eine Wochenschrift oder moralische Betrachtungen über die Welt und weltliche Begebenheiten. Wien und Leipzig 1761.

will auch sie nicht kennen; und doch hat Herr Müller die Dreistigkeit seine einsamen Nachtgedanken auch moralische Betrachtungen über die Welt zu nennen, er, der offenbar nichts als höchstens die Universität Jena kennt. Einen Professor, der so voll von der Universität und von seinem wichtigen Amte ist, müssen sie gar noch nicht unter die Augen gekriegt haben. In seinen einsamen Nachtgedanken betrachtet er auch das Jenaische Jubiläum; welches unstreitig die allerlustigste einsame Betrachtung ist, die ich jemals gelesen habe. Der wahre Studente, der beym ersten Anblicke der akademischen Scepter und Kleider grössre Augen macht als der Bauerknabe beym ersten Anblicke einer Stadt! S. 238. „Nun folgen die berühmten Scepter, „die schon 200 Jahr das akademische Regiment „zum unvergänglichen Nutzen der grossen „Welt geführt haben, und gleich darauf siehet „man die Anzahl der hochverdienten Lehrer in „ansehnlicher Begleitung zweyer Grafen — „nichts fehlt dem prahlenden Triumphe der ganzen „Universität das größte Ansehen beyzusetzen.

„Ein

„Ein Hochfürstl. Consistorium, die Räthe, der
„Kern der Bürgerschaft und eine unbeschreib-
„liche Menge der fremden und einheimischen
„Begleiter verlängern die Procession, und selbst
„das stärkste Aug, das in der Mitten steht,
„sieht weder vor noch hinterwärts ein Ende.“
Ich möchte wohl wissen, wie das Gegen-
theil möglich wäre auch bey dem kleinsten
Haufen; besonders da der Herr Professor ver-
gessen hat zu melden ob dieses stärckste Aug einem
grossen oder kleinen Mann zugehört hat. Doch
weiter; ich habe mir einmal vorgenommen sie
durch Herr M. zu belustigen. „Es zieht das
„ganze Chor der hochberühmten Männer in
„grosser Jubelpracht herauf, und schwenkt sich
„mit gravitätischen Schritten durch die gepackte
„Reihen der braven Musensöhne hin. — Jezt
„nahet sich der Zug, betrit die heiligen Schwellen
„und die gelehrte Schaar besteigt nach Rang
„und Staat die erhabenen Catheder. — Holde
„Musen, mich entzücket eure Pracht, und ver-
„dienet, daß ich sie lebhaft bilde. Ein purpur
„rother Fürstenthron stehet hier zur Rechten auf-

„ge-

„gerichtet. — Das hohe Regiment des aka-
„demischen Wesens sezt sich in zwey berühm-
„ten Männern zur Seiten dieses Throns und
„prahlet in entzückter Pracht wenn es einen solchen
„Fürstenstuhl zu seiner Rechten hat. Zur Linken
„siehet man die weltberühmten Lehrer und das
„akademische Chor woran die reiche Zahl der
„Herren Doktoren und Magistern schliessen.
„Ein starker Redner trit auf das in Sammet
„gekleidete Catheder. —

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 27. August. 1761.

### Beschluß des hundert und zwey und achtzigsten Briefes.

„Auf Paucken und Trompeten! — auf Fa„ma! kündige es Salinens Bürgern an! „Jezt schreitet die Procession zum Jubiläischen „Gastmal hin! Der Schwarm des jauchzenden „Volks begleitet die Fürstliche Staats-Carosse! „Das Mastvieh ist geschlachtet, die Speise ange„richtet, die Tafeln sind gedeckt, mit Silber auf„gepuzt! der Zeitpunkt ist erschienen!“ Von diesem Zeitpunkte an, vergeht dem Herrn Professor Hören und Sehen! Dergleichen Pracht und Menge von Schüsseln ist gar noch nie in seine Sinne gekommen. Sie sollen gleich hören. „Es „setzen sich die Gäste auf mehr als 150 Stühlen an „vielen Tischen im Saal und in den Zimmern hin!

„Wie prächtig sieht es aus? Wer kann die Schüs-
„seln zählen? — Mit äusserster Verwundrung
„betrachtet man die Königlichen Speisen und
„fürtreflichsten Confecturen. — Man langt die
„Pocalen her. — Es leben alle Universitäten,
„die sich mit Jena freuen! Es lebe wer da kann
„und will! Ein Freund wünscht dis dem andern.
„So recht! so freuen sich die hochverdienten
„Männer. —

Folgt nun die Freude des dritten Tages.
„Ein hochansehnlicher Graf tritt auf, aus des-
„sen Minen schon Staatsklugheit, Witz, Ver-
„stand, Belesenheit und grosse Weißheit strahlet. —
„Das mag ein Jubel heissen, wo Standespersonen
„sich bemühen, Athenens Flor und Ruhm nach
„Würden abzubilden? Noch diesen Tag schickt
„sich die berühmte lateinische Gesellschaft an, auch
„dieses Fest auf ihrer Seite recht feyerlich zu
„begehen. In vorerwehntem Staat begiebt sich
„das ganze Chor zum hochansehnlichen Di-
„rektor hin. Man nimmt kostbare Erfrischun-
„gen ein. — Ein reines und hochtrabendes
„Gedichte erhebt Salinens Glück und die flies-
„senden

„fenden Verse sind mit lauter Witz begeistert.“ Ich möchte wohl des Herrn Prof. Theorie von einem guten Gedichte vollständig sehen!

„Der Abend fällt schon ein, jezt sollen tausend „Musensöhne zugleich vergastet werden. Die „Anstalt wird gemacht, man stellt die Tafeln hin „und spicket sie mit aufgehäuften Schüsseln. — „Fast scheint es als wäre die Musenschaar in einen „fremden Luftkreis hineingestiegen, als man „beym bunten Lampenlicht sie alle schäckigt sahe. — „Auf Musen freuet euch, und laßt euch diese „Jubelspeise und Tranck recht schmecken und auch „wohl bekommen!“ Merken sie wohl, was bey „diesem Schriftsteller die Musen sind?

„Jezt dränget sich der Hause eilfertig an die „Tische. Die Balken wollen biegen vom Vivat „und dem frohen Jauchzen.“ Es greift wer greifen kann.“ — Sogleich nach diesem eckelhaften Bilde kommt der Herr Prof. auf die Sonntags-Predigt die er wie ein Waysenknabe, der nachgeschrieben hat, auszugsweise mit gefalteten Händen herbetet. Kaum ist er damit fertig, so hüpft er wieder vor Freuden über den Anblick

einer neuen Vergastung. „Aller Augen starren „nach jenen geistreichen Sinnbildern hin, die bis „im Gipfel aufgeführt und mit ihren reizenden „Stralen die schwarze Nacht durchbohren. Gegen „über steht im Staat das hochansehnliche „Frauenzimmer an denen Fenstern und ergötzet „sich am reizenden Glanz.“ —

„Abermahls der grosse Fürstensaal mit stolzer „Pracht erfüllt! Hundert Gäste setzen sich an „zweyen langen Tafeln und das im Staat gekleidete „Frauenzimmer macht die erhabene „Gesellschaft angenehm. Nichts kann an diesem „Tage zu kostbar und zu niedlich seyn. Man „trage zweymal funfzig Schüsseln auf, und endlich „stelle man die Tempel und die Pyramiden „zur Augenweide hin? Ihr aber dorten an den „Fenstern laßt Paucken und Trompeten hören! „Es leben die Doktoren!

„Es werde aufgeräumt! Man führe das „ansehnliche Frauenzimmer zum freudigen Ball „und Tanz. — Im übrigen war auch dieser „Tag den privaten Gastereyen bald hier, bald

da

„da gewidmet, und so nimt Jenas Jubiläum „ein recht preiswürdiges Ende."

Sie sind doch wohl überzeugt, daß dis einer von den Schriftstellern ist, von denen man keine Besserung hoffen kann? Warum? Man müßte solchen Leuten erst zeigen, daß das, was sie für groß und erhaben halten, lächerlich und klein sey, und dieses wird man sie niemal überreden, was müßten sie sonst von sich selbst denken? wer folglich diesem Verf. seine Fehler gegen unsre Sprache, seinen kirchenliederischen Fall der Perioden, seine Ungereimtheiten im Ausdruck, vorwerfen wollte, würde ihm Fehler zeigen, die er noch nicht einmal zu sehen verdienet, weil in seinem Kopfe erst ein ganz andrer Maasstab der Ideen angenommen werden muß. Wir wollen nur immer die Jenaischen Herren Magister behaupten lassen, daß sie den guten Ton in ihren Schriften haben.

Wollen sie etwa nun nach diesem Nachtgedanken bey einer gefährlichen Reise in Kriegeszeiten, vom Verfasser des Christen

im Kriege * kennen lernen. Gut, so entschliessen sie sich eine Menge von Reimen zu lesen, in denen das Metrum, wenn ja noch eines darinn ist, so verschieden abwechselt, daß sie immer um die vierdte Zeile nach einer guten Prose seufzen werden. Der V. würde sich vermuthlich beleidigt finden, wenn man seine Reime nach den Regeln eines Gedichtes beurtheilen wollte. Aber sagen sie mir nur einmal, ist es nicht etwas seltsames, daß eine so grosse Anzahl unserer Schriftsteller die Prose vernachläßigt, um gereimt zu schreiben, und daß fast ein jeder damit anfängt, sich, wie er es nennt, als Dichter zu zeigen? Liegt nicht der Grund zu dieser Ungereimtheit in unsern Schulen, wo die meisten jungen Leute gezwungen werden, Verse zu machen, und weil sie dazu am leichtesten stehlen können, ohne sich in die Kosten des Denkens zu setzen, auch lieber Verse als Prose ausarbeiten? Verse, Briefe, die nach Gellerts Art seyn sollen, und Predigten, dis sind beynahe alle Arten der Uebungen im Styl die sie kennen, und die vortreflichsten Arten bleiben ihnen unbekannt.

* Breßlau bey Meyer 1762.

unbekannt. Wie viele haben wir denn, die auch nur eine kleine Begebenheit gut erzählen? Zur ernsthaften Geschichte — Doch auf unsern Schriftsteller wieder zu kommen, merken sie wohl, daß er sich durch die Unterschrift des V. des Christen im Kriege zu erkennen geben will. Schade, daß er dadurch fast eben so unbekannt bleibt. Diese Herren bilden sich ein, daß, wenn sie in dieser oder jener kleinen Stadt, für den Urheber einer Schrift, die einige ihrer werthen Gevattern gelesen haben, bekannt sind: daß, sage ich, schon das gantze Publicum die Augen auf sie gerichtet habe. Oder ist der Christ im Kriege so vortreflich, daß er diesen Nachgedanken zur Empfehlung dienen kann? Vortreflich muß er seyn, wenn er dergleichen Reime erträglich machen soll:

„So eben sucht der Schlesier betrübt
„Den trocknen Grund von seines Landes Quellen,
„Sein matter Arm zieht mit vergebner Müh
„Den Eimer leer aus seinen Brunnen, der keinen Tropfen Wasser giebt
„Vergeblich sucht sein schmachtend Vieh

„Auf dürrer Hütung heissem Sand verbrannten
Grases kurze Spitzen,
„Die sein begierig Maul kaum zupfend fassen kann.
„Das Wild läuft lechzend, und trift noch Bach,
noch Weyher, an
„Vergeblich schreyt der Hirsch nach frischem
Wasser,
„Herr, so belohnst du deine Hasser.

Es kann seyn, daß bessere Stellen in dieser Schrift vorkommen; aber wer hat das Herz über so viele holprichte Zeilen weg zuklettern, um sie auszufinden. Wenn der V. etwa durch seine Verkart den Weg im Gebürge hat vorstellen wollen; so hat er ein Meisterstück gemacht.

B.

---

Hundert

# Hundert und drey und achtzigster Brief.

Hier ist ein anderer der Stunden der Einsamkeit * gehabt hat; ob es kluge oder unkluge Stunden gewesen sind, mag dahin gestellt seyn, kurz der Verf. ist ein Poet nach der neuesten Mode, der einsam ist, Nacht, Schrecken, Gedanken, Grab, Zärtlichkeit, donnert, thränt, betäubt, fühlt, empfindet, alles durcheinander, und wo ihm die Gedanken fehlen, Striche machen kann, so gut als ein Mensch in der Welt. Hören Sie nur an: Eine Betrachtung an eine Freundin:

Ist noch dein fühlend Ohr von jenem Schlag
Der Schrecken in des Jünglings Seele donnerte,
Betäubt — ist noch dein Herz — dein zärtlich Herz
Gerührt und thränet noch dein schönes Auge.—
Wann der Gedanke wie ein Schattenbild,
Des Stall todt ist, — daß des Schicksals Hand
Mit ihr die beste Freundinn dir entreissen —



* Leipzig 1760. in 8v.

In Nacht gekleidet, deine Seel' umwandelt;
So komm und eile mit mir auf ihr Grab,
Den Hügel, der den schönsten Frühling deckt —
Komm lerne da entrissen dem Geräusch
In einsamer und heiliger Betrachtung
Des Todes, für das Leben Früchte sammlen.

Ist das nicht poßierlich? Was macht der Mensch nicht für Anstalten ehe er einige sehr magere moralische Betrachtungen ans Licht bringen kann; Was bedinget sich der gute Mann nicht alles erst aus; ehe er seiner Freundinn erlauben will mit ihm — einsam zu seyn.

Unser Verf. hat allerhand Stunden auch Stunden in denen er den Nordischen Aufseher lieset; und in dem will er wahrhaftig nicht umsonst gelesen haben, daß ein Klopstock Empfindungen gehabt hat, die weder Prose noch Poesie, sondern Empfindungen par excellence sind, welche der Setzer absetzen muß wie Verse, weil — doch Herr Klopstock mag selbst die Ursach angeben, warum dergleichen Empfindungen müssen mit abgesetzten Zeilen gedruckt werden. Kurz unser

unser Verf. meint, solche Empfindungen könne er auch wohl haben; er macht aber einen erschröcklichen Lermen darbey, und gewaltig grosse Striche in sein Buch.

Betet — zittert — verzweifelt — ihr Geschlechter
des Staubs —
Schauert zurück in euch — in euren Staub —
Jenem über euch hangenden Rachschwerdt
Jenem auf euch zu rollenden Donner,
Jener euch erwartenden Hölle
Zu entfliehn.
Schauert zurück in euch — in euern Staub —

Adam! Eva!
Welche Frucht — welches Gift —
Gift, das auf Nachwelten fortwirkt —
Gift, bey Nachwelten Nahrung erhält,
Und auf Ewigkeiten fortwirkt —
Lag in der Frucht —
Nattern liegen so unter Kräutern versteckt,
Wann der Wandrer sich naht, dann — zum
Tode hinrafft.

Unheilbar!
Keine Pflanze blüht heilend
Kein Kraut grünt heilend —

Kein Baum weint Gegengift, —
Kein Quell quillt mineralischen Balsam;
Die Natur selbst traf jenes Gift —
Unheilbar!

Welch ein Geschrey um eine ganz gemeine weltbekannte Sache zu sagen, wenn man jedes Gedankchen so amplificiren darf, so wird es endlich sehr leicht werden unter dem Scheine heilger Betrachtungen und einsamer Nachtgedanken, die größten Albernheiten hervorzubringen.

Warhaftig keine andere Nation hat poetische Geschöpfe von so seltsamer Art als die unsrige. Wo ist ein Ort in der Welt ausser einigen kleinen Städten in Deutschland; wo man glaubt, man denke schön, wenn man lauter finstre öde abgelegene einsame Gegenstände sucht, wenn man Nacht, Gräber, Todtengerippe, Gespenster und wer weiß, was unter einander mischt. Und wahrhaftig die Leutgen dichten von dergleichen sieben Sachen, bloß, weil sie glauben es liesse schön, weil Klopstock und Zachariä es auch gethan haben, sonst sind sie keinesweges so finstre melancholische Köpfe, als man aus ihren Gedichten vermuthen sollte;

Ach

Ach Nein! es sind liebe süsse Herzchen, die tändeln können, daß es eine Lust ist. Denken Sie nur, der Mensch, der noch vor einen Augenblick mit seiner Freundinn so ernsthafte einsame Todesbetrachtungen anstelle, der das ganze menschliche Geschlecht in den Staub herunter donnern wollte, hat ausser diesen Stunden der Einsamkeit auch andere Stunden in denen er in gar grosser Gesellschaft ums Pfand spielt. Ey, das liebe Kind! sehen sie einmahl was er vor ein köstlich Sinngedicht darüber gemacht hat:

### Die prästabilirte Harmonie.

Nun, Leibnitz glaub' ich dir, daß Seel und Leib für sich
Besonders würken kann, Erfahrung lehrte mich:
Jüngst, als noch Frühling war, saß ich in bunten Reihen,
Mich unter andrer Lust im Jugendspiel zu freuen,
Chloris nahm mir ein Pfand und so erschrack ich nie,
Die Seele haßte sie, der Körper küßte sie.

Die arme Chloris! wenn sie doch Fieckchen wäre, ins Fieckchen nur ist unser Verfasser verliebt!

Doch

Doch liebstes liebstes Fleckchen,
Die schönen Rosenwangen
Die siegrisch blauen Augen
Die schmachtend aus dir lächeln
Die schönen Silberhaare
Die en Vergette prangen,
Und die — doch alles alles
Was Amor auf dich Fleckchen,
Nur schönes hingetändelt, u. s. w.

So tändelt unser Verf. mit seinem Fleckchen! Sollten Sie wohl so etwas unter dem Titel Stunden der Einsamkeit suchen; O ja ganz wohl, denn unsere unbärtigen Dichter machen Exercitia über allerhand Gegenstände? und da ist denn nur der feyerliche ernsthafte Nacht- und Gräberton, als eine Captatio benevolentiae anzusehen, damit unsere frömme patriarchalische Kunstrichter dem Dichter nicht vorwerfen können, daß er bloß ein heilloser Tändler sey.

Wollen Sie ein anderes Exempel davon. Hier haben Sie * Scherze der Lyrischen Muse; Sie blättern darinn und finden darinn frostige

* Leipzig in Lanckischens Buchhandlung 1760 in 8.

frostige Oden, Anakreontische kleine Versgen, gezwungenen Witz, auch hin und wieder Zoten.— Dis meinen sie vielleicht, konnten sie sich leicht in diesem Büchelchen vorstellen; wenigstens aber wäre doch von Einsamkeit, Nacht und Gräbern nichts da, auch keine geradebrechte Hexameter u. d. gl. mit solchen Sachen konnte auch wohl die Muse nicht scherzen? Ey ja doch, blättern Sie nur ein wenig weiter, so werden Sie finden wie der bisherige Tändler mit vollen Backen ausruft:

Komm du Zweyte der Zeiten, du Nacht mit rüstigen Schritten
Ueber die Hälfte der Erden alle deine Wunder zu strecken —
Schaut, den Oestlichen Fluthen entsteiget sie furchtbar prächtig.
Schüttelt von bräunlichen Locken itzt milde wohlthätige Thaue.

— — — — — —
— — — — — —

Welche Namen sind es, die auf dem Weg den du gehest

Aus

Aus der Vollkommenheit Tempel, mit ewigem Glanze herstralen
Ja du bist es ehrwürdiger Young du bist es o Harvey
Und du Zachariä. Ihr alle sanget ein Nachtlied
Schön und Schauervoll wie die Nacht selbst. —

— — — — —

O wie gräbt mir der Nacht romantische Kraft in die Seele
Tief vielwallende Freuden und süsse Melancholie ein!
Hab ich also kein Recht, dir Muse meine Empfindung
Und mein Herz zu vertrauen? —

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 3. September 1761.

### Beschluß des hundert und drey und achtzigsten Briefes.

Ich glaube Sie haben schon genug, um zu wissen, wes Geistes Kind der Verfasser ist, und daß sein Ernst eben so wenig taugt, als sein Scherz. — Doch weiter; hier habe ich noch so ein Werkgen vor mir liegen, davon ich Ihnen ein Wort sagen muß. Es ist ein unnennbares poetisches prosaisch melancholisches Etwas, betittelt: Mein Vergnügen in Zürich. * Man sollte denken, wer Vergnügen und zwar eben in einer so volkreichen Stadt, wie Zürich, suchet, könne nicht melancholisch seyn, oder die Einsamkeit lieben. Aber unser Verfasser ist ein ganz besonderer Mensch, er suchet nicht das Vergnügen

* Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde in 8vo.

gen etwa wie andere ehrliche Zürchische Bürger, in der Allee oder auf der grossen Brücke, oder auf andern öffentlichen Spatziergängen, wo menschliche Gesellschaften anzutreffen sind. Er ist ein armer blöder Mensch, der hinter alten Mauern, bey Gräbern, an Bächen, auf einsamen Hügeln herum kriecht, sich hinsezt, zu denken scheint, aber — nicht wirklich denkt, weint, seufzt, staunt, träumt, kurz der alle Kennzeichen eines unmündigen Knaben an sich führet, der nicht lange den Noah und die Sympathien gelesen hat, und nun auch gern den Dichter von der finstern Gestalt spielen möchte. Wahrlich, noch keiner unter unsern früh aufgeschossenen Dichterlingen hat die Liebe zu Gräbern, Tod und Verwesung so weit getrieben, als dieser: Sie können sich unmöglich vorstellen, was der junge Mensch bey dem Grabe seines Vaters für närrisches Zeug vornehmen will: „Wann ich einst wieder, dies sey „dir mein Vater gelobet, wenn ich einst wieder „hinkomm' an den Ort, wo du lehrtest, denn „will ich schöne junge Blümgen pflücken, und „sie in ein Körbgen sammlen, und hineingehen

„in

„in den heiligen Tempel, der mir deine werthe „Asche aufbehält, hier will ich denn sagen, hier „lehrt' er der fromme Vater — hier lehrt' er „mich — — denn will ich näher zu deinem Grab„mahl hintreten und sagen: hier modern die „Gebeine des besten des redlichsten Vaters. — „Und dann soll meine dankbare Rechte das Blu„menopfer drauf streuen, und ich selbst will „oben drauf sinken. — Und wenn ich denn mit „ausgerecktem Arm den harten Stein umfasse, „der deine Leiche bedeckt; So steig' ein Ver„wesungsdunst aus deiner Asche hervor, „und dringe mit dem Opfergeruch ver„mischt, durch mein ganzes Wesen, daß ich, „in süsse Betäubung entzükt werde." — — Der Himmel mag den Herrn Verfasser in Gnaden bewahren, daß er diesen Vorsatz nicht etwa im Ernste ausführe; denn ausserdem, daß ihm E. E. Rath seiner Vaterstadt, ohne Zweifel eine Anweisung zur Aufnahme in das nächste Tollhaus erthei len dürfte, so würde, mit allem Respekte von der Leiche des seligen Vaters gesprochen, dennoch dem ordentlichen Laufe der Natur nach, wenn

derselben Verwesungsdunst, das Wesen des werthen Herrn Sohnes durchdringen sollte, dieser ohnfehlbar anstatt einer süssen Entzückung, ein bößartiges hitziges Fieber bekommen. Doch der Herr V. ist mit der Verwesung sehr bekannt, er sorgt sogar für die Seinige. Er will mit seinen Freunden, ich weiß nicht an welches Ufer begraben seyn. — „Und wenn wir einst stürben; so „begrabten (soll begrüben heissen) uns unsere „Hinterlassene an das friedfertige Ufer hin, denn „wandelten die Füsse grausamer Städteverheerer „nicht über unsern Staub, und der wildscharrende „Huf schnaubender Kriegespferde erschütterte „nicht unsre modernde Knöchel. — — Nur „daß manchmal ein erkältender Wasser„dunst durch unsere Verwesung hinbebte." Ey! das taugt nichts, dergleichen erkältende Wasserdünste können leicht üble Zufälle verursachen, die der Herr V. am besten vermeiden wird, wenn er sich so wie andere Christenmenschen auf den ordentlichen gemeinen Kirchhof begraben läßt, wo die Todten sehr trocken zu liegen pflegen; und da die Kirchhöfe gewöhnlichermassen wohl

umzäunet

umzäunet zu seyn pflegen, so werden auch Soldaten und Pferde denselben weit weniger betreten, als das Ufer eines Flusses.

Doch was halte ich Sie mit diesem abgeschmackten Zeuge auf; Sie werden ohnedem vielleicht bey sich denken, daß alle in diesem und und dem vorigen Briefe beurtheilte Schriftsteller, unter der Kritik sind. Dis ist freylich wahr; aber ist es möglich gänzlich davon zu schweigen, wenn ein grosser Theil unserer Nation — nicht etwa diese Dichter ließt, da sey Gott für, sondern es wenigstens für erlaubt hält in diesem abentheuerlichen Geschmacke zu schreiben. Ist es möglich zu schweigen, wenn täglich unter unsern Schriftstellern, der Geist der Scheinheiligkeit mehr einreißt, und es beynahe für Sünde will gerechnet werden, wenn man eine alberne Schrift auszischt, deren elender Verfasser thut als ob er Religion und Tugend predigte. Kann man schweigen, wenn eben deswegen fast alle elende Schriftsteller sich unter dem Mantel einer guten Absicht, verbergen wollen, und uns die Geburten ihres ungesunden Geschmacks für Moral und

Religion verkaufen, wenn, ich schäme mich fast es zu sagen, wenn selbst einige unserer guten Schriftsteller diesen verderbten Geschmack begünstigen, und uns sehr öfters anstatt inniger Empfindungen, die abentheuerlichsten Ideen vorlegen, die, da sie in verschiedenen Fällen sehr nahe an den Fanatismus gränzen, eben so geschickt sind, das wahre Wesen der Religion als den guten Geschmack zu verderben. Und da der grosse unwissende Haufe, dennoch dieses falsche Flittergold, mit grosser Freude als ächt annimmt; Sollte man nicht wenigstens unsere Jugend die einen so unersättlichen Schreibekützel fühlet, warnen, und ihr einzuprägen suchen, daß dieser dunkle nächtliche übermenschlich melancholische Geschmack, von dem sie glaubt, daß er zum pathetischen führe, gemeiniglich als der geradeste Weg zur Abentheuerlichkeit und zum unerträglichsten Unsinn befunden wird.

Re.

---

Hundert

# Hundert und vier und achtzigster Brief.

Wieder ein ganz neuerliches Beyspiel, von der grossen Eilfertigkeit mit der unsere deutsche Dichter neue Geburten zur Welt bringen, und von ihrer väterlichen Sorgfalt, daß ja keines; auch von ihren schlechtesten Gedichten, untergehe, sondern viehmehr, aller Unvollkommenheit ungeachtet, der Welt so bald es möglich, vorgeleget werde! Und dieses Beyspiel giebt leider einer unserer besten Dichter, der wieder einen Band Gedichte herausgegeben hat, die warlich durch nichts verrathen, daß ihr Verfasser ein mehr als mittelmäßiger Kopf ist!

Lassen Sie sich aus der Vorrede, die Entstehung der beyden vornehmsten von diesen Gedichten erzählen, so werden Sie gleich ohngefähr muthmassen, wie groß ihr Werth seyn könne. Herr Zachariä hatte Miltons verlohrnes Paradieß übersetzet, er war ganz voll von wilder, habenen Ideen, von Gedanken, die ausserhalb unserer Erde, ja wohl gar ausserhalb unserer Schöpfung herumschweifen, er nährte sich mit

diesen Gedanken, und kam endlich auf den Einfall, sich einmahl in das Feld der ernsthaften Epopee zu wagen, und eine Materie auszuarbeiten die ganz Erdichtung wäre. Ein Einfall werden Sie sagen, den fast jeder mittelmäßiger Kopf hat, wenn er kürzlich ein erhabenes Gedicht gelesen hat! Aber kurz! gesagt, gethan! Herr Z. setzte sich an sein Schreibepult und vermuthlich, ohne seinen Plan ganz erdichtet zu haben, (wenigstens war er ganz gewiß nicht ganz überlegt worden), schrieb er zwey Stücke, die in das grosse Gedicht sollten eingeschaltet werden. Auch dieses hätte ein mittelmäßiger Kopf, der von fremden Ideen voll ist, und eine gesunde Hand hat, sehr leicht thun können. Aber nun that Herr Z. was seiner würdig war, und was ein mittelmäßiger Kopf nicht so leicht würde gethan haben. Er überlegte seinen angefangenen Plan genauer, er bemerkte die grosse Schwierigkeit und vielleicht die Unmöglichkeit denselben gut auszuführen; er sahe auch vermuthlich die Unvollkommenheit der geschriebenen Stücke selbst ein, er ließ also das Vorhaben fahren, dieses ernsthafte

epische

epische Gedicht zu schreiben. Wohl gegeben! aber nun verschloß vielleicht Herr Z. die fertigen Entwürfe in sein Pult, oder opferte sie nach Befinden gar dem Vulkan auf? — Ach nicht doch — er läßt sie bey der ersten Gelegenheit abdrucken,* und berichtet dadurch der ganzen Welt, was sie, wenn er anders seinen Ruhm liebt hat, niemals hätte wissen sollen, nämlich, daß er eine weitschweifige Idee zu einem grossen erhabenen Gedicht gehabt, und sich hernach nicht geschickt befunden hat, dieselbe auszuführen, daß er einen Plan, ohne ihn recht zu überdenken, in der Eyl hat zur Wirklichkeit bringen wollen, und hernach seinen Fehler hat einsehen müssen. Man mag dieses betrachten wie man will, so ist es nicht zum Vortheile des Herrn Zachariä. Wenn du Bos einem angehenden Dichter räth, seine unausgearbeitete, seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen, weil sie dermahleins seinem Ruhme schaden müssen; Was soll man von einem



* Die Schöpfung der Hölle, nebst einigen andern Gedichten von Friedrich Wilhelm Zachariä. Altenburg, bey Richter 1761. in groß 8vo.

solchen Dichter sagen, der nachdem er Stücke geliefert hat, die ihm Anspruch auf Ruhm zuwege bringen, wieder Stücke über Stücke liefert, die unter seinen Ruhm sehr erniedriget sind? Was soll man sagen? Entweder die Welt hat sich bey den vorigen Stücken geirret, oder — der gewesene Meister, wird wieder zum Lehrling!

Und wenn diese beyde Stücke, noch an sich betrachtet, Verdienste hätten, wenn sie als disjecti membra Poetæ würdig wären, aufgesammelt zu werden! — Sie sollen sie näher kennen lernen und dann urtheilen Sie.

Lesen Sie beyde Stücke; sie sind betitelt: Die Schöpfung der Hölle und die Unterwerfung gefallner Engel und ihre Bestimmung zu Schuzgeistern der Menschen.

Die Schöpfung der Hölle? Klopstock sagt von ihr:

— — in drey erschrecklichen Nächten
Schuf Er sie, und verwandte von ihr sein Antliz
auf ewig,

Dis hätte Herr Z. mit seiner Hölle wirklich auch thun sollen, nach der er sie vielleicht

in dreyn unfruchtbaren Stunden geschaffen hatte, hätte er auf ewig sein Antlitz von ihr wegwenden sollen; da er aber dieses nicht zu thun, für gut befunden hat, so nehme er es seinen Lesern nicht übel, wenn sie Antlitz und Kopf dabey schütteln.'

Die obigen Zeilen Klopstocks sind das Gängelband, an welchem er sich geleitet hat. Sie werden kaum glauben, was für kahle Erfindungen er braucht um diese Idee aufzustutzen oder vielmehr zu verlängern, denn aus Klopstocks kleiner englischer Uhr, ist richtig ein Bratenwender gemacht worden. Klopstock sagt in Nächten, folglich ist die Hölle nicht am Tage geschaffen worden. Dis ist auch ganz natürlich! aber in drey Nächten! das möchte uns andern armen unschöpferischen Geistern schwer fallen, drey Nächte mit der Erschaffung eines so wilden wüsten Wesens, als die Hölle ist, anzufüllen, aber Herr Zachariä weiß Rath. Hören Sie zu, wie er es angefangen hat: Gott befiehlt seinem Sohne tief unten im Chaos die Hölle zu schaffen, er eilet dahin, bey seiner Ankunft daselbst

schuf

schuf er in der ersten Nacht zehn tausend Erdkugeln.

Das schwangere Chaos
Borst mit schmetterndem Krachen. Zehn tausend Erdkugeln gingen
Dunkel hervor aus dem Chaos; sie wälzten sich untereinander
In verschiedenen harmonischen Sphären; doch waren die Flächen
Wüst und leer. Auf einigen lagen gleich hohen Gebürgen
Nächtliche weinende Wolken, und dicke dampfende Nebel;
Andere waren umgeben, von wilden stürmischen Seen,
Und noch andere lagen bedeckt mit drohenden Felsen
Und weit überhangenden Bergen. So eilten sie öde,
Finster, und wild die traurige Laufbahn.

Das sieht noch eben so gar schrecklich nicht aus, am wenigsten aber dem Anfange zur Schöpfung einer Hölle ähnlich. Unsere Erde nach dem Bericht, der göttlichen Bücher, war im Anfange der Schöpfung eben also beschaffen. „Sie

„war wüste und leer, und es war finster auf der „Tiefe." Zwar in der folgenden Nacht geschieht etwas mehr; tausend zusammengekettete Donner zünden alle diese öde Erdbälle an! Warlich diese Beschreibung könnte etwas fürchtbarliches an sich haben, ich finde aber eben nicht, daß Herrn Z. Beschreibung davon, so gar stark ist, selbst die lezten Zeilen sind ungemein matt und verderben beynahe alles schreckliche.

So walte
Ueber die flammenden Welten die Glut; ein furchtbarer Himmel
Ganz überdeckt mit brennenden Sternen.

Ist dann, nach der gemeinsten Meynung, die wenigstens poetische Wahrheit genug hat, unser eigenes Weltgebäude etwas anders, als ein Himmel; überdeckt mit brennenden Sternen. Könnten wir diesen Himmel auch weit näher betrachten, so würde er uns doch mehr prächtig als schrecklich vorkommen. Es ist wahr, dorten gehen die Sterne, und bey uns stehen sie; aber dieser Unterschied ist geringe, auch ein Himmel voll Kometen hat noch nicht das Schreckliche

einer

einer Hölle. Wenigstens hätte Herr Z. uns nicht einen Wink geben sollen, bey dem wir per ideam sociam nothwendig in Gedanken eine Vergleichung unsers Weltgebäudes mit seiner Hölle anstellen müssen —

Doch weg mit dieser Kleinigkeit; Sie meinen nun ohnfehlbar, die Hölle sey fertig. Zehentausend brennende Planeten, könnten ja wohl Teufel und Verdammte genug fassen. Ach ja freylich, Herr Z. hat auch Platz übrig, deswegen läßt er in der dritten Nacht, (weil doch eine dritte Nacht seyn mußte) alle diese zehntausend Stück mit entsetzlichem Krachen zusammen stossen, und zwinget sie in einen ungeheuren Weltball zusammen, so wie Milton zehntausend und mehr Teufel ins Pandämonium zusammen zwinget. — Das ist sonderbar! das hätten Sie ohnfehlbar nicht vermuthet!

Lassen Sie mich hier eine Anmerkung machen, um allen üblen Auslegungen vorzubeugen, und dann gehe ich weiter. Diese Anmerkung wird ohnedem sehr brauchbar seyn, bey Beurtheilung unserer meisten neumodischen Dichter, die so gern

Gegen-

Gegenstände, so ganz erdichtet sind, vortragen, in überirrdischen Gegenden herumschweifen, und erhaben zu dichten glauben, so bald sie von Gott und seinen unmittelbaren Werken dichten; Wann wir in der heiligen Schrift die Wege Gottes lesen, so wundern wir uns gar nicht, wann uns vieles unbegreiflich vorkommt, wann wir von vielen Dingen nicht die Ursach finden können, und uns vieles nicht scheinet zusammen zu hängen. Wir demüthigen uns, als Geschöpfe vor dem Schöpfer, wir glauben ehrfurchtsvoll, und sind keineswegs berechtiget mit vorwitzigem Tadel über Dinge herzufahren, deren wahre Beschaffenheit die ewige Vorsicht uns gänzlich zu offenbaren, nicht für gut befunden hat. Weit anders aber ist es beschaffen, wann ein Sterblicher auf Gottes Rechnung Sachen erdichtet, die in der Heil. Schrift keinen Grund haben, alsdann ist man wohlbefugt zu verlangen, daß solche mit der gesunden Vernunft übereinstimmen [illegible] kann diese Erdichtungen vollkommen [illegible] Gesetzen [illegible] poetischer [illegible] sie nicht [illegible] [illegible]

kann man sie widerlegen, ja so gar lächerlich machen, ohne daß der Dichter sagen dürfe, man habe die Religion angreiffen oder die Religion lächerlich machen wollen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VII. Den 10. September 1761.

## Beschluß des hundert und vier und achtzigsten Briefes.

Ist dieses nun ohnstreitig erlaubt; so frage ich den Herren Z. auf sein poetisches Gewissen, warum doch wohl seine zehntausend Erdballen zwey Nächte lang in aller Herrlichkeit in harmonischen Sphären und liptischen Laufbahnen haben herumlaufen müssen, um in der dritten Nacht in einen grossen ungeheuren Klumpen verwandelt zu werden, da doch auf einmahl aus dem Chaos ein so grosser Weltkörper hätte entstehen können? Sind diese Umschweife überhaupt nur deswegen genommen worden, weil Klopstock drey Nächte gesagt hat, und Herr Z. kann keine andere Ursachen anführen, die näher in den unumstößlichen Regeln der Dichtkunst gegründet sind, so muß ich entweder schliessen, daß sein

ganzer Gegenstand keiner poetischen Ausbildung fähig ist, oder daß hier Armuth in der Erfindung ist, so grosse Armuth als jemals in der Dichtkunst seyn kann. Ich dächte Herr Z hätte in der Probe eines Gedichts das ganz Erdichtung seyn sollte, seine Erfindung schon in mehrere Kosten setzen können. Die Schöpfung der Todesengel wird er doch wohl nicht für Erfindung rechnen wollen, denn diese Wesen sind von Klopstock erfunden worden, und Herr Z. sagt bloß, daß eine Myriade von ihnen bey Gelegenheit der Hölle geschaffen worden. Damit er sie hernach doch zu etwas brauchen möge, sezt er sie zu Schildwachten um die Hölle; Klopstock hat hierzu nur zwey Engel nöthig gefunden, die er aus Thor der Höllen sezt, dadurch ist es dennoch wahrscheinlich, wie Satan neben dem Thore der Hölle vorbey, so oft in die Schöpfung kommen kann; wenn aber Herr Z. die Mauer von einer ganzen Myriade bewachen läßt, so verstehen wahrhaftig ein paar Husarenfeldwachten ihr Handwerk besser, als diese ganze Myriade, denn jene pflegen den Ausgang und Eingang einer Festung mit leichter Mühe zu sperren.

So

So schlecht siehet dieses Stück von der Seite der Erfindung aus und dis ist doch wahrlich die vornehmste Seite; zumahl, da hier lauter Erdichtung seyn soll. Soll man im übrigen Herrn Z. ein Verdienst daraus machen, wenn eine Beschreibung erträglich ist, wenn zwey Hexameter nicht so unharmonisch sind, als dreyßig andern, wenn ein Paar Gedanken Schimmer haben, der aber bey fernerer Untersuchung, blosser Schimmer bleibt. — O der müste sein Feind seyn, der ihn wegen solcher Nichtswürdigkeiten loben sollte!

Das zweyte Stück heißt: Die Unterwerfung gefallener Engel und die Bestimmung derselben zu Schuzgeistern der Menschen. Haben Sie diesen Titel gelesen, so haben Sie das ganze Gedicht gelesen: Orion ein Heerführer von Myriaden, sondert sich von Satans Heer ab, schlägt sein Lager besonders auf und läßt sein ganzes Heer um Gnade flehen; Gott erhört ihr Bitten, und schickt den Erzengel Gabriel an sie, um ihnen zu berichten, daß sie Gnade haben, aber zu ihrer Prüfung als Schutzgeister die Menschen bewachen sollten. Dis ist das ganze Ge-

 dicht

dicht, und durch weitschweifige und aufgeblasene Hexameter ist es nur gedehnet worden, daß es über funfzehen Seiten einnehmen muß. Wider beyde Theile dieser Erdichtung, sonderlich wider den lezten, würde die Theologie eben so viel einzuwenden haben, als die Poesie. Um nur eine Kleinigkeit zu bemerken: diese Geister, die schon der Fahne des Teufels gefolget sind; sind bloß auf den Befehl ihres Heerführers davon abgegangen, da sie nun über die ganze Erde ohne ihre Heerführer zerstreuet werden, wie leicht können sie wieder auf ihre vörige Gedanken zurückkommen und wie leicht kann der Teufel, der die Menschen verführet, auch ihre Schutzgeister verführen; die Menschen sind also bey diesen Schutzgeistern sehr schlecht verwahret und der Gott des Herrn Zachariä. — Merken Sie wohl, nach meiner obigen Anmerkung, daß hier gar nicht von dem wahren ewigen Gott die Rede ist — hat diese Einrichtung eben so wenig überdacht, als Herr Z. den Plan seines Epischen Gedichtes.

Re.

Hundert

# Hundert und fünf und achtzigster Brief.

Die beyden Fragmente von Gedichten von denen ich Ihnen neulich geschrieben habe, wollten noch nicht einen Band ausmachen, also that Herr Z. fuga vacui noch drey Gedichte hinzu, die ohngefähr eben so mittelmäßig sind, als die erstern beyden. Das erste heißt: Vergnügungen der Melancholey, und ist aus dem Englischen eines gewissen Thomas Wharton übersezt; ich habe das Original nicht gesehen, und verliehre vielleicht auch nicht viel dabey, denn, wenn mich die Uebersetzung nicht sehr betrügt, so war dis Stück gar nicht werth von einem Manne wie Herr Z. übersetzet zu werden. Der Verfasser ist ein melancholischer Mensch, er sagt:

Andre mögen am lächelnden Abend des Sommers sich weiden
Wenn sie aufs dumpfe Geräusch des fernen Wasserfalls lauschen
Und das sanftere Roth des streifigten Westens betrachten

Ich erwähle die neblichten Dunkel des blassen Decembers.

Diesen seltsamen Geschmack und seine gantze Melancholey kann man ihm wohl lassen, daß er aber ein grosser Dichter ist, wird mich niemand bereden. Er läuft nach seltsamen Einfällen, wie ein Petitmaiter nach Witz läuft. Hören sie einmahl den Anfang des Gedichts:

Mutter des Nachdenkens, weise Betrachtung, der ernsten Gedanken
Schöpferinn, deren Grotte hoch auf Teneriffe Gipfel
Steht, wo mitten in schrecklicher Nacht der heulende Sturmwind
Vom wildströmenden Regen und prasselnden Hagel begleitet,
Dein hinhorchendes Ohr ergötzt, indem du erheitert
Mitten im Aufruhr, vergraben im ruhigsten Nachdenken sitzest.

Mit Erlaubniß des V. auf dem Gipfel eines der höchsten Berge in der Welt giebt es weder Sturmwind

Sturmwind, Regen noch Hagel, wann die Melancholey auf Sturmwind, Regen und Hagel hinhorcht, so kann sie unmöglich vergraben im ruhigsten Nachdenken sitzen, und soll sie ja nachdenken, so hätte ihr der V. leicht die beschwerliche Reise bis nach dem Teneriff ersparen können, dann es giebt dazu ganz in der Nähe sehr bequeme Oerter.

Einen närrischern Einfall, als den folgenden, kann man unmöglich haben:

Was ist der elende Pomp, das leere Gepränge der Höfe?
Weit beglückter scheint mir der hohe Verbannte der einsam
Tief in den Wüsten Siberiens trauert, in den alten Gemächern
Eines hohen Kastells verschlossen. So weit ihn sein Auge
Aus dem trüben Fenster hinaus trägt, erblicket er Heiden
Unabsehlich Flächen, auf denen ein ewiger Winter
Seinen Eiswagen rollt; da immer einerley Aussicht

Auch in der Näh' vor ihm aufsteigt, die dicken dunkeln Basteyen
Und die hohen Spitzen des Dachs; da indessen die Glocke
Fern vom höhesten Thurm unwirthbare Wüsten durchschallet,
Und mit dem traurigen Schall, auch neuen Kummer erwecket.

Es läßt sich mit vollkommenem Grunde sagen z. E. ein in Ungnade gefallener Staatsmann sey auf seinem Landgute weit glücklicher, als da er in seiner grössesten Macht und Glanze bey Hofe war. Aber man stößt die gesunde Vernunft gerade vor dem Kopf, wann man behaupten will, weil an den Höfen leere Pracht ist, so sey ceteris paribus derjenige glücklicher, der in das schrecklichste Gefängniß in Siberien eingeschlossen ist, wo er bloß durch ein trübes Fenster, immer dieselbe Aussicht auf ein ewiges Eißfeld hat, und dem vermuthlich auch die übrigen Bequemlichkeiten des Lebens verhältnißweise versaget werden. Eben so leicht, möchte man mir einbilden, ein Philosoph sey glücklicher, wenn er dreyßig Striche

mit der Knute empfängt, als wann er Wohlstandes halber auf eine Masquerade gehen muß. Poetische Grillen müssen nicht bis über die Wahrscheinlichkeit getrieben werden; ich bin gewiß, sowohl der Verf als auch Herr Z. würden sich zu London und Braunschweig lieber wer weiß wie tief bücken, als sich auf weit gelindere Bedingung nach Siberien schicken lassen.

Man siehet wohl, Wharton ist einer von den schlechten Nachahmern Youngs, deren es in Deutschland bey hunderten giebet. Er hat vor unsern Deutschen Nachtgedankenmachern nur so viel voraus, als die englische Mittelmäßigkeit beständig vor der deutschen Mittelmäßigkeit voraus zu haben pfleget. Daß in Engelland selbst gute Köpfe auf dieses Gedicht wenig halten, wollte ich wohl aus einer vortreflichen Stelle in Akinside's Pleasures of Imagination beweisen, worinnen fast wörtlich darauf gezielet seyn muß. Wahrton sagt:

Unter jener wüßen Abtey demoossten Gewölben

Laß mich oft in der stillen und dämmernden Stunde des Abends
Sitzen, wann itzo der Mond in den dunkeln graunvollen Kreuzgang
Einen langen Stral von strömendem Lichte hineinwirft;
Und ein tiefes heiliges Schweigen auf allem umher herrscht
Ausser dem klagendem Liede der Eule, die unter dem Schutte
Finster dumpfigter Hölen ihr ödes Wohnhaus erbauet;

— — — — —

Oder laß mich auch oft den nahen Tannengang irren
Wo die Klosterbrüder vor dem tiefsinnig gewandelt.

— — — — —

— — — — —

Aber wann jetzo die Welt in der Mitternacht Rabengewand sich
Eingekleidet, dann laß mich die trübe zitternde Flamme
Mitten im hallenden Beinhause sehn. Die über den Haufen

Dürrer

Dürrer Knochen und Schädel mit blassem
Glanz sich verbreitet
Da indeß an der schimmernden Mauer ätherische
Stimmen
Weit hinunter ertönen, und Geistergestalten
von ferne
Durch die langen gekrümmten Gewölbe die ein
samen Schritte
Zu sich hinwinken.

Nun hören Sie Akinsides trefliche Stelle, von der ich wohl wünschte, daß sie sich alle die Knaben zur Warnung dienen liessen, die itzt in Deutschland ihre unmündige Muse auf Gräbern und Kirchhöfen herumschweifen, und schwärmerische Narrenspossen predigen lassen.

Tho' the pois'nous charms
Of baleful superstition guide the feet
Of servile Numbers, thro' a dreary way
Tho their Abode, thro' desarts thorn and mire
And leave the wretched Pilgrim all forlorn
To muse at least amid the *ghostly gloom*
Of *graves* and *hoary vaults* and *chloister'd cells*
To *walk with spectres* thro' the *midnight shade*
Ant to the *screaming owl's accursed song*

Attune

Attune the dreadful workings of his heart;
Yet be not ye dismay'd. A gentler star
Your lovely search illumines. From the grove
Where wisdom talk'd with her Athenian sons,
Could my ambitious hand intwine a wreathe
Of PLATO'S olive with her Mantuan bay,
Then should my pow'rful voice at once dispell
Those monkish horrors: then in light divine
Disclose th' Elysian prospect, where the steps
Of those whom nature charms, thro' blooming walks,
Thro' fragrant mountains and poetic streams,
Amid the train of sages, heroes, bards,
Led by their winged Genius and the choir
Of laurell'd science and harmonious art,
Proceed exulting to th' eternal shrine,
Where truth conspicuous with her sister-twins,
The undivided part'ners of her sway,
With good and beauty reigns. O let not us,
Lull'd by luxurious pleasure's languid strain,
Or crouching to the frowns of bigot-rage,
O let not us a moment pause to join
That godlike band.

Ich wünschte wohl, daß Herr Z. diese schöne Stelle übersetzt hätte, da er doch vorgiebt, daß er in seinen, in eben dieser Sammlung befindlichen

Unter-

Unterhaltungen mit seiner Seele, Stellen aus den Pleasures of Imagination nachgeahmet habe. Diese Unterhaltungen sind sonst ein so ziemliches moralisches Gedichtgen, darin man aber wahrhaftig nichts von Akinsides liebenswürdiger Schwärmerey findet, und dergleichen Sie und ich auch wohl machen könnten, wann wir ein Paar Stunden mit Reimen verderben wollten. Dann wirklich sind diese Unterhaltungen ich weiß nicht warum, in Reimen abgefaßt, der Seele Herrn Z. werden doch wohl die Hexameter nicht zuwider seyn?

Wollen Sie ein klein Pröbgen: hier ist eine Stelle die eben nicht die schlechteste in diesem Gedichte ist;

O Einsamkeit! Wie kann der Mensch dich fliehen.
Wie kann er sich um Zeitverderb bemühen!
Er ist betrübt, daß nicht Tumult und Tand
Ihm ungenützt auch diesen Tag entwandt.
Er fürchtet sich mit sich allein zu bleiben;
Treibt mit dem Strom von nichtgen Zeitvertreiben

Beständig

Beständig fort. Und jede Kleinigkeit,
Und jedes Kinderspiel das ihn zerstreut,
Ruft er herzu, dem Unglück zu entgehen
Das er so ängstlich scheut — sich selbst zu sehen.

Wie gesagt, ganz schlecht ist dieses Stück nicht, aber es bedeutet auch nicht viel, und noch weniger bedeutet das allgemeine Gebet. Dieses reichet weder an Popens Original, noch an Hagedorns Uebersetzung, was könnte man auch wohl über einen so oft schon gebrauchten Gedanken sagen.

Wenn mir überhaupt diese fünf Stücke, besonders die drey letztern wären im Manuscript, als die Versuche eines ganz unbekanten jungen Menschen, gegeben worden; so wüste ich nicht ob ich ein besonders Genie zur Dichtkunst darin würde entdecket haben; Ich würde dem jungen Menschen vielleicht gerathen haben, in neun Jahren noch kein Gedichte drucken zu lassen, die Alten fleißig zu lesen, die deutsche Prosodie genau zu studiren, u. d. gl. Izt da ich weiß, daß diese Gedichte von einem alten erfahrnen Dichter herrühren, so sage ich freylich nicht das

obige;

obige; aber es verdrießt mich sehr, daß viele unserer besten Köpfe, so wenig für ihren wahren Ruhm sorgen, daß es ihnen einerley ist, ob sie gut geschrieben haben oder nicht; wann sie nur viel schreiben können.

Xe.

---

Bey dem Verleger ist zu haben.

d'Arnay de la Vie privée des Romains gr. 12 *Lausanne* 1760. 16 Gr.

Cumberland *R.* Traité Philosophique des Loix naturelles traduit du latin p. Barbeyrac. gr. 4 *Lausanne Bousquet* 1744. 3 Rthlr. 8 Gr.

Fellenberg *D.* jurisprudentia antiqua continens opuscula & Differtat. quibus leges Mosaice Graece & romanae illustrantur II Tomi. 4 maj. *Berne Societé* 1760. 4 Rthlr. 16 Gr.

Fuller *T.* Pharmacopoea extemporanea. 12 maj. *Lauf. d'Arnay* 1761. 1 Rthl.

Gruner G. S. Beschreibung der Eisgebürge des Schweizerlandes 3 Theile m. v. Kupf. gr. 8 *Berne Societé* 1760. 3 Rthl. 8 Gr.

Haller. *A. v.* Poesies traduites de l'allemand gr. 12. *Berne Societé* 1760. 1 Rthl. 4 Gr.

— *G. E.* Kritisches Verzeichniß aller Schriften welche die Schweitz angehen gr. 8. *Berne Societé* 1759. 8 Gr.

Des Moeurs nouvelle Edition gr. 12. Amsterdam 1760 16 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 18. September 1761.

### Hundert und sechs und achtzigster Brief.

Herr Rabe hat die Critik meines jüdischen Gelehrten mit einer Art von Selbstverleugnung aufgenommen, die ihm vielleicht mehr Ehre bringt, als wenn er die ganze Mischnah, ohne die geringste Unrichtigkeit übersetzt hätte. Er hat unserm 122sten Brief, in welchem seine Uebersetzung beurtheilt wird, in die Vorrede zum zweyten Theile einrücken lassen, und ohne weitere Umstände, ohne seinen Beurtheiler zu chicaniren, oder Ausflüchte zu suchen, mit Verleugnung aller schriftstellerischen Eitelkeit angezeigt, wie die getadelten Stellen zu verbessern seyen. „Es „kommt einem Autor hart an, sagt Herr R. „eben daselbst, eine Critik unbeantwortet zu lassen, „oder gar zu bitten, ihm seine Fehler zu verzei-

„hen. Ich habe zu billigen Lesern das Zutrauen, „sie werden letzteres von selbst thun, um so mehr, „wenn ich ihnen melde, daß mich diese Arbeit „desto mehr Mühe gekostet, weil ich keine Lehr„meister dazu gehabt, und mir auch die brauch„barsten Hülfsmittel, dieselbe zu erleichtern, ge„fehlt." Niemand wird ihm hierin mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, können als mein Rabbi. „Man kann der Arbeit des Herrn R. wieder„holte er letzlich bey Erblickung des zweyten Theils „der Mischnah, das Lob einer wohlgerathenen „Uebersetzung nicht verweigern. Er hat hier und da „gefehlt, allein welche Uebersetzung ist von allen „Fehlern frey? Sobald ein Uebersetzer zeigt, „daß er die Sache verstehet, beyder Sprachen „kundig ist, und sich um die Uebersetzung Mühe „gegeben; so sind die Fehler die ihm entwischen, „auf die Rechnung der menschlichen Schwachheit „zu schreiben. Hat er noch überdem ein Werk „unternommen, das mit so vielen Schwierig„keiten verknüpft ist, als die Mischnah; so ist die Nach„sicht eine Pflicht, die er von billigen Lesern fordern „kann."

Mein Rabbi hat auch von dem zweyten Theile einige Tractate mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und mit der Urschrift verglichen. Er versichert einige der schwersten Maßichtoth durchgehends richtig übersetzt befunden zu haben. In dem zweyten Tractat, von den Vermischungen, oder Verbindungen der Oerther am Sabbath, der einer der schweresten in der ganzen Mischnah seyn soll, hat er nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt, und der dritte, von den Osterfesten, soll ihrer nicht viel mehr haben. Hier sind die Stellen in den von ihm durchgesehenen Tractaten, wo er Ursache zu haben glaubt, mit der Uebersetzung des Herrn R. unzufrieden zu seyn! Ich werde hier abermahls meinen Rabbi mit dem Uebersetzer der Mischnah reden lassen, und mich so lange empfehlen. —

### Tractat II. Erubin.

C. 1. M. 9. „Da sodenn die sonst erforderliche „Höhe von 10 Ehlen heraus kömmt" ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heissen, 10 Handbreit.

C. 3. M. 5. „Kommt er dann anderswo „her; so soll er überall hinwärts gelten." Soll „heissen: „Kommen ihrer zwey; so will ich die „Wahl haben.

C. 4. M. 3. „Wenn jemand über die Gren„ze des Sabbaths auf eine nach den Gesetzen „erlaubte Weise hinausgegangen (z. E. jemandes „Leben zu retten, den Neumond zu sehen, „u. s. w.)" um den Neumond zu sehen, ist nicht erlaubt, über die Sabbathsgrenze zu gehen, wohl aber um den Aufgang des Neumonds vor dem hohen Gerichte zu Jerusalem zu bezeugen.

C. 5. M. 1. „So auch, wenn von den „Thürmen u. s. w. — richtet man sich in allen „diesen Fällen nach den aussen hervorragenden „Theilen, daß man daraus die Gestalt „einer viereckigten Tafel bringe, (und also „wenn z. E. an der Nord-Oestlichen Ecke u. s. w.) „und man auch dabey die Ecken, (welches bey „einer Rundung nicht geschiehet) gewinne." Herr R. verbindet hier zwey Sätze, die getrennt werden müssen. So heißt es nach dem Grundtexte! „richtet man sich in allen diesen Fällen nach „den

„den aussen hervorragenden Theilen: und also
„wenn z. E. an der Nord-Östlichen Ecke u. s. w.)
„Man giebt aber überhaupt der Sabbathgrenze
„die Gestalt eines Vierecks, (aber nicht eines
„Zirkels) damit man die Ecken gewinne.“

M. 4. Die hier unter dem Text stehende Note, beschreibt die Art zu messen, die in der Mischnah das Durchbohren der Berge genennt wird. An der Stelle aber, wo sie angebracht worden, ist die Rede noch nicht von dieser Messungsart, sondern von dem sogenannten Ueberschlagen, oder Verschlingen (S. R. Jom tob).

M. 9. „R. Akiba setzte den andern Leh„rern entgegen, ob sie denn nicht eingestünden,
„daß wenn jemand seinen Erub in einer Höle
„machte, man ihm von dem Orte des Erub
„nicht mehr als 2000 Schritte erlaubt, (und
„er wo solche zu Ende nicht weiter in die Höle
„hineingehen dürfe)?“ Ich begreife nicht, was Herr R. mit dem weiter in die Höle hineingehen sagen will? Der Sinn ist dieser:
„Wer seinen Erub in einer Höle macht, der
„kann von dem Orte des Erub nicht mehr als

„2000 Schritte gehen (und also wird ihm die „Hóle mit angerechnet, und man läßt sie nicht „vor 4 Ehlen gelten.) S. M. 8.

C. 7. M. 9. „Wenn die Speise weniger „worden, dürfe man zu dem, was davon übrig „ist, hinzu thun, es sey so wenig als man wolle.“ Nach der Meynung des R. Jose, ist das Hinzuthuen, wenn die Erubspeise weniger worden, ganz und gar unnöthig. S. Raschi, R. Bartenura und R. Jom Tob.

C. 8. M. 5. „R. Jose macht den Unter„schied u. s. w. — ob er gleich eingestehet, daß „eine Wohnung auch in Abwesenheit ihres Be„wohners eine Wohnung heisse.“ Wäre dieses; so müßte ja ein Jude so gut in seiner Abwesenheit verbiethen, als ein Heide. R Jose muß also gerade das Gegentheil behaupten, daß nehmlich eine Wohnung bey Abwesenheit des Besitzers eigentlich keine Wohnung zu nennen sey: daher es denn darauf ankömmt, ob die Besitzer am Sabbath zurück zu kommen pflegen.

C. 10. M. 1. Not. „Diese Satzung kömmt „auf die Frage an, u. s. w.“ Herr R. hat

diese

diese ganze Erklärung falsch verstanden. Ich mag mich bey der Critik nicht aufhalten, sondern schreite sogleich zur Verbesserung. Herr R. wird mich schon verstehen. „Der erste „Lehrer hält es, dem Gesetze nach, für ein „Geboth, am Sabbath Tphillin zu legen; nur sollen „die Weisen solches untersagt haben, aus Bey„sorge, man möchte sie in der Hand in einem „öffentlichen Reschuth vier Ehlen weit tragen. „Da nun am Sabbath Tphillinlegens - Zeit „ist; so darf der Findende nicht mehr als ein „einziges Paar anlegen und nach Hause tragen; „denn das zweyte Paar würde durch das Ver„both; Nichts hinzu zu thun; zu einer Last „werden. Rabbam Gamliel aber will, am „Sabbath sey das Tphillinlegen gar nicht gebo„then; daher das Verboth, nichts hinzu zu thun, „hier nicht statt findet. Vielmehr seyen die „Tphillin am Sabbath, als ein Schmuck anzu„sehen, und da am Haupte, und am linken „Arm zwey paar Tphillin angebracht werden kön„nen; so hält dieser Lehrer für erlaubt, je zwey

 „paar

„paar nach Hause zu bringen." Herr R. ist hier ziemlich nachläßig gewesen.

Tractat III. Pesachim.

C. 2. M. 4. „Und darf auch, so die Hebe „unrein gewesen, den Werth des Holzes, wo„mit sie hätte verbrennet werden sollen, „nicht bezahlen." Ist unrichtig. Warum sollte auch das Holz, so man nicht gebraucht, bezahlt werden? der Sinn ist; wenn die Hebe unrein gewesen; so braucht er nicht einmal so viel zu bezahlen, als sie statt gemeines Brennholzes, zum verbrennen werth gewesen.

M. 5. „Indem solche (Kuchen von Dank„opfer und Fladen von Nasiräer) alsdenn schon „ungesäuert seyn müssen, und man Schuld „mit Schuld nicht bezahlen könne." Dieses ist nicht die wahre Ursache: sondern weil es in der Schrift heißt: Ihr solt die Mazoth hüten; daher sie für die Ostern, aber nicht bloß für Dankopfer, oder für die Nasiräer gehütet werden müssen.

M. 6. „So wird auch erfordert, daß man „von dem Stengel esse, auch wenn diese Kräu„ter dürr sind, welches bey den Blättern nicht „statt hat.“ Soll heissen: „So erfüllet man „auch seine Pflicht, wenn man den Stengel die„ser Kräuter ißt. (Wenn vorhin gesagt worden, „die Kräuter mögen auch dürr seyn; so ist dieses „nur von den Stengeln, aber nicht von den „Blättern zu verstehen).

C. 3. M. 3. „Wenn in einem Backtrog „einer Olivengroß Teig an einem Orte bey„sammen ist, zu dem Ende, einen Ritz damit „zu verkleiben, ist man schuldig solchen wegzu„schaffen; ist es aber nicht so viel, oder man hat „ihn nicht zu dem Ende hingekleibt, wird „es um der Wenigkeit willen nicht geachtet.“ Dieses ist falsch! Wenn der Teig nicht zum Verkleiben da ist, so wird vielmehr jede Wenigkeit geachtet und muß weggeschaft werden. S. Gemara.

C. 5. M. 6. „Wenn der Israelite (oder „auch ein Fremder u. s. w.)“ Was will Herr R. hiermit sagen? Ist ein Fremder, wenn vom

Opfern die Rede ist, irgend ein anderer, als ein Israelite?

M. 8. „So wie es mit Schlachtung des „Osterlamms an Werkeltagen gehalten wurde, „eben so wurde es am Sabbath gehalten, auss„ser daß die Priester den Vorhof abschwemm„ten; wiewohl solches nicht mit Wohlgefallen der „Gelehrten geschehen." So? haben denn die Priester den Vorhof an Werkeltagen nicht abgeschwemmt? — Der Verstand ist; „ausser „dem Abschemmen des Vorhofs, welches die „Priester zwar auch am Sabbath thaten, die „Gelehrten aber nicht zugeben wollten."

C 6. M. 2. Sagt Herr R. R. Elieser halte davor, die Festfreude sey, als eine gebothene Sache anzusehen, welches aber eigentlich die Meinung des R. Jhoschua ist, R. Elieser aber hält die Festfreude für eine Sache, die im freyen Willen stehet.

M. 3. „Hingegen, wenn es Sabbath ist, „wenn das Osterlamm zureicht zur Sättigung „der Gesellschaft, oder die meisten darunter „unrein sind u. s. w." Nicht die meisten unter

der Gesellschaft, wie es hier scheinen sollte; sondern der größte Theil der Gemeine, da denn das Osterlamm in Unreinigkeit dargebracht wird. S. C. 7. M. 3. Wo diese Lehre vorkömmt.

M. 5. „Wenn jemand das Osterlamm an „einem Sabbath schlachtet, ohne namentlich „zu bestimmen, daß es ein Osterlamm sey, „u. s. w." Schelo lischmo heißt, nicht im Namen des Osterlamms, sondern im Namen eines andern Opfers, da denn das Osterlamm untüchtig, und der Schlachtende eines Sündopfers schuldig wird Der Mangel einer namentlichen Bestimmung aber macht weder das Osterlamm untüchtig, noch den Schlachtenden schuldig.

C. 7. M. 10. „Die Spannadern (so man „nicht essen darf, wie die in der Hüfte oder „nicht essen kan.)" Was nicht gegessen werden kann, hat nicht nöthig verbrannt zu werden. Die Rede ist hier von dem Theile der Spannadern an der Hüfte, der dem Gesetze nach erlaubt ist, und auch gegessen werden kann, nur daß ihn die Weisen verbothen zu essen.

C. 9. M. 9. „Weiß man aber nicht, wel„ches von beyden zuerst geschlachtet worden; so „isset ersterer von dem Seinigen, die andern „aber dürfen nicht mit ihm essen, (es möchte „das Ihrige, dessen sie sich begeben, zuerst „geschlachtet worden seyn.“ Soll heissen: „es „möchte das Ihrige zuerst geschlachtet worden seyn, „und sie sich dadurch des Seinigen begeben „haben.“

Eben das. „Sondern müssen das Ihrige an „die Brandstätte bringen, (es möchte das Sei„nige zuerst geschlachtet worden seyn, womit sie nicht in Gesellschaft stehen).“ Wenn das Seinige zuerst geschlachtet worden, so stehen sie allerdings mit ihm in Gesellschaft, denn nach dem Schlachten ist nicht mehr Zeit zum Absagen. Diese Stelle muß also verbessert werden, und zwar folgender Gestalt, „es möchte das „Seinige zu erst geschlachtet worden seyn, da „sie sodenn das Recht nicht mehr gehabt hätten, „sich dessen zu begeben, und ein anders zu „schlachten.“

Der

Der fünfte Tractat Joma, oder von dem Versöhnungsfeste, ist durchgehends richtig übersetzt.

## Tractat VI. Succah.

S. 1. M. 1. „So ist sie auch untüchtig, „wenn sie nicht 20 Handbreit hoch ist.“ Ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heissen, 10 Handbreit.

M. 4. „Indem man keine Lauberhütte macht, „aus dem, so noch im Felde stehet, dieweil es „heißt, sie soll gemacht werden.“ Diese Ursache würde statt finden, wenn die Bedeckung nicht von Menschenhänden, oder nicht zur Lauberhütte gemacht worden wäre. Daß man aber mit dem, was im Felde stehet, keine Bedeckung mache, kömmt daher, weil es heißt, von deiner Tennen und von deiner Kelter.

M. 7. „Die Schule Hilel, man müsse „sie ganz ausreissen, oder Eines zwischen zwey „Brettern heraus thun; R. Meir aber, man „soll nur je eines zwischen zwey Brettern heraus „nehmen, und bedürfe es weiter keines Aufreis„sens.“ Ist ungegründet, und soll heissen: „Die „Schule

„Schule Hilel will, man könne entweder auf„reissen, oder Eines herausnehmen; R. Meir „aber, man müsse Eines herausnehmen, das „Aufreissen aber würde nicht helfen."

C. 3. M. 12. „Jngleichen verordnete er, „daß der Tag, da man die Webegarbe dar„brachte, (der 16te Nisan) ganz verboten seyn „soll (an demselben Tage nichts von dem neuen „Getreid zu essen)" Und in der Note heißt es: „Da es vorhin so lange der Tempel stund, so bald „sie dargebracht wurde, solches erlaubt gewesen; „so war es nachher so bald der Tag anbrach, „erlaubt; Er machte aber diese Verordnung, „damit der Tempel desto eher wieder erbauet „werden möchte." Wie hängt dieses zusammen? Wird der Tempel desto eher aufgebauet werden, weil man den 16ten Nisan noch nichts von dem neuen Getreide essen darf? Herr R. hat hier, wie es scheinet, nicht mehr als die halbe Periode gelesen. Es heißt eigentlich: „Er machte diese Verordnung, aus Besorge, man möchte, „wenn der Tempel wieder aufgebauet seyn würde,

„es

„es gleichfalls, so bald der Tag anbricht, für „erlaubt halten.

Tractat VII. Bezah oder Jom tob.

C. 1. M. 1. „Gelinder als die Schammänner,“ soll heissen, strenger.

C. 4. M. 1. Am Ende der Mischnah beziehet sich Herr R. auf eine unterstehende Note, die hier nicht zur Sache kömmt. Daß das Holz im Hinterhofe verboten ist, kömmt keinesweges aus der in dieser Note angeführten Ursache, weil es nicht erlaubt ist dergleichen Dinge so zu thun, wie man sie an Werkeltagen zu thun pflegt: sondern weil das Bauholz gar nicht zum Brennen bestimmt, und also muktzah ist. S. R. Bartenura.

M. 5. „Doch darf man, nach R. Judah „die zwey Enden von einem Docht in zwey „Lampen thun, und solche anzünden, sodann aber „in der Mitte dieselbe abbrennen.“ Ist undeutlich, und soll heissen, und solche in der Mitte anzünden um sie dadurch abzubrennen.

M. 7. „Die andern Gelehrten aber sagen, „man müsse genauer bezeichnen, was man davon „essen wolle, von wo an, bis wo hin, (indem man

„die

„die Wahl nicht habe, von dem ganzen Haufen zu „nehmen, wo man wolle.)“ Niemand begreift was Herr R. mit dieser Ursache sagen wolle; Man muß genauer bezeichnen, denn man hat die Wahl nicht. Eigentlich aber hat es damit folgende Bewandnis: Die Rabbinen sind uneinig, ob eine Wahl statt finde oder nicht. Das heißt, ob eine Sache, die von einer künftigen Wahl abhängt, als bestimmt anzusehen sey oder nicht. Die allhier vorkommenden Gelehrten halten dafür, es fände keine Wahl statt, daher nichts dem freyen Willen überlassen, sondern alles so genau als möglich bestimmt werden müsse. — So weit die Critik. —

Herr Rabe hat auch den dritten Theil der Mischnah bereits herausgegeben; er ist aber meinem Rabbi noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich werde ihm ein Exemplar davon zuschicken, und mir seine Critik ausbitten, so bald ich wieder Lust haben werde, Ihnen einen Brief zu schreiben, den wir beyde nicht verstehen.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 24. September 1761.

### Hundert und sieben und achtzigster Brief.

Das güldene Sprüchelgen des Horaz:

> Sumite materiam vestris qui scribitis aequam
> Viribus, &, versate diu, quid ferre recusent,
> Quid valeant humeri!

wird zwar von unsern angehenden deutschen Schriftstellern gemeiniglich, auf mehr als eine Weise, und so oft übertreten, daß es fast keine Seltenheit mehr ist, Schriftsteller zu sehen, die der Materie nicht gewachsen sind, von der sie schreiben. Aber um ein Buch über eine Sache zu schreiben, von der man so viel als gar nichts, das heißt, nicht mehr versteht, als man aus einer flüchtigen Lecture halb unverständlich kann auf gefangen haben, dazu gehört ein so überschweng-

licher Grad der Unverschämtheit — als ich wirklich seit kurzem nur bey zwey deutschen Schriftstellern angetroffen habe. Der eine will von der Malerey urtheilen, von der er die ersten Anfangsgründe nur den Buchstaben nach kennet; und der andere hat der Poesie, Musik und Malerey neue Regeln vorschreiben wollen, ohnerachtet er in der Theorie aller dieser Künste beynahe gleich unwissend ist. Solte bloß der Grad der Unwissenheit einen Vorzug geben, so wüste ich nicht von welchem dieser beyden Schriftsteller ich zuerst reden müste: Aber ich muß wohl von dem letztern zuerst reden, weil er älter ist, den erstern will ich bis auf eine andere Gelegenheit versparen.

Schon seit anderthalb Jahren liegt ein unerhörter dicker Band von völlig achtehalbhundert Seiten in groß Octav vor mir! Ja wer nur lesen wolte! — Endlich muß ich doch an diese tödtliche Arbeit, denn ein Schriftsteller der in diesen Zeiten, da die kleinen Bücher so sehr Mode sind, das Herz gehabt hat zwey grosse Alphabethe voll zu schreiben, muß Ihnen doch nicht ganz unbekannt bleiben. Zwar ist er der Welt so unbekannt geblieben

blieben, daß ich mich fast nicht einmahl erinnere, in unsern vielen gelehrten Zeitungen, etwas davon gelesen zu haben, inzwischen kann ich Ihnen aus eigener betrübter Erfahrung versichern, daß dieser dicker Band wirklich existiret, und daß ihn Carl Herrmann Hemmerde * bereits vor Jahr und Tag gedruckt hat.

So wie Sie diesen Band aufschlagen, fällt Ihnen eine grosse kritische Abhandlung ins Gesicht, die in neumodischem Deutschen den Titel führet: Abhandlung einiger kritischen Anmerkungen über das Natürliche in der Dichtkunst. Diese Abhandlung gleichet vollkommen übertünchten Gräbern, die von aussen hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und alles Unflats; dann unter vier ganz vernünftigen Abtheilungstiteln: Von Eintheilung der Natur und Dichtkunst; von der malerischen Poesie; von der lyrischen Poesie und der Empfindung; von der mimischen Poesie; stehet fast auf allen Seiten das abentheuerlichste



* Lyrische, elegische und epische Poesien. Halle in gr. 8v.

Zeug, was jemals über diese Materien mag geschrieben worden seyn. Aus dieser Abhandlung einen Auszug zu machen ist ganz unmöglich, und alles zu widerlegen, würde beynahe eben so unmöglich seyn, denn eine Ordnung ist in diesem Gewäsche gar nicht zu finden. Der Verfasser bringet bey einigen sehr gemeinen Bemerkungen, ein bisgen Philosophie gemeiniglich so unverdaut, und eine höchst seichte Kenntniß der Künste, so unverständig und links an, daß man über die Sätze, die er aus dieser Vernünfteley abziehen will, erstaunen muß, weil fast keine Zeile rechten Menschenverstand hat. Um Ihnen also mein hartes Urtheil, das Sie dem Ueberdruß über Lesung dieses unerhörten Werks zu gute halten müssen, einigermassen zu rechtfertigen, kann ich nicht mehr thun, als Ihnen einige Abgeschmacktheiten anführen, die Ihnen gewiß die Lust verleiden sollen, mehrere Beweise zu fodern.

In der ersten Abtheilung, in welcher er, theils des Batteux Grundsätze befestigen, theils, Gott weis was! für ein verwirrtes Lehrgebäude darauf

Auf

auf bauen will, findet er am Ende, daß sich das Lehrgedicht nicht in seinen Kram schicken will; nun hören Sie einmahl wie kurz er es abfertiget, „Endlich, sagte er, bleibt eine Sorte Werke übrig, „die man dogmatische hat nennen wollen; und „was sollen wir mit denen anfangen? Sind sie „natürlich, oder sind es gleichfals Misgeburten? „Ahmen sie die Schöne Natur nach? Sind es „Poesien? Gewiß nicht, wann sie nicht lyrische „Empfindungen über das Gute und Böse, Schöne „und Häßliche sind? — Schön! Als wann Empfindungen, Nachahmungen der Natur wären.

Die ganze Entdeckung, die der Verfasser will gemacht haben, und die ihm eigentlich bewogen hat, dis Werkgen zu schreiben, ist folgendes: Er meynt der Maler ahme bloß die leblose Natur nach, der Tonkünstler ahme die lebendige Natur oder die Empfindungen nach. Der Tänzer zeige in mimischen Gebärden die Sitten und Handlungen, die mit den Empfindungen verknüpft sind. Die Dichtkunst aber vereinige alle diese Künste.

Diese Sätze uneingeschränkt betrachtet, sind grundfalsch; mit gehörigen Einschränkungen und Erklärungen würden sie allenfalls nichts mehr sagen, als was jedermann weiß: denn der Verfasser ist gewiß nicht der erste, der die Idee gehabt hat, daß es in jeder Kunst gewisse Regeln gebe, die mit grossem Nutzen, in einer andern können angewendet werden. Diese Regeln aber zu finden und anzuwenden, zu zeigen wie die schönen Künste beständig einander verwandt, und dennoch beständig verschieden sind, konte dem V. gar nicht vorbehalten seyn, als welcher, auch in den ersten Gründen aller Künste so unwissend ist, als nur möglich: Da er aber dieses dennoch unternimmt, was für Wunder, wenn er statt wichtiger Entdeckungen die ungereimtesten und unverständigsten Dinge hervorbringet. Er hat von den Künsten etwas gehöret, aber gar nicht verstanden; es sind gleichsam Gerüchte, die er eben so seltsam zusammen verbindet, als nimmermehr ein politischer Kannengiesser die Gerüchte von einer kürzlich vorgefallenen Schlacht.

Zur Sache! hier ist eine Stelle aus seiner Abhandlung von der malerischen Poesie, wann ein Kenner der Malerey etwas anders davon sagen kann, als — um mit einem Gottschedischen Kern und Sprichworte zu reden — der Verf. habe die Glocken läuten gehört, und wisse nicht wo sie hängen, wann sage ich ein Kenner etwas anders urtheilen kann, so will ich verloren haben.

„Fraget den Maler, er wird euch sagen, daß „er den Dingen ihre eigene Farbe gebe, um sie „kenntlich zu machen, daß er aber auch erhöhe, „und bessere Farben aussuche, wo er prächtig „malen muß; daß er Farben zusammensetze, „um eine neue hervor zu bringen, oder einen recht „feinen und kunstvollen Gegenstand zu malen; „daß er ähnliche und auch verschiedene Farben „neben einander setze, um eine davon zu erhöhen, „daß er da die stärksten und besten Farben gebe, „wo der Hauptgegenstand des Gemäldes ist, um „es schattiren zu können; und daß er endlich auch „keinen Platz des Gemäldes unbemalt lasse:

„sondern Nebengemälde von verschiedenen Far„ben hinzufüge, die aber nicht mit eben dem „Fleisse bearbeitet worden. u. s. f.“

Nun höret Sie an, was der Verfasser von diesen schielenden, und halbverschwundenen Sätzen aus der Malerey für seltsame Anwendungen auf die Dichtkunst macht. Zur Ersparung des Raums, will ich nur ein paar Beyspiele anführen:

„Wo Pracht herschen muß, wie solche „überhaupt, die Kunst, und der Begriff der „Nachahmung erfordert, da behalten zwar Far„ben und Ausdrücke ihre Richtigkeit; aber sie „werden erhöhet, wann sie natürlich seyn sollen. „Der weisse Strom des Wassers wird hier Sil„ber seyn, und Pluto nach dem Milton eiserne „Thränen weinen. Diese Ausdrücke würden „aber alsdann unnatürlich werden, wann sie ge„braucht würden, wo die Pracht nicht, sondern Anmuth herschen soll.“

„Ist

„Ist die vorzustellende Sache besonders „fein und kunstvoll; so werden Farben und „Ausdrücke so zusammengesetzt, daß dieses sonst „Unausdrückliche dadurch ausgedruckt werde. „Nur feinere Geister, können dis empfindend „unterscheiden und beurtheilen — z. E. folgende „Ausdrücke; eine redlichfreie Stirn; zärtlich „blöde erröthen; mein furchtsamstarrend Herz; „nektarathmende Blumen; freudigschauernd; „schläfeinladende mit Rosenbüschen bekränz„te Bäche; der Tod in cherubinischer Ge„stalt, statt nächtlichschwarzer Todesschre„cken, u. s. w. Dergleichen feine Züge in der „Natur, merkt nur der feinste Witz, und kann „sie nicht anders schildern."

In der folgenden Abtheilung von der lyrischen Poesie, ist es noch weit ärger, dann weil der V. die Grille hat, zu glauben, daß er etwas von der Musik verstehe, so philosophirt er davon, und von der Poesie dreißig seitenlang dermassen untereinander, daß einem vernünftigen Menschen dabey recht nächtlichschwarz ums Herz wird.

Darauf will er dann endlich näher zur Sache kommen und von der Harmonie des Verses reden: Zwar gehörte dis nach des Verfassers eigenen unnatürlichen Eintheilung eher zur malerischen Poesie, dann er hat ja einmal den Ausdruck zur Farbe gemacht; wenigstens ist der Ausdruck nicht Empfindung, und gehöret also nach seiner Eintheilung wohl nicht zur musikalischen Poesie.

Doch wenn man so genau seyn wolte, so müste man freylich viel aussetzen. Merken sie aber nur wie sehr der Herr Verfasser mit seinen eigenen Verdiensten bekannt ist; Er findet an einigen Versen von Uz allerley auszusetzen, dagegen er als Beyspiele der Harmonie einige runde Verse anführet, die seine eigene werthe Person gemacht hat; in welchen wie er sagt; „Nichts als Tact „und Empfindung und ein nicht monotonischer „Wohlklang des Perioden, mit der Kürze der „Ausdrücke, herrschet."

Hören Sie an diese beyden köstlichen Stanzen!

Freund

Freund komm oft
Aus niedern Sorgen aufgeweckt
Zur Lust des Lebens. Daphne lacht dir lischer,
Dich meinen Freund bey mir zu sehn;
Wann am vergnügten Caffeetisch oder bey dem
Vom Gott des Weins erhelltem Mahl
Dein Geist erwachet; oder wann du lieber willst
Bey der Natur im Saal voll Laub.

Die andre lautet also:

Wer auf Gott sich unschuldvoll
In reine Liebe stützt, der ist der Grosse
Der mein Pogrell ungeharnscht
Und muthig mitten in den Mord der Feinde
Tritt. Der bebt und weichet nicht
Wo Schlag der Kugeln aus den ofnen Schlünden
Brüllender Kanonen saust.

Der Verf. meint ziemlich ironisch, diese Verse würden wohl den wenigsten gefallen, aber ruft er aus, um seine liebe Geburten zu vertheidigen; „Warum wollen wir eine dunkle Kürze im Aus„drucke sogleich ohne Untersuchung verwerfen, „wann der Dichter erhaben schreibt? Scheltet „nicht diesen oft ruhmwürdigen Fehler eines feurigen „Dichters für unnatürlich, unverständige Kunst„richter!

„richter! Wann die Affekten ausbrechen, so be„mühen sie sich recht, sich in ganz neu ausgesuch„ten nachdrücklich tönende Worten auszudrucken, „und zugleich sich geschwind mit kurzen verworfe„nen Worten auszudrücken.“ Wenden Sie ja „nicht ein, daß nach der gemeinen Erfahrung, ein Mensch der in Affekt ist, sich keinesweges um neuausgesuchte nachdrücklichtönende Wörter bemüht, sondern sich der simpelsten und natürlichsten Worte bedienet; wenden Sie dis ja nicht ein, denn sonst möchte der Herr Verf. selbst in Affekt gerathen, und Ihnen mit Recht nachdrücklichtönenden Ausdrücken sagen, daß Sie ein unverständiger Kunstrichter sind, weil Ihnen seine Verse, und sein neues System nicht gefallen.

Nach diesem Compliment, das sich der Herr B. gemacht hat, schwatzt er wieder dreißig gute Seiten von der Musik und der von ihm sogenannten musikalischen Poesie. Diese dreyßig Seiten will ich Ihnen schenken, aber eine Stelle muß ich Ihnen hersetzen, in der die Unwissenheit dieses Menschen, welcher eine Kunst verbessern will,

ohne

ohne einmal ihre erstern Anfangsgründe zu verstehen, sich in ihrer völligen Blösse zeiget. Er beklagt sich, daß man nicht die unterscheidende Bedeutung eines jeden Tones untersuchet habe, und siehe! er der Stümper will es unternehmen. „Wann ich, sagt er, noch einiger massen meinem untersuchenden Gefühl in Absicht auf die „Töne trauen darf, so will ich nur folgendes „wenige zum Anfange angemerkt haben. Wir haben zwölf unterschiedene Töne, und eben so viel „unterschiedene Empfindungen; unsere Empfindungen machen vier unterschiedene Classen aus „und also werden allezeit drey Töne in einer „Classe zu stehen kommen. Lasset uns von dem „Tone G, der der ruhigste Affect ist, anfangen, „so sind die drey ersten aufsteigenden Töne: Gis, „A und B. die melancholischen traurigen Töne; die „drey folgenden H C und Cis sind cholerisch; „die folgenden D Dis und E sanguinisch; und „die drey letztern F Fis und G flegmatische Empfindungen. Druckt nun vielleicht Gis die „Schwermuth aus? A den Schmerz und B die „Wehmuth? Ist ferner H der Ton des Erstaunens,

„ungs, C des Zorns, und Cis der Entzückung? „Ist D der Ausdruck des Vergnügens, Dis der „Frölichkeit und E der Wollust? Und hat endlich „F die Bewunderung, Fis die Gelassenheit und „G die Zufriedenheit auszudrücken? Es mag eine „Aufgabe seyn, die ein Musikverständiger schöner „Geist auflösen mag, um zu wissen, wie wir deutlich „unsre Empfindungen ausdrücken sollen. Dann „können wir jedem musikalischem Stücke seinen „gehörigen Ton geben, worauf der ganze Nach„druck desselben beruhet, zumal da man viele „Töne zu bearbeiten ganz und gar versäumet. „Dann können wir auch gewiß und genau wissen, „was für Empfindungen wirklich in der mensch„lichen Natur anzutreffen sind, da sonst alles nur „noch ungewisse Muthmassung ist. Ich ersuche „kritische Tonkünstler auch den Unterschied der „Dur und Molltöne auf diese Art zu bestimmen. „Machen vielleicht die einen die Empfindungen „prächtig, die andre angenehm? Solche Unter„suchungen werden der Musik und Poesie und „der Lehre von der Empfindung unbeschreibliche „Vortheile bringen; und sind also von der grösten „Wichtigkeit.

„Wichtigkeit. Denn ohne Töne können wir von
„den Empfindungen fast nichts sagen, oder gewiß
„bestimmen. Allein es gehören auch richtige zärt-
„liche Empfindungen dazu die nicht jedermanns
„Ding sind. Man könnte übrigens eine ähnliche
„Untersuchung vom Wesen und unterschiedenem
„Klange der Buchstaben anstellen."

Ich will abermahl verlohren haben, wann ein Kenner der Musik Menschenverstand in dieser Stelle finden kann. Was kann der Mann wohl dabey gedacht haben. Man sollte fast denken, er meyne einzelne Töne, weil er sagt, man solle vom Klange der Buchstaben auch dergleichen Untersuchung anstellen; doch ich will nach der Liebe muthmassen, daß er von dem Grundtone eines Stückes rede, kann er wohl unternehmen von dem Ausdruck eines Stücks zu urtheilen, ohne an Tact und Bewegung zu denken. Gesetzt aber auch, er wolle von der Natur eines jeden Grundtons etwas sagen; ist es wohl möglich ein Urtheil zu fällen, ohne zu wissen, ob von der harten oder weichen Tonart die Rede ist. Freilich heisse

es

es bey dem V. mehr Kenntniß der Musik voraussetzen, als er haben kann, wann man ihn erinnern wolte, daß ein Stück von einiger Länge selten in seinem Grundton bleibe, sondern daß der Setzer in die nächstverwandte Tonarten ausweiche, und daß diese ganze Eintheilung abgeschmackt seyn müsse, wann wie es wirklich ist, die weichen Tonarten ganz andere Modulationen erfodern als die harten.

Der Beschluß folgt künftig.

X. Den 1. October 1761.

## Beschluß des hundert und sieben und achtzigsten Briefes.

Lassen Sie uns einmahl annehmen, es soll durch die Musick ausgedruckt werden, wie der Affect der Zufriedenheit, auf Vergnügen, auf Frölichkeit, auf Wollust und endlich auf Entzückung steigt; nun komme unser superkluger Verfasser und modulire aus G dur, über D dur, Dis moll, E moll ins Cis moll. Ich wette ehe er in die vierte Modulation kommt, wird seine Musik den Hals gebrochen haben; oder kommt er bis ins Cis, so wette ich, er wird finden, daß von da ins G zurück zu gehen, eine grosse Strecke weiter seyn wird, als es von der Entzückung zur Zufriedenheit seyn kann.

Muß man nicht über die Unverschämtheit erstaunen, mit der dieser Schriftsteller von Sachen redet, davon er auch nicht das allergeringste verstehet. Alle seine vermeinte Entdeckungen bestehen aus eben solchen Alberkeiten. Bloß seine Dreistigkeit muß ihm aushelfen, wann er nicht weiter kann. Wundern sie sich z. E. wie er unter dem Artikel von der mimischen Poesie, von der Handlung und Fabel sprechen kann? Sie sollen gleich die Ursach hören. „Wäre, sagt der Herr „Verfasser, die Kunst der mimischen Tänzer noch „in ihrem Flor und in ihrer Uebung, so wollten „wir sie, wie die Malerey und Musik, gleichfalls „zum Muster unserer Regeln vor uns nehmen; „aber so wird es nicht die Mühe belohnen, ein „Wort von einer Kunst zu verliehren, die verlohren gegangen, weil es vergebens seyn würde, „ihre Regeln zu bestimmen." Sehen Sie! kann wohl etwas natürlicher seyn, als daß man, weil die mimische Tanzkunst verloren gegangen ist, unter dem Titel von der mimischen Poesie schreiben kann was man immer will!

Ende.

Endlich muß ich Ihnen noch melden, daß Verf. zur Erläuterung dieser unerhörten Abhandlung, fünf noch unerhörtere Briefe geschrieben hat, die am Ende dieses dicken Bandes mehr als dreyzehn Bogen einnehmen. Er schweift darin in die Metaphysik, in die Sittenlehre, in die Religion und wer weiß wohin, aus. Sie glauben es mir ohnfehlbar doch auf mein Wort, daß auch in diesen Briefen der Unsinn mit vollen Händen gestreuet worden. Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten die Absicht des Verfassers sagen, so wie er sie in der Vorrede ausdrückt. Er sagt: „Er mache diese Briefe bekannt, um die Philoso„phen aufzumuntern, der so confusen Lehre vom „Menschen, und von unseren Vollkommenheiten, „die der Grund aller Philosophie, und fast aller „andern Wissenschaften ist, einmal besser nach„zudenken und dieselbe in ihr gehöriges Licht zu „setzen.“ Auf diese Gedanken ist er, wie er ein paar Zeilen darauf sagt gekommen, weil er gefunden habe, daß sich sein System von der Dichtkunst durchaus nicht mit der Psychologie unserer Philosophen habe reimen wollen. Sie werden

 selbst

selbst einsehen, daß nun nichts natürlicher ist, als daß unsere Philosophen ihre Psychologie ändern müssen, dann sonsten würde wahrhaftig der Herr Verf. ein neues System der Psychologie schreiben (wozu er in diesen fünf Briefen schon einen feinen Anfang gemacht hat) und Gnade dann Gott unserer ganzen Philosophie, es wird ihr gehen, wie der Poesie, Malerey und Musik; der Herr V. scheinet von der einen so viel zu verstehen als von den andern.

T.

## Hundert und acht und achtzigster Brief.

Der Kritikus, von dem ich in meinem vorigen Briefe geredet habe, ist auch ein Poet, dann unsere Deutsche Schriftsteller sind immer alles auf einmal! Zwar wann dieser Dichter nur den zwanzigsten Theil seiner Gedichte hätte drucken lassen, würde er vielleicht Aufmerksamkeit erreget haben; man hätte gemuthmasset, daß er, wann er mit Fleiß und Kritik fortführe, derein ein guter

Dich-

Dichter werden könnte: itzt aber da einiges wenige Gute unter einem Schwall von schlechten Versen begraben ist, die durch ein gewisses schwülstiges hochtrabendes Wesen wahrhaftig nichts besser werden, so ist alle Hofnung verlohren, daß unser Verfasser jemals ein Dichter werden wird. Es ist wahr, er bläst genug die Backen auf, wann er anfängt zu singen, sonderlich seine reimlosen Oden und Elegien, haben ein gewisses aufgeschwollenes Wesen, sie strotzen meistens von Beywörtern, von gesuchten Figuren und von wilder Imagination; kurz von allen den Rüstzeugen, wodurch sich unsre neumodische Dichter sogern zum Erhabenen hinaufwinden wollen. Damit müssen wir uns begnügen, wann wir auch keinen Plan, keine Ordnung und Richtigkeit der Gedanken, keine Angemessenheit der Ausdrücke, u. d. gl. finden können; unsere Dichter sind ja bekanntermassen viel zu hoch auf den Olymp erhoben, als daß sie sich um diese Kleinigkeiten bekümmern könnten.

Inzwischen möchten die Gedichte in diesem Bande sehr leicht das beste seyn, weil alles

andere sogar viel schlechter ist. Jedes einzelne Stück zu beurtheilen, würde wohl nicht die Mühe belohnen. An den meisten taugt das Ganze nichts, und Kritiken über einzelne Stellen pflegen bey einem Verfasser, der schon das Herz gehabt so viel auf einmal drucken zu lassen, mehrentheils vergeblich zu seyn. Ich muß Ihnen inzwischen doch eine Probe von seiner Art zu dichten geben, ich wähle dazu folgende Ode, weil sie kurz ist, und weil sich der Herr Verfasser in derselben etwas mehr zu uns erniedriget und sich bemühet zu reden, wie andere Menschenkinder.

### Vom Mitleiden der Menschlichkeit.

Ich zitter noch beym heilgen Angedenken,
An deine Huld.
Wer kann, o Graf, wie du, ein Herz voll Großmuth schenken,
Wie deins, ein Herz voll so viel sanfter Huld.

Zwar ist die Zärtlichkeit, die ich dir schwöre,
Zum Dank zu klein,
Doch deinem Auge groß. O! könter diese Zähre,
Und dieses volle Herz dir sichtbar seyn.

Sey ewig, werd ein Lied, gerechte Zähre,
Der dankbarkeit;
Geh nicht mit mir ins Grab; sey ewig und verkläre,
Der Gottheit Ruhm im Bild der Menschlichkeit.

Wie rühmlich ists, der Gottheit ähnlich werden,
Vor ihrem Thron!
Kein blutbespritzter Sieg zahlt dir mit fremden Erden
Des Mitleids grosse Thrän und ihren Lohn.

Ihr Lohn ist dein; wann nun der Staub der Helden
Der Marmor deckt;
Dann soll der Ewigkeit noch meine Thräne melden
Wie froh dein Arm zum Unglück sich gestreckt.

Wodurch sich dieses kleine Gedichtgen zu einer Ode qualificiret, ob durch den Schwung, durch den versteckten Plan oder durch die schöne Unordnung, will ich dem Gewissen des Herrn Verfassers überlassen. Aber bemerken Sie nur, was der gute Mann mit einer Thräne anfangen will, die er geweinet hat; Sie soll ewig werden; sie soll ein Lied werden, Sie soll nicht mit ihm ins Grab gehen — gerade als ob man sonst

 geweinte

geweinte Zähren ins Grab zu nehmen pflegte — Sie soll der Gottheit Ruhm verklären, und soll der Lohn desjenigen werden, der der Gottheit ähnlich geworden. O der Herr V. mag sich ja nicht irren, ich glaube seine Thräne wird vertrocknen und vergessen werden, eben so geschwind als seine Gedichte!

Ich will ihn wenigstens auch einige Strophen anführen, die an sich selbst nicht unrecht sind, obgleich wider das Ganze die Ode, zu welcher sie gehören, viel einzuwenden wäre.

Auf die Geismarschen Gesundbrunnen in Hessen.

Nach einer sanften Nacht,
Wo mein Gesang in Blumen aufgewacht,
Hier, wo Gesundheit mir aus Felsen prudelnd quillet,
Vom Lärm der Vögel rings umhüllet,
Von reiner Luft umwebt,
Fühlt sich mein Geist, wie neu belebt.

Welch muntres Echo rauscht,
In Grotten wo die Stille lauscht,

Von

Von meiner Saiten Klang! und rollt durch grüne
Säle;
Dann plaudert in der dunklen Höhle,
Der geist'gen Quellen Lauf;
Und rauscht in Perlenblasen auf.

Und mitten in der Flur,
Steht da dein Tempel, o Natur,
Hier ruhst du, Göttin, stolz auf siegrischen Tropheen,
Und dort im Labyrinth, in prächtigen Alleen,
In hoher Bäume Schutz.
Geschmückt in deinen Frühlingsputz.

Auf ihrer weiten Bahn,
Lacht dich die Sonne schöner an,
Geschmücktes Thal! es wallt in den gesündern Lüften,
Balsamisch unter Frühlingsdüften
Ihr aufgeklärtes Licht,
Wo Zefyr sich wollüstig wiegt.

Dreymal, dreymahl beglückt!
Wer hier von tiefer Still entzückt,
Sein Leben wiederfühlt; fängt an sich aufzuhellen,
Und schöpft vom Ether dieser Quellen,
Ein leichtes strömend Blut,
Und Kraft der Adern, jungen Muth.

Ja, der Natur im Arm,
Verliehrt sich Krankheit, Schmerz und Harm,
Des Lasters wild Gefolg, oft auch des Weisen Zähre;
Der Schmerz erstaunt faßt nun die grosse Lehre;
Was wirklich glücklich heißt?
Ein liebend Herz, ein weiser Geist.

Und Freude, die verscheucht,
Aus dem Tumult der Städte schleicht,
Schlingt heiter ihren Schmuck um seine matten Glieder;
Ihr folgt die Huld, Tanz, Scherz und Lieder;
Auch Bachus wild vom Wein
Mischt sich in ihre Chöre ein.

Und lernt beschämt, beym Wein,
Auch ohne Rasen froh zu seyn,
Weil ein theßalisch Thal des Barbarn Lärm entweyhet.
Zur Stärkung kocht, was Weise freuet,
Der Sonnen milde Glut,
Und nicht zum Lärm, der Traubenblut.

Ich weiß, diese Zeilen werden Ihnen den Wunsch ablocken, daß doch der Verfasser möchte

einen

einen kritischen Freund gehabt haben, der ihn gelehret hätte aus seinen zwey grossen Alphabeten zwey kleine Bogen zu machen. Doch wahrlich der Verfasser muß entweder gar keinen solchen Freund haben, oder er muß bloß seiner eigenen unumgränzten Eigenliebe glauben; dann sonst begreife ich nicht, wie er sich hat unterwinden können, einen grossen Theil seiner Oden in die Musik zu setzen. Diese scheußliche Melodien verrathen nichts anders, als daß der Verfasser ganz und gar nichts von der Musik, auch nicht einmal das A. B. C. davon verstehet. Eine nähere Beurtheilung gehöret für einen musikalischen Kunstrichter, ich will nicht mehr thun, als des Herrn V. Dreistigkeit bewundern.

Endlich muß ich doch auch des Verf. Elegien nicht ganz übergehen. Aber ich traue mir nicht ein Wort von diesen sehr besondern Gedichten zu sagen; je mehr ich sie betrachte, je tiefer muß ich erstaunen. Ich will Ihnen bloß wenigstens eine Stelle hersetzen, damit sie auch erstaunen können. Der Herr Verf. ist einmal in Verzweifelung gerathen, und in dieser Verzweife-

lung

lung hat er — nicht etwa sich erhenkt; das wäre zu betrübt, ach nein! er hat eine Elegie gemacht; hören sie an:

## In der Verzweiflung.

Qualvoller Geist! — so vest an tausend Martern geheftet
Was erbebst du in mir! bebe nicht, elender Geist! —
In dieß dunkle Gefängniß der Sterblichkeit eingemauert! —
Ach! schlüg ein Mitleid die Last steinerner Banden entzwey!
Welche Grausamkeit hält mich, dem Tod entgegen zu gehen;
Arme Seel', auch umsonst ist die Verzweifelung dir!
Ist es heldenmüthig, im Tod unerschrocken zu stehen?
O! zu leben! das ist mehr als ein Heldenentschluß.
Kaum daß der lächelnde Glanz eines gegenwärtigen Gottes
Die gestählte Hand von ihrem Vorhaben hemmt.

Und

Und warum darf ich auch nicht einmal sterben, da mir zu leben
Nichts mehr übrig bleibt; nichts meinem Wunsch in der Welt
Ach! ich war zum Leben gebohren! süsser Gedanke?
O! zu leben! — und doch! — wahrlich ich lebete nie!
Jegliche Wonne des Lebens verläßt meine schmachtende Seele:
Wie entringt sich mein Geist diesem entsetzlichem Tod!

Ich könnte noch zweymal so viel von diesen Elegie abschreiben, dann sie ist lang genug dazu, aber ich muß aufhören, sonst möchten Sie selbst dabey in Verzweifelung gerathen. Ich könnte Ihnen auch eine Prosaische Elegie über die Liebe, die mit gar treflich wohlklingenden Hexametern untermischt ist, mittheilen, ich könnte Ihnen schlafeinladende mit Rosenbüschen bekränzte — anakreontische Verse hersetzen. Ich könnte Ihnen — Sie glauben gar nicht, was ich Ihnen aus diesem Buche noch für einen Reichthum von Gedichten, die zum Theil einzig

in ihrer Art sind, aufweisen könnte. Doch ich mag vor der Hand nicht, und ich weiß Sie werden sehr damit zufrieden sind.

T.

## Hundert und neun und achtzigster Brief.

Ich bin mit meinem dicken Bande noch nicht fertig! der Verf. desselben ist nicht zufrieden, uns ein grosses kritisches Werk, und eine Menge Oden und Elegien geliefert zu haben; Wir empfangen von seiner Güte noch, einen epischen Roman, und eine grosse Anzahl Uebersetzungen. Einen epischen Roman? fragen Sie: was ist das für ein Unding? Stellen sie sich eine Erzählung vor, die bald auf den Stelzen unserer neuern Epopeen einhertritt, bald wieder Fieldings niedrigkomischen Styl nachahmen will, so können Sie sich ohngefehr einen Begriff von diesem Romane machen; Sie können leicht denken, daß aus dieser Zusammenmischung, das abentheuerlichste

lichste Ding von der Welt entstanden seyn muß. Freylich? Hören Sie an den Anfang des Gedichtes, der ist episch:

„Pierischer Engel, der du das Herz versiehest „und mit reinem Wohlklang regierest, erzähle „süsse Muse das Unglück des Liebenswürdigen, „den eine erzürnte böse Gottheit zu plagen Er„laubniß hatte, nachdem er ihn von der edlen „Scharlotte Umarmungen getrennt, und er auf „einem Meere unglaublicher Fatalitäten wunder„bar umhergetrieben, nichts als seinen Muth und „seine Seele zum Beystand hatte. So war der „Entschluß Gottes. Wie war es möglich, daß „das Schi^dens zärtlichster Liebling von seiner „Vaterliebe verstossen, von Augusteus mütter„lichen Armen und von der edelherzigen Schar„lotte Zärtlichkeiten getrennet, und von allen „Trost und Beystand verlassen, von aller seiner „Glückseeligkeit herunter gestürzet ward? Dieses „und Scharlottens Unglück erzehle mir, holdse„lige, die du an reinen Quellen in die goldgezierte „Leute weinest, wann Zidli oder Melindens „Thränen durch dis Stamms eines dir geliebten

„Dichters

„Dichters vor in Gedächtniß kommen. Sage „mir, wer konnte auf einmahl so viel Liebe und „Freundschaft gegen das beste Herz in Haß „verwandeln? —

Nach diesem hochtrabenden Anfange sind kaum zwölf Zeilen weg, so sind wir schon mitten im Romanenstyle;

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 8. October 1761.

### Beschluß des hundert und neun und achtzigsten Briefes.

„Blitz und der Teufel! schrie der lebhafte „Schl*den und kriegte den Pater beym „Kopfe, welchen er drückte, daß ihm der Athem „stehn blieb; Anton, du bist ein ganzer Kerl! bist „dus! so sagte er, und sprang zur Thür hinaus „vor den Wagen, den angesehenen Edelmann zu „bewillkommen. Der kam in Goldglanz gekleidet „aus seiner stolzen Kutsche hervor, und Schl*den „machte zehn Verbeugungen, so bald er den gros„sen Mann ansichtig wurde, welcher mit gelen„kiger anschnlich steifer Flüchtigkeit umhereilt „sich hervor nahete, und den Junker mit grosser „Weitläuftigkeit auf seinem Landhause grüssete „und beehrte. So bald sie hineingegangen und „sich gesetzet, denn Schl*den machte nicht so viel

„Weitläuftigkeiten, so erschien schon auf dem unge„putzten Tische eine Bouteille des freudig„springenden Champagners, welche der Junker „ohne vieles Wesen einschenkte und fluchte, nun „wollte er sich heute mit Schönerten und dem „Pater so dick sauffen, daß sie nicht stehen „könnten."

So ist alles kunterbund untereinander gemischet. Sie finden auf eben derselben Seite einen Pater der Jesus! Maria! Joseph! ruft, und auch die „olimpische Säle des Donnergottes in „welchen Zevs und Cithere, nebst den übrigen „Götter, zusammen kommen, ausgenommen „Satan und seine plutonische Gesellen, welche „noch schlafen." Ein bekümmerter Mann schüttet S. 461. in der Angst anderthalb Seiten voll Hexameter aus, und ein Engel sitzt dabey und höret ihm zu, und bringet ihm darauf im Traume die Gestalt der süßlächelnden Scharlotte vor.

Von dem Ganzen und der Erfindung dieses Stücks etwas zu sagen, ist unmöglich, dann theils sind hier nur die fünf ersten Capitel geliefert,

und

und der V. scheinet wenigstens noch mit fünf und zwanzig andern Capiteln zu drohen, theils ist die ganze Anlage schon so äusserst elend und abgeschmackt, daß sie weit unter der Kritik erniedriget ist.

Bey den Uebersetzungen ist der Herr V. einigermassen doch zur Selbsterkenntniß gekommen. Er überschreibt dieselbe: „Prosaische Uebersetzun„gen einiger kleinen Meisterstücke der alten Poesie, „wobey man nur nicht die Kürze und „den Wohlklang zu erreichen im Stande „gewesen." Dies ist wirklich eine sehr ausgemachte Wahrheit, und der Herr Verf. hätte noch hinzuthun können: Und die man bloß nach dem Wortverstande, der noch dazu öfters sehr schielend ausgedruckt ist, so schülerhaft als möglich übersetzt worden. Ich will Ihnen nur ein Paar Stellen vorlegen, in welchen ihr lieber Horaz, im Deutschen aufs erbärmlichste misgehandelt ist.

Ilion! Ilion! singt der Römer

Fatalis incestusque judex;

Et mulier peregrina vertit

In Pulverem,, ex quo destituit Deos
Mercede pacta Laomedon,

Hören Sie nun, wie dies und das folgende im Deutschen klinget:

„Ilium! Ilium! der fatale gottlose Schieds„richter und das fremde Weib kehrte dich um in „den Staub! seitdem Laomedon die Götter mit „dem versprochenen Lohn verließ! mir und der „keuschen Minerve ein Fluch, mit sammt seinem „Volke und seinem betrügerischen Herrn! Nun „prahlt nicht mehr der Spartanischen Ehebreche„rin famöser Gast! und Priams meyneidiges „Hauß bändigt nicht mehr die streitbaren Archi„ver mit hectorischen Kräften! und der durch „unsere Mishelligkeiten verzögerte Krieg hat sich „gelegt! nun will ich den schweren Zorn und „dem Mars den verhaßten Enkel, den die tro„janische Priesterin gebar, wiederschenken, ihn „will ich in die leichten Wohnungen eingehen „und des Nectars Säfte trinken, und in die „ruhig beglückten Reihen der Götter einschreiben „lassen. So lange nur die lang gestreckte See „zwischen Rom und Italien wüthet, sollen die

„Verjagten in allen Theilen glücklich regieren!
„So lange das Vieh auf Priams und Paris
„Grabmal springet und wilde Thiere ihre Jungen
„ungerochen daselbst verbergen, soll das blitzende
„Capitol stehn, und das wilde Rom den im
„Triumph geführten Medern Gesetze geben."

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? hätten Sie sich wohl träumen lassen, daß dies eine Stelle aus dem Horaz wäre, wenn ich es Ihnen nicht vorher gesagt hätte; doch ich will noch mehr thun, ich will Ihnen eine ganze Ode hersetzen, die dem Exercitio eines Secundaners ganz vollkommen gleichet.

Horaz an Melpomenen.

„Welchen du, o Melpomene, einmal, da er
„gebohren ward, mit friedsamen Lichte anblicktest,
„den wird nicht als Fechter eine Isthmische Arbeit
„berüchtigen; ihn wird nicht im Achaischen Wagen
„das muntre Roß als Ueberwinder aufführen und
„keine kriegerische That wird ihn als Anführer
„mit Delischem Laube geschmückt vor dem Kapi-
„tol zeigen, daß er der König aufschwellende
„Drohungen zerstossen hat. Aber Gewässer, die

„durch das trächtige Tibur herumfließen, und „dichte haarichte Hayne werden ihn mit Aeoli„schen Liedern adeln.

„Die Kinder Roms, der Fürstin der Städte, „würdigen mich, mich zu den geliebten Chören der „Dichter zu setzen, und schon naget mich des „Neides Zahn weniger. O Pierinne, die du „den süssen Lärm der goldenen Leyer milderst, „du, die du auch den stummen Fischen, wann du „willst, des Schwahnes Ton schenken würdest! „Es ist alles dein Geschenk, wann die vorbeyge„henden mit dem Finger auf mich, als auf den „Sänger der römischen Leyer, weisen. Daß ich „athme, daß ich gefalle, wann ich gefalle, es ist „dein Werk."

Denken Sie nun einmal überhaupt zurück, was für Thorheit und unerhörte Unwissenheit in diesem ganzen dicken Bande herschet, und sagen Sie mir, wie es in dem Kopfe eines Menschen aussehen muß, der dies dicke Buch hat schreiben können, und vermuthlich keinesweges geglaubt hat, Schande damit einzulegen. T.

Hundert

# Hundert und neunzigster Brief.

Wer die theatralische Muse des seel. Herrn von Cronegk blos aus seinem Codrus kennet, der weis noch sehr wenig, was die deutsche Schaubühne in diesem würdigen Dichter verloren hat. Codrus ist das ausgearbeiteste, aber bey weitem nicht das beste Stück, das er hinterlassen hat. Es gehöret freylich zu den besten deutschen Trauerspielen, aber leider! die besten deutschen Trauerspiele würden in Frankreich und England kaum gute Trauerspiele seyn. Kehren Sie sich weder an die übertriebene Lobeserhebungen unserer Recensenten, noch an den Beyfall, mit welchem der gekrönte Codrus aufgeführet worden. Sie wissen, wie wenig sich auf iene zu verlassen ist, und der Beyfall des deutschen Parterre ist noch weit unzuverläßiger. Unsere Grossen finden entweder keinen Geschmack an der Schaubühne, oder sie kennen die Französische zu gut. Das Volk haßt die Trauerspiele, und besuchet den Codrus um den Zevs zu bewundern, der am Ende den Bliz so treflich zu schleudern weis. Die

 unter

unter dem kleinen Haufen der Liebhaber den Ton angeben sind junge Leute, die von der Universität den Glauben mitgebracht, daß sie Geschmack haben. Eine glückliche Tirade, einige spitzfindige Sittensprüche bringen ihre Hände in Bewegung; sie klatschen, das Volk gähnet, und die wahren Kenner schweigen. Wie wenig kann sich ein Dichter auf einen solchen Beyfall zu Gute thun?

Daß die Verf. der Bibl. der schönen Wissenschaften dem Codrus den Preis zu erkant, wird Ihnen wohl der geringste Beweis für seine Vortreflichkeit seyn. Sie wissen, diese Herren haben nachher das Unglück gehabt, eines der elendesten Stücke, das jemals das Licht erblickt hat, krönen zu müssen. Mit diesem verglichen ist der Codrus ein übermenschliches Meisterstück.

Jedoch die Verf. der Bibl. haben deutlich genug erklähret, daß die glückliche Poesie des Styls, und eine einzige schöne Situation, die sie im Codrus bemerkt, ihm den Preis zugezogen. Der Herr von Cronegk wäre mit diesem Urtheile, wenn er es erlebt hätte, meines

Er-

Erachtens vollkommen zufrieden gewesen, denn er hatte allzuviel kritische Einsicht, und allzuwenig poetische Eitelkeit, als daß er seinen Codrus für ein Meisterstück hätte halten sollen. Die Critik, die er zugleich mit dem Stücke eingeschickt, und die derselben ist beygefüget worden, zeigt seine Unpartheilichkeit gegen seine eigene Werke allzudeutlich. Lassen Sie es seyn, daß er ein wenig zu französisch critisirt: Genug, daß er seine eigene Fehler nicht schonet, und lieber getadelt, als unverdient gelobt seyn will!

Die Einheiten, die Anzeigung des Stofes, die Verbindung der Auftritte, den Gebrauch des Wunderbaren und den Styl dieses Trauerspiels, hat der Verf. selbst beurtheilet. Ich habe nur noch einige Anmerkungen hinzu zu thun, die ich aber unter keine kritischen Titel zu bringen weis.

Die vollkommenen Charaktere müssen dem Dichter ungemein gefallen haben. Alle seine Charaktere überschreiten die Natur. Codrus, Medon, Elisende und Philaide sind höchst tugendhaft, und Artander höchst lasterhaft. Jene sind vollkommene Engel, dieser ein vollkommener Teufel.

Es herrscht daher eine unerträgliche Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Personen. Jene moralisiren bey aller Gelegenheit, und wechseln Sittensprüche; Artander trotzet, und kramt eine falsche Politik aus. Es ist wahr, die Sittensprüche des Herrn von C. sind vortreflich; es ist wahr, er schildert die Tugend erhaben, und das Laster kriechend und abscheulich; Allein je mehr dieses die Absicht des tragischen Dichters ist, desto sorgfältiger muß er sie verbergen. Wenn er gerade zu moralisiret; so wird er frostig.

Aus dieser Häufung der vollkommenen Charaktere ist noch eine andere Unbequemlichkeit entsprungen. Der Hauptvorwurf des Trauerspiels ist der Tod des Codrus fürs Vaterland, Codrus pro patria non timidus mori. Die Bereitwilligkeit sich dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, sollte also in dem Charakter des Codrus hervorleuchten, und ihn von allen übrigen handelnden Personen unterscheiden. Allein Medon, Elisinde und Philaide sind alle Augenblick bereit, für Athen, für den König und einer für den andern zu sterben.

Wenn

Wenn unter diesen großmüthigen Seelen irgend eine Uneinigkeit entstehet; so ist es immer um den Vorzug zu sterben; so sehr entfernt sind sie, von der feigen Liebe zum Leben, und also auch von der Befremdung, mit welcher gemeine Seelen einen willigen Tod betrachten. Der Zuschauer, den diese Heroische Gesinnungen beständig vor den Ohren gehen, muß zuletzt das Betragen des Codrus eben nicht ausserordentlich finden. Er wird sich vielmehr verwundern, daß der grosse Codrus den Tod fürs Vaterland nicht so entschlossen, nicht so freudig stirbt, als jede andere von den handelnden Personen thun würde. In der That, der Entschluß für Athen zu sterben, macht den König bekümmert, unruhig und niedergeschlagen, indessen daß die übrigen handelnden Personen nichts sehnlicher wünschen, als für Athen, oder auch einer für den andern zu sterben. Der Dichter hätte sich die hohen heroischen Gesinnungen aussparen sollen, damit sie in dem Charakter des Helden desto stärker in die Augen leuchten mögen.

Und

Und was soll ich zu dem gedoppelten Interesse sagen, das offenbar in diesem Stücke herrscht? Das Schicksal von Athen ist eigentlich das Hauptinteresse; allein in den ersten drey Aufzügen herrscht ein ganz anderes Interesse, das mit dem Schicksale von Athen in keiner Verbindung steht, nemlich, die unvermuthete Wiederkunft des Medon und seine Liebe zur Philaide, die bey seiner Abwesenheit und vermeintem Tode, zur Braut des Königs bestimmt worden. Dieser kleine Knoten wird geschürzt und wieder aufgelöset, niemand ist unterdessen um Athen bekümmert, der Zuschauer weis auch gar nicht, daß Athen in Gefahr sey. Alles ist ruhig; allein im siebenten Auftritte des dritten Aufzugs kömmt Artander, wie gerufen, um einen neuen Knoten zu schürzen. Unter dem Vorwande den Frieden zu bevestigen, den der Zuschauer für längst befestiget hielt, kömmt er mit einem Gefolge nach Athen und bemächtiget sich der Stadt und der Person des Königs. Allhier gehet also das eigentliche Hauptinteresse erst an. Es ist wahr, die Liebe des Medons zur Philaide schlentert immer noch neben her

und

und hat einigen Einfluß in die schöne Situation, in welcher sich Medon befindet, als ihm der Tyrann freygiebt, eine Person beym Leben zu erhalten; allein der Dichter hätte diese Liebe voraussetzen, aber nicht drey ganze Aufzüge damit anfüllen sollen. Der Zuschauer glaubt, diese Liebe sey der Hauptknoten.

Und obgleich in den ersten drey Aufzügen nur von der Liebe des Medons die Rede ist; so hört man dennoch die stoische Elisinde, die ihren Sohn vermahnet, seine Liebe dem König aufzuopfern, von nichts, als von Heldentugend, vom Tode fürs Vaterland, von dem Geblüte des Theseus, und von dem, was ein Unterthan seinem Könige schuldig ist, reden. Im Vorbeygehen gesagt; ich weis nicht, ob der Ton, aus welchem der Herr v. C. von Unterthan und König spricht, nicht gar zu modern ist. Die Griechen waren niemals so unterthänige Unterthanen, als sie der Herr von C. seyn läßt. Sie kannten wohl die Pflicht fürs Vaterland zu sterben, allenfalls unter der Anführung eines Königs für dasselbe zu sterben; aber sich dem Wohlgefallen eines Königs

auf-

aufzuopfern, und aus unterthänigem Gehorsam so gar seine erlaubtesten Neigungen zu unterdrücken, war vielleicht zu Athen niemals eine Pflicht. Ich kann nicht ohne Widerwillen, die tugendhafte Elisinde zur Philaide sagen hören:

Glaubst du, daß wenn mein Sohn, wenn Medon auch noch lebte,
Daß seine Zärtlichkeit der Tugend widerstrebte;
Sein König liebet dich; er ist ein Unterthan,
Obgleich von Theseus Stamm. Wer nicht gehorchen kann,
Ist nicht zu herrschen werth.

Philaide antwortet ihr:

Er (der König) ist der Ehrfurcht werth, mehr als der Zärtlichkeit;
Für ihn zu sterben, sind Athen und ich bereit.

Auch Medon spricht:

Mein Leben geb' ich gern für meinem König hin.

Elisinde muntert ihren Sohn auf, aus Liebe zum Codrus der Philaide zu entsagen:

Die Liebe tadl' ich nicht;
Sie herrsche wo sie will; doch weiche sie der Pflicht!
Ermuntre dich, mein Sohn! Schlag nicht die Hoffnung nieder,
Die wir von dir gefaßt; sey endlich Medon wieder.

Er

Er beklagt sich, der Verlust der Philaide würde unvermeidlich seinen Tod nach sich ziehen. Stirb, spricht die strenge Elisinde,

Stirb und sey tugendhaft!

Dis ist des Lebens Zweck. — —

Man sollte glauben, es käme hier auf die Erhaltung des Vaterlandes, oder sonst eines grossen Theil des menschlichen Geschlechts an, und gleichwohl betrift es blos eine Privatabsicht des Königs, der noch dazu weder sonderlich verliebt ist, noch hartnäckig auf seinem Sinn bestehet. Man hat ihm noch nicht einmal entdeckt, daß Nepon ein früheres Recht auf die Liebe der Philaide habe, und sobald er es erfährt, vereitelt er auf einmal die prächtige Moral der Elisinde, und zeigt, wie wenig seine Ruhe, oder Zufriedenheit, von dieser Liebe abhänge.

R.

## Hundert und ein und neunzigster Brief.

Wollen Sie aber den tragischen Geist des H. v. C. kennen lernen; so lesen Sie dessen unvollendetes

tes Trauerspiel, Olint und Sophronia. * Ich kann Ihnen weder den Plan, noch die Entwicklung, weder die Beobachtung, noch die etwa glückliche Uebertretung der Einheiten in diesem Stücke anpreisen, denn der Dichter hat nicht mehr als vier Aufzüge hinterlassen, und wer weis ob er, oder die Herausgeber seiner Schriften nicht mit Fleiß den fünften unterdrückt haben? Wo ich nicht irre, so hat der Ausgang den Dichter zu früh übereilt; der Stof war in den ersten vier Aufzügen verschnitten, und der Rest wollte zum fünften nicht hinreichen. Doch dieses sind Muthmassungen!

Der Beschluß folgt künftig.

* Des Freyherrn J. F. von Cronegk Schriften Leipzig 1760.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 15. October 1761.

## Beschluß des hundert und neun und neunzigsten Briefes.

Also nichts von den Regeln des Ganzen! Aber die Handlung, das Interesse, die Charactere, die Leidenschaften, diese haben mir in dem Olint und Sophronia besser gefallen, als im Codrus, und so gut wenigstens, als in einem deutschen Trauerspiele, das ich kenne. Die Feder zu diesem Stücke ist aus dem zweyten Gesange des Gierusaleme liberata des Tasso, und wird Ihnen nicht unbekant seyn, denn sie ist eine von den schönsten Episoden in diesem Heldengedichte. Nun hören Sie, wie sie der Herr v. C. zum Theater bearbeitet hat!

Der Schauplatz ist zu Jerusalem. Ismenor, ein mahometanischer Priester hat ein den Christen heiliges Bild in die Moschee bringen lassen, in dem abergläubischen Wahne, die Christen, welche die Stadt belagerten, würden nichts wider dieselbe ausrichten, so lange das Bild in der Moschee bliebe. — Olint ein heimlicher Christ, Liebhaber der Sophronia, und Feldherr des

Aladin, Königs zu Jerusalem stielt, dieses Bild aus der Moschee, und indem er von dieser kühnen That zurück kömmt, begegnet er seinem Vater Evander, und entdeckt ihm, was er sich unterfangen. — Im dritten Auftritte will Aladin mit seinem Gefolge die Moschee besuchen, und Ismenor, ganz ausser sich, kömmt ihm entgegen, und bringet ihm die schreckliche Bothschaft, das Bild sey entwandt. Aladin schwöret dem Thäter den Untergang; Ismenor, als Priester, setzt hinzu:

Das ganze Volk soll sterben!
Wer eines Christen schont, der muß mit ihm verderben.

Er wirft einigen Verdacht auf Olint, dem der König so eben aufgetragen, den Thäter aufzusuchen. Clorinde, eine persische Prinzeßinn, voller heldenmüthigen Gesinnungen, und verliebt in Olint, nimt die Vertheidigung ihres Geliebten auf sich, und spricht zum Ismenor:

Die Tugend glaubet nie, was ein Verläumder spricht.
Wer schlimm von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht.
Die Priester wollen Gott, durch Blut und Eifer dienen;
Sie strafen — und verzeihn befiehlt Gott uns und ihnen.
u. s. w.

Diese Lehren thun auf Ismenor die gewöhnliche Wirkung; er verwickelt Clorinden mit in den Verdacht. Der König schwöret allen Christen in

Jeru-

Jerusalem den Tod, wenn man den Thäter nicht entdeckt. —

Im vierten Auftritte entdeckt Clorinde ihrer Vertrauten, der Hernicie, ihre Liebe zum Olint. Der Dichter hat diese frostige Erklärung durch Sittensprüche aufgestutzt.

Das Herz macht unsern Werth, nicht Purpur oder Kronen;
Wer sind die Sterblichen, die in Pallästen wohnen,
Für die, die Welt sich bükt, und die man Fürsten nennt?
Oft Sclaven, die das Volk beneidet und nicht kennt.
Geringe Sterbliche, nur stolz auf eitle Rechte,
Die die Geburt ertheilt, im Herzen aber Knechte.

Das Ende des ersten Aufzuges macht ein sehr schönes Chor mit Recitativen und Ariosen, das ich Ihnen ganz abschreiben möchte, wenn es nicht zu viel Raum einnähme. Die Verse sind harmonisch, sanft und dennoch feurig, von der Art, wie die Chöre des Racine in der Athalie oder Esther. — „Er wollte einen Versuch thun, „sagen die Herausgeber in der Vorrede, ob nicht „die Chöre wieder eingeführt, und durch selbige „die Aufzüge untereinander besser verbunden „werden könnten. Er glaubte, daß ihm der „pindarische Ausdruck der alten Chöre nicht er„laubt sey, und daß unsere Musik, unsere Art zu „singen, solches verhindere.“

Zweyter Aufzug. Sophronia, eine christliche Jungfrau, die Geliebte des Olint, eine liebenswürdige Schwärmerinn, faßt den heldenmüthigen Entschluß, sich für die Thäterinn anzu-

anzugeben, und den seeligen Tod für ein ganzes Volk zu sterben. Sie werden sich noch zu besinnen wissen, was für wesentliche Bedingungen der Verf. des Todes fürs Vaterland zu einem löblichen Enthusiasmus erfordert? Hier sind dieselben Ideen! die schöne Enthusiastin spricht zu ihrer Freundin, Serena;

Wie süß ist nicht der Tod, das Vaterland zu retten!
Sieh unsre Christenschaar; nimmt dich kein Schauer ein?
Serena! diese Schaar soll morgen nicht mehr seyn.
Wie schrecklich! Welch ein Bild! Wenn ich aus Schwachheit wanke.
Erhebe du mein Herz, entzückender Gedanke!
Eh noch der Morgen kömmt, sind Sieg und Palmen dein;
Die Christen werden frey, und du wirst nicht mehr seyn.
Nicht mehr in einer Welt, wo die Tyrannen siegen;
Wo falsche Tugenden die Sterblichen betriegen;
Wo man die Weisheit höhnt, die unbekannt und still,
Sich nicht der Frevler Glück durch Schand erkaufen will.
Dorthin, in eine Welt, wo die, die Christen waren,
Frey von der Menschen Schmerz, gesichert von Gefahren,
Im Schooß des ew'gen Glücks von sturmbefreyten Höhn,
Mitleidend auf die Welt und unsre Thränen sehn.
Zu unsrer bessern Welt erhebt sich mein Verlangen;
Voll Freuden werd ich dich, dort wiederum empfangen.
Leb wohl!

Serena macht ihr Einwürfe und Gegenvorstellungen; allein Sophronia giebt ihr zu bedenken,

daß die gemeinste Leidenschaft mächtig genug wäre die Furcht für den Tod zu besiegen; Schwermuth, Hofnung, Ruhmbegierde, Kummer und Liebe sind stärker als der Tod;

So soll Religion, Vernunft und wahrer Muth
Zu schwach seyn, das zu thun, was Wahn und Hitze thut?
So soll um bessern Ruhm, um ew'ge Siegeskronen,
Ein Christ, in dessen Brust Ruh, Trost und Hofnung wohnen,
Sich vor dem Tode scheun, der Liebe, Hofnung, Wahn,
Und Schwermuth oder Stolz beherzt besiegen kan?

Sie fährt in diesem erhabenen Ton fort, und nimmt den allerzärtlichsten Abschied von ihrer Freundin. Dem Olint läßt sie empfehlen, auf die völlige Errettung der Christen bedacht zu seyn, und spornet sich zuletzt durch ihre lebhafte Einbildungskraft selbst zu der grossen That an.

Wie leicht sind Schmach und Banden,
Wie leicht ist aller Schmerz des Todes überstanden!
Der Augenblick ist da. Nun eilt der Geist befreyt
Zu seinem Ursprung auf: der Körper unentweiht,
Sinkt hin im blut'gen Staub — Bewahret ihn vor Schande;
Bedeckt ihn Freundinnen, mit Schut und leichtem Sande!
Und wird es euch erlaubt, o so begrabt mich hin
Daß ich beym stillen Grab der theuren Mutter bin'
Dort, wo die Christen sind. Es geb kein Stein zu lesen,
Wo meine Leiche ruht, und wer ich einst gewesen,
O Vorsicht, laß mein Blut doch ungerächet seyn!
Zum Himmel muß es nur um Rache flehend schreyn,

Erleucht der Feinde Herz, an statt sie zu bestraffen;
Laß in der Erde Schooß den Körper ruhig schlafen,
Bis jenem grossen Tag, da die Posaune tönt, u. s. w.

In dem zweyten Auftritte erscheinet der König, und Sophronia giebt sich wirklich als Thäterin an. — Diese Scene würde der Dichter vermuthlich umgearbeitet haben. Wie sie da ist, halte ich sie für eine der unvollkommensten im ganzen Stücke. Der Zuschauer ist in der größten Erwartung, und verspricht sich grosse Dinge von dieser vortreflichen Situation; allein der Dichter hat sie auf eine unverantwortliche Weise vernachläßiget. — Aladin suchet den Olint, den er ausgeschickt hatte, den Thäter auszuforschen. Sophronia nahet sich ihm, und spricht in einem geistlosen Tone;

— — — Herr, du erblickst in mir,
Die dir das Bild entführt. Verschon das Volk der Christen;
Ich seh die deinen sich zu ihrem Tode rüsten;
Halt ein, und wende nur den Zorn auf mich allein!
Ganz sey die Ehre mir; Ganz sey die Strafe mein;
Dein Eidschwur wird erfüllt. u. s. w.

Der König läßt ihr Fesseln anlegen, und sie trotzt in Sentenzen;

Willkommen werthe Bande!
Verbrechern seid ihr schwer; ihr selbst bringt keine Schande;
Der Unschuld seid ihr leicht. Stolz auf die edle That. u. s. w.

Wie vortreflich hat Tasso diese Situation in ihrem Glanze zu zeigen gewußt. Warum hat ihn doch v. C. verlassen? Ihn nachahmen wäre hier rühmli-

rühmlicher gewesen, als die mißliche Affectation zur Unzeit sich einen eigenen Weg zu bahnen." — Weil ich izt nicht übersetzen mag, so will ich Ihnen diese Stelle nach der Koppischen Uebersetzung anführen, in welcher, so elend sie ist, dennoch der Geist des Tasso noch hin und wieder durchscheinet; Ich werde aber doch die erzehlende Art in die dramatische verwandeln, um nur das anzuführen, was in einem Trauerspiele zu gebrauchen ist: Der König ertheilt den Befehl, das Volk der Christen auszurotten; Sophronia eilet zu ihm hin, und ruft:

Verschone! halte noch mit Grimm und Eifer ein,
Halt ein, o König! laß dein Volk noch ruhig seyn!
Ich komme zu dir her, des Missethäters Leben,
Der deine Rache sucht, dir willig Preis zu geben.

Aladin.

— Erzähle was du weißt, und wie es zugegangen;
So soll dein Christenvolk noch keine Straf empfangen.

Sophronia.

Nun wohl! der Thäter steht vor deinen Augen hier!
Der Diebstal unsers Bilds, mein König, kömmt von mir!
Ich bin die Räuberin, die diesen Schatz gestohlen!

Aladin.

Du selbst? sprich wer hat dich zu dieser That verleitet,
Wer hat dir Rath ertheilt, wer dich dabey begleitet?

Sophronia.

— — Mir; mir gebührt der Ruhm allein!
Kein Mensch soll ausser mir desselben theilhaft seyn!
Von mir, und niemand sonst ist Rath und That gekommen!
Ich habe es von mir selbst, und heimlich unternommen.

 Aladin.

Aladin.

So fühle auch den Zorn des Aladin allein!
Beym Allah! dich soll bald die schwarze That gereun.

Sophronia.

Dein Zorn trift den mit Recht, auf den der Ruhm geflossen.
Das Bild ist unentweiht; nun leid ich unverdrossen.

Als man ihr die Fesseln anlegt, läßt sie Tasso schweigen, und weder trotzen, noch verzagen; sondern eine stille Grösse in ihren Blicken äussern, die ein Kennzeichen des wahren Enthusiasmus ist.

Ella si tace, e in lei non sbigottito
Ma pur commosso alquanto e l petto forte:
E smarrisce il bel Volto in un colore
Che non e' Pallidezza mà candore.

Cronegk hat auch da seinen Vorgänger nicht erreicht, wo er den Olint herbey eilen läßt, die Sophronia zu retten, und sich selbst anzugeben. Im dritten Aufzuge läßt er den König die Sophronia noch einmal vornehmen, um sie auszuforschen. Er fragt sie:

Wer gab dir Hülf und Rath? Wer half zum Raube? Sprich!
Verstockte! schweigst du noch? Wer ist der Thäter?

Olint, der sich unter der Wache, unter welcher er gestanden, auf einmal hervordrängt

Ich!

Wie gefällt Ihnen dieser Theatralische Kunstgrif? Nicht wahr? sehr gezwungen und unnatürlich. Freylich, dergleichen Theaterstreiche, wie man sie zu nennen pflegt, sind bey den Franzo-

Franzosen sehr gewöhnlich. Aber alle Theaterstreiche sind unschmackhaft, und höchst unerträglich, wenn sie die Kunst zu sehr verrathen. Warum muß Olint so lange unter der Wache sich ruhig halten, und nicht eher hervordringen, bis der König eine Frage thut, auf welcher er reimen kann? Und das einsylbigte Ich, wie unnatürlich ist es in dem Munde eines Olint, bey dem alle Lebensgeister in vollem Aufruhr seyn müssen, itzt da er hineilet seine Geliebte zu retten, und für sie sich der Todesstraffe zu unterwerfen!

Hierauf folgen einige Auftritte, die ihre vorzügliche Schönheiten haben. Ich rede nicht von schönen Tiraden, diese fehlen den Herrn v. C. niemals. Ich meine tragische Situationen, die Leidenschaften zu erregen fähig sind. — Aladin will den Olint zum Abfall vom Christenthum bereden, und versichert ihn, Sophronia habe diesen Schritt bereits gethan, nun stünde es bey ihm, ob er die Sophronia, oder den Tod wählen wollte. Olint wählt den Tod, der König ergrimt, und verläßt ihn, nicht ohne die härtesten Bedrohungen. Olint in einer Monologe:

Sey ruhig, Herz! du wirst aus diesem Thal der Zähren
Nun bald befreyt, und eilst zu jenen höhern Sphären —
Doch ach! Sophronia! welch Schauer nimt mich ein!
Sophronia! Du wirst nicht dort, nicht bey mir seyn,
In jener Ewigkeit — der Tod! Er wird uns trennen,
Auf ewig. Ach! nichts wird uns je vereingen können!
Auf ewig! — Ohne sie! — O Vorsicht! stärke mich.
So unglückseelig war kein Sterblicher als ich.

Der

Der Jüngling der entfernt die Hofnung aufgegeben,
Hiernieden die zu sehn, für die erwünscht zu leben,
Kann denken: Bald entflieht des Lebens kurzer Zeit,
Und dann vereinigt uns der Tod — die Ewigkeit.
Doch ich — ich hab ihn nicht, den Trost, der ihn erquickt
Ich soll Sophronien auf ewig unbeglückt,
Gestraft, gequählet sehn — —

Endlich folgt eine meisterhafte Scene, die eines Corneille nicht unwürdig ist. Clorinde erfährt die Liebe des Olint zur Sophronia, und geräth in eifersüchtige Wuth und Verzweifelung. Da sie bey Hofe viel vermag, so läßt sie die gefesselte Sophronia vor sich kommen, um mit eigenen Händen Rache auszuüben. Welch eine schöne Situation! Welch ein Kampf der entgegen gesetzten Affekten! Clorinde wütet, Sophronia ist voller Sanftmuth; Jene schäumet für Verzweifelung, und diese besänftiget sie durch eine Gelassenheit, die die natürlichen Kräfte überschreitet, und die Würkung einer über Tod und Marter wunderbar siegenden Seele anzeiget. Sie nennet den Namen des Olint, dieses Wort erreget die ganze Wuth der Clorinde;

Der Name giebt mir meine Wuth zurück.

— — — — —

Stirb, Unglückseelge! stirb! dein vergossnes Blut
Bestrafe sein Vergehn, und stille mein Wuth!
Dein Auge sieht umher, und wünschet den Verwegnen!
Was kan er dir zum Schutz? was kanst du selbst?

Sophronia.

Dich seegnen —

Verzeih ihr, Ewiger, Gott, der du kanst verzeihn!
O Vorsicht laß mein Blut anietzt das Mittel seyn,
Das ihren Geist erreicht, und sie zu dir bekehret,
Daß Leidenschaft und Wahn, sie wider dich empöret,
War nur ihr Irrthum Schuld. O sende, Herr, dem Licht
In ihr verfinstert Herz! Verlaß die deinen nicht!
Lob sey dem Ewigen — die Schrecken sind verschwunden.
Lob sey dem Ewigen — der Tod ist überwunden.

Doch dieser schöne Auftritt wird Ihnen vermuthlich in der Bibliothek der schönen Wissenschaften * zu Gesichte gekommen seyn, allwo sie sich auch von den übrigen theatralischen Arbeiten dieses Dichters unterrichten können. — Sein Lustspiel, der Mißtrauische, ist zwar meines Erachtens kaum mehr als mittelmäßig. Vielleicht ist der Hauptcharakter keiner glücklichern Ausführung fähig. Wer Argwohn, Mistrauen und Menschenfurcht so weit treibet, erreget Widerwillen, und beynahe Mitleiden, denn man ist geneigt, seine Schwachheit für einen Fehler des Gehirns zu halten. Ein Englisches Trauerspiel liesse sich vielleicht eher daraus machen, als eine Comödie, denn da könnte das übertriebene Mistrauen in seinen schrecklichsten Folgen gezeigt werden. Hingegen werden Sie einige Plane, und einzelne Auftritte aus verschiedenen Lustspielen bemerken, die einen fruchtbaren Kopf anzeigen. Die guten Erfindungen sind auf der deutschen Schaubühne noch seltener, als die guten Ausführungen, und was sage ich auf der Schaubühne? Wir haben leider

* Des sechsten Bandes erstes Stück.

leider! in dem weiten Felde der Dichtkunst noch sehr wenig erfindungsreiche Köpfe aufzuweisen, denn die schwindlichten Träumereyen unserer Nacht und Einsamkeitsänger wird man ja nicht zu den Erfindungen zehlen wollen?

X.

Ende des Eilften Theils.

# Briefe,

die

# Neueste Litteratur

betreffend.




XII^ter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

## Inhalt der Briefe des zwölften Theils.

Hundert und zwey und neunzigster Brief. Es wird Abälardi Virbii Beylage zum zehnten Theile der Briefe die neueste Litteratur betreffend, nebst Fulberti Kulmii Antwort an Abälardum Virbium, mitgetheilet. S. 191.

Hundert und drey und neunzigster Brief. Ueber Herrn Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunst der Alten. S. 221.

Hundert und vier und neunzigster Brief. Der Uebersetzer des sogenannten Antishaftesbury ist entweder selbst betrogen worden, oder hat seine Leser zum besten haben wollen, wenn er den zweyten Theil der Fabel von den Bienen für eine Vertheidigung der Religion ausgiebt. S. 239.

Hundert und fünf und neunzigster Brief. Daß er ein sehr elender Uebersetzer sey, wird der Kürze wegen, bloß durch eine Anzahl Stellen bewiesen, die im Deutschen gerade das Gegentheil von der Urkunde sagen. S. 245.

Hundert und sechs und neunzigster Brief. Uber die Geschichte des Psammitichus von Herrn von Justi. Ob es erlaubt sey, der wahren Geschichte erdichtete Umstände einzuschalten. S. 255.

Hundert und sieben und neunzigster Brief. Kurze Anzeige des Plans dieser Geschichte. Weitschweifige matte Erzählungen, schleppender langweiliger Styl. S. 261.

Hundert und acht und neunzigster Brief. Im Vorbeygehen hat H. v. J. die Chronologie der H. Schrift umgeworfen, und ein darin angeführtes Wunderwerk für einen Betrug erklärt. S. 279.

Hundert und neun und neunzigster Brief. Von schlechten Schriftstellern, die die Gottschedische Schule

Schule berühmt nennet. Einige Stellen aus des Herrn v. Schönaich Oden werden angeführt. S. 285.
Zweyhunderter Brief. Von den Ursachen, warum die deutsche Schaubühne immer bisher in der Kindheit geblieben. S. 299.
Zweyhundert und erster Brief. Beurtheilung der zufälligen Gedanken über die deutsche Schaubühne zu Wien. S. 307.
Zweyhundert und zweyter Brief. Von den Ursachen der Verderbniß der deutschen Schaubühne, welche der Vorredner des Trauerspiels Penelope anführet. S. 318.
Zweyhundert und dritter Brief. Daß dieser Verderbniß aus dem Grunde, und nicht bloß zum Schein müsse abgeholfen werden. Ob es möglich sey, daß das Trauerspiel die Allemannischen Brüder auf dem Wienerischen Theater könne Thränen erreget haben. S. 322.
Zweyhundert und vierter Brief. Von der Schrift: Harlekin oder Vertheidigung des Groteskekomischen. S. 327.
Zweyhundert und fünfter Brief. Harlekinaden müssen als moralische Carikaturen betrachtet, und nach derselben Regeln beurtheilt werden. S. 345.
Zweyhundert und sechster Brief. Ob Grösse ohne Stärke die wahre Ursach des Lächerlichen sey, wie Harlekin vorgiebt. S. 357.
Zweyhundert und siebenter Brief. Von dem zweyten Theil der Schriften des Hrn. v. Cronegk. S. 365.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

Zwölfter Theil.

N

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 22. October 1761.

### Hundert und zwey und neunzigster Brief.

Ein Ungenannter hat sich mit den fünf Briefen, die ich an Sie, über die neue Heloise geschrieben habe, einen kleinen Spaß gemacht. Er hat bey Gelegenheit derselben einen Bogen drucken lassen, der den Titel führet; *Abælardi Virbii* Beylage zum zehnten Theile der Briefe die neueste Litteratur betreffend. Gedruckt am vier und zwanzigsten des Herbstmonats 1761. Aus der Laune die darin herrschet, möchte ich fast auf den Verfasser der Socratischen Denkwürdigkeiten rathen, wenigstens kenne ich keinen andern deutschen Schriftsteller, der diese Laune mit einer so körnigten Schreibart, die zugleich figürlich und spruchreich ist, zu verbinden

pflegte: Das Salz ist darin mit vollen Händen gestreut, und die immer fortgehende Ironie, ist bisweilen so fein, daß ich bald muthmassen solte, der Verfasser habe einigen unserer heftigsten Widersacher eine Nase drehen, und sie glaubend machen wollen, als wenn dieser Bogen eine bittere Satire auf unsere Briefe wäre. Ich nahm mir sogleich vor, Ihnen diesen Bogen zuzusenden, und dem Ungenanten in ein paar Zeilen zu zeigen, daß ich sehr wohl Spaß verstände; muste aber zu meiner Verwunderung erfahren, daß ein Ungenannter bereits in meinem Namen eine Antwort hatte drucken lassen; dann wenig Tage nachher, da ich den erstern erhalten, erhielt ich einen andern gedruckten Bogen, mit der Aufschrift: **Fulberti Kulmii, Antwort an Abälardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe die neue Heloise betreffend. Gedruckt am zehnten des Weinmonats 1761.** Ich mache diesen zweyten Unbekannten mein Compliment, daß er die Laune des erstern so glücklich ergriffen hat. Nebst der Ironie hat er zugleich eben

die

die dunkle spruchreiche Schreibart affectirt, und daher Gelegenheit genommen, dem erstern eine Erinnerung zu geben, die ich nicht mißbilligen kan. Was mich anbetrift, kan ich nunmehro nichts weiter thun, als Ihnen diese beyde Bogen beylegen, und ihr Urtheil erwarten.

R.

# Abälardus Virbius

## an den Verfasser der fünf Briefe die neue Heloise betreffend.

### Mein Herr,

In Paris soll jedermann die neue Heloise bey ihrer Erscheinung für einen guten Roman gehalten haben; aber ganz gewis in Berlin nicht. Doch ich übertreibe vielleicht eine Schmeicheley, die man am Anfange seines Briefes schuldig ist, wenn ich Ihrem Urtheil einen so allgemeinen Einfluß zuschreiben wolte.

Sie haben sich unstreitig um viele Leser verdient gemacht, daß Sie eine Ausnahme von Ihrem Grundgesetz (keine Ausländer in Anspruch zu nehmen) gewagt. Rousseau! Diderot! Buffon! verdienen die Huldigung eines patriotischen Weltweisen, und man macht sich in Deutschland eine Ehre daraus dies Triumvirat von französischen Schriftstellern so gründlich übersehen zu können,

als

als wir uns vielleicht wünschen selbige erreichen zu mögen.

Was den Bürger zu Genf anlangt: so ist es allerdings ein Glück für ihn, daß er den Namen eines Philosophen, ungeachtet unserer strengen und erhabenen Begriffe von diesem Titel, mit wenig Kosten hat in der Fremde behaupten können, da er sich bisher blos durch die Laune seines Witzes und den Contrast übermüthiger Meynungen berühmt gemacht. Daß er in Franckreich dafür gelten mag, wundert mich nicht; wodurch sich aber unsere graduirte und eigenmächtige Philosophen haben blenden lassen, einen Schriftsteller, wie Rousseau, für ihren Ordensbruder zu erkennen, ist noch ein Knoten für mich. Meine Absicht war es daher, seinen Weltweisen im Reifrock nur mit fliegender Hand zu lesen.

Ohngeachtet es mir beym ersten Theil gereuen wolte, mich in ein so dickes Buch eingelassen zu haben; ohngeachtet ich die letzten Bogen desselben mit einem; ohe iam satis est! zu Ende geeilt, so war mir doch sein Gespräch sehr behülflich, die Eindrücke die mir vom ganzen Werk übrig blieben

hen waren, theils zu sammlen, theils zu entwickeln, und ich fand mich endlich geneigt im Ton des begeisterten Geschmacks alles für gut zu erklären, was einen Salomo zum Grillenfänger, einen Young zum pragmatischen Geschichtschreiber des Centaurengeschlechts, einen Rousseau zum Romandichter, und uns beyde, mein Herr, zu kritischen Briefstellern macht, ja zu kritischen Briefstellern ohne Beruf, als den uns unsere Gaben oder wohl gar eine Einbildung davon weiß machen.

Auch Empfindungen gehören zu den Gaben, derer wir uns nicht überheben müssen. Wenn das, was unsere Empfindungen nicht erregt, und Ihres Orts nicht herzrührend ist, allen Anspruch darauf verlieren, und abgeschmackt heissen solte: so fehlt es nicht viel, daß die grösten Maleficanten vom Autorstande, die in ihren zehn Theilen die Folter gelitten, um zum Erkenntnis und Gefühl ihrer Untüchtigkeit gebracht zu werden, gerechter sind als Sie. Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie also lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf

den

den Werth eines Buchs, falls das eiskalte Herz gewisser Leser durch das Aergernis ihres eigenen Beyspiels, nicht zur Verstockung noch mehr erbaut werden soll.

Ich bin nicht gelehrt genug, mein Herr, den wesentlichen Begrif von einem Roman absondern zu können; nicht schöpferisch genug einen dergleichen zu erfinden; nicht beredt genug ein Hirngespinst wahrscheinlich zu machen. Es lohnt meiner Mühe nicht die Individualität der besten Romanhelden näher zu untersuchen; ich will daher gerne todten Kunstrichtern überlassen, diese ihre Mondenkälber mit dem reichsten Leichengepräng auszustatten und in das Heiligthum der Verwesung zu begleiten. Gesetzt auch, daß sie die neue Heloise nicht mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit beurtheilt hätten, die Ihnen eigen bleibt; so ist es nicht meine Sache jemanden seinen Geschmack streitig zu machen. Erlauben Sie gleichwohl, daß ich Ihren zureichenden Gründen einige Anmerkungen, Zweifel, Fragen, Vermuthungen und Einfälle an die Seite setzen darf. Es gefällt mir, dies öffentlich einem Unbekannten von

Ihrer Einsicht zu unterwerfen, gleichwie es Ihnen zu statten kommt mit Freunden abzumachen, was zum gemeinen Besten beytragen kan.

Solte es nicht, wenigstens einen characterischen Unterscheid, zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben? Solte dieser Unterscheid nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen? Ist es Unwissenheit oder Kunst diesen Unterscheid gänzlich aus den Augen zu setzen und aufzuheben? Autoren und Lesern mag man alles zu gut halten; aber ist es nicht eine kleine Schande für Kunstrichter, diesen Misbrauch zu übersehen und ohngeahndet zu lassen? Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher nachgeahmt, daß seine Geschicklichkeit hierin ein unvergeblich Verbrechen in den Augen solcher Virtuosen seyn mag, denen ihr Gewissen über ihre Muster dunkle Vorwürfe macht. Warum endlich eine Sittenlehre, die am meisten nach der Schaubühne eingerichtet ist, bey den Pharisäern der Tugend den höchsten Beyfall findt, gehört nicht hieher; daß man sie aber pragmatisch nennt, kan man niemanden verwehren,

wehren, weil die Herrschaft des ersten Menschen über das Thierreich und des Philosophen über den Zusammenhang der Dinge sich durch Namen und Willkühr selbige zu müntzen, offenbaret.

Ich frage weiter: ob es mit der ästhetischen Wahrscheinlichkeit im Grunde besser aussehen mag, als mit der poetischen Gerechtigkeit, an die man auch einige Zeit abergläubisch gewesen? Da man die Wahrscheinlichkeit in Behandlung der Geschichte unsäglich gemisbraucht, daß unsere Nachkommen vielleicht mehr Ursache finden werden über das *ingenium gratum* als *os rotundum* des aufgeklärtesten Jahrhunderts nach Christi Geburt misvergnügt zu seyn, so nimmt ein demüthiger Beobachter der Natur und Gesellschaft den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der eine Legende nicht deswegen verworfen wissen will, weil sie unglaublich ist, sondern mit tiefsinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit sagt: Incredibile, sed verum. Es möchte also freylich zum Urbaren einer Geschichte eine Art von Unwahrscheinlichkeit und zur Schönheit eines Gedichtes eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören. Man solte

aber

oder nicht so wohl mit dem Buchstaben dieses Grundsatzes pralen, sondern vielmehr zeigen, daß man auch den Sinn desselben und die Kraft der Anwendung besässe, oder Funken von dem, was man in allgemeinen Ausdrücken bis in den Himmel erhebt.

Sie möchten gerne wissen, mein Herr, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, wodurch er den Namen eines Weltweise verdient? und ich möchte eben so gern aus den Wercken des Abälards überzeugt seyn, ob es eine Lobschrift oder Satyre ist, die man auf sein Grab gesetzt haben soll:

GALLORUM SOCRATES, PLATO
MAXIMUS HESPERIARUM,
NOSTER ARISTOTELES, LOGICIS
(QVICVNQVE FVERUNT)
AVT PAR AVT MELIOR, STVDIORVM
COGNITVS ORBI
PRINCEPS, INGENIO VARIVS, SVBTILES ET ACER
OMNIA

OMNIA VI SVPERANS RATIONIS
ET ARTE LOQVENDI
ABÆLARDVS ERAT. SED NVNC . . .

Bayle nennet die Eitelkeit das Element dieses Mannes, und er selbst hat sich nicht geschämt, sich als einen albernen Menschen zu schildern, der in seinen Vorlesungen von nichts als Buhlliedern geschwärmt, die in seiner Provinz zwar Mode geworden, in denen wir aber nicht den feinen Geist vermuthen dürfen, der die Tändeleyen eines Lessings, Gleims und G... erhebt und adelt.

Man solte also fast meynen, daß Ihrem eigenen Urtheil zum Trotz, der speculativische Character eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde. Es ist in der That schwer sich von einem jungen Gelehrten, der ein halber Savoyard zu seyn scheint, einen klugen Begrif machen zu können, wenn man unter lauter Sternen der ersten Grösse zu wandeln gewohnt ist, die auf hohen Schulen und Academien der Wissenschaften als grosse Lichter den Tag, als kleine Lichter aber die Nacht regieren.

gieren. Der so genante St. Preux scheint unterdessen am Fuß der Alpen eben so füglich ein Philosoph genannt werden zu können, als der kleine Knabe Descartes von seinem Vater; jedoch ich kenne Philosophen, die selbst den alten Descartes ungeachtet seiner Verdienste um den heutigen Weg zu philosophiren, aus blosser christlicher Liebe in ihrer Gesellschaft dulden.

Ein verliebter Philosoph kan unmöglich anders als ein albern Geschöpf in unsern Augen seyn, bis die Reihe an Sie und mich kommen wird lebendig zu wissen, was uns die Muse längst wahrgesagt, daß die Liebe wie der Tod Philosophen mit Idioten gleich mache und wie der jüngste Richter ohne Ansehen der Person sey. Solten also ein Paar schwarze Augen einmal wunderthätig genug seyn ihr eiskaltes Herz, mein Herr! in einen blühenden Frühling zu verwandeln, oder bin ich blos darum auf meine Freyheit so eyfersüchtig um die Schadenfreude einer blonden Heloise desto völliger zu machen: wer sagt uns beyden in diesem Fall für unsere Philosophie gut?

Viel-

Vielleicht dürfte sie uns keine andere Dienste leisten, als unsere Leidenschaft in ein methodischeres, geschrobneres und affectirteres Spiel zu setzen. Wer solte sich aber nicht entschliessen heftig und ausgelassen zu thun, wenn eine Gebietherinn diese Sprache für herzrührend hält? Und warum solte man sich schämen durch Ausrufungen und Hyperbolen ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln noch geniessen läßt? Gehört denn nicht zu moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten so gut eine fruchtbare und unerschöpfliche Einbildungskraft als zu Situationen? Ist es endlich anständig, daß Sie die Blumen wollüstiger Beredsamkeit ihrer Vergänglichkeit wegen mit so sprödem Eckel ansehen, und niedrigen Liebhabern in einem Thal der Alpen, zumuthen wollen, ihre Empfindungen in Friedrichsd'or oder Pfund Sterling umzusetzen.

Die Gabe zu erzählen ist sehr mannigfaltig. Ein Livius, Sallust und Tacitus können jeder an selbige Anspruch machen, und es gereicht ihnen nicht zum Tadel, daß sie sich in ihrer Schreibart

eben so unähnlich sind, als sie sich von den Curtiis Rufis, den Floris und den Monachis curiosissimi supercilii der neuesten Klostergelehrsamkeit entfernen. Zu einem drammatischen Mährchen ist die Gabe zu dealogiren unentbehrlicher. Es ist zwar an dem, daß ein gelehrter Kunstrichter leichter zu befriedigen ist als ein süsser Sophiste; unterdessen bleibt das Gespräch des Rousseau immer ein Meisterstück, nicht in jener Gabe zu dialogiren, die im Reich der Todten beym Puntsch bewundert wird, und mit der man im galanten Arkadien astronomische Beweise und metaphisische Sätze macht, sondern in der Männlichen, die eine philosophische Diät im Lesen und Schreiben voraus setzt, Attischen Honig in den Kammern des Bauchs und Lucians Fechteröl auf der nackten Haut des Leibes.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 29. October 1761.

### Beschluß des hundert und zwey und neunzigsten Briefes.

Wer ist aber der ästhetische Moses, der Bürgern eines freyen Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf? (die da sagen: Du sollt das nicht angreifen, du sollt das nicht kosten, du sollt das nicht anrühren. In der Natur ist manches unrein und gemein für einen Nachahmer — auch alles was möglich ist, laßt euch nicht gelüsten!) Wenn man es uns eben so schwer machen will Originale zu seyn als Copien zu werden; was hat man anders im Sinn als uns in „Maulesel„ zu verwandeln?

Wie war Ihnen zu Muth, mein Herr! da Sie den ehrwürdigen Greis auf ein Collegium æstheticum nach Deutschland einluden, oder ihn bey einem Almanachschreiber in die Schule schickten?

Des Herrn Richardson Kupferstich mag in einem Kränzchen von gelehrten Damen obenan hängen; nil admirari bleibt immer die Grundlage eines philosophischen Urtheils. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödlichsten Fehler eines Buchs sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist. Daß witzige Köpfe, die mehr Stutzer, als ehrliche Bekenner der schönen Wissenschaften sind, ein sympathetisch Gefallen an Engelgestalten haben, die kein Autor noch Leser gesehen, und den fleischlichen Sinn aufblasen, daß schöne Geister von der Geistlichkeit des Mondlichts begeistert werden, entschuldige ich gern; aber Philosophen gebürt es zu prüfen. Hat nicht Young schon in seinem Schwanengesang auf die septem sine flumine valles gewiesen; doch alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu ersetzen, und nichts als die Höllenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.

Wenn

Wenn unsere Vernunft Fleisch und Blut hat, haben muß, und eine Wäscherinn oder Sirene wird; wie wollen sie es den Leidenschaften verbieten? Wie wollen Sie den erstgebohrnen Affect der menschlichen Seele dem Joch der Beschneidung unterwerfen? Kanst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel? oder ihn mit deinen Regeln binden? Sehen Sie nicht, daß Sie hiedurch alle Leuchtthürme niederreissen, die Ihnen selbst und andern zur Richtschnur dienen müssen. Doch Rousseau hat wieder die geschriebene Musick der Affectensprache zu viel Antiphathie geäussert, daß es eben so unbillig seyn würde sein ästhetisch Gewissen zu zwingen, als einen Israeliten lüstern zu machen — zu pommerschen Schinken.

In dem Schreiben eines guten Freundes ausser Deutschland ersehe, daß ein anderer Rousseau an Briefen sammelt um den Abälard zu verjüngen. Aber weil die Geschichte nicht von der Stelle gehet; so möchte der Sammler wohl graue Haare bekommen, ehe er Herausgeber werden dürfte. Solten Sie, mein Herr, die Erscheinung dieses

Romans erleben: so wird sich der neue Abälard schmeicheln können, einen alten Oheim wie den Domherrn Fulbert an ihnen wieder zu finden. Erkennen Sie es also, daß man Ihnen nicht nur Zeit sondern auch Gelegenheit geben wird zu einer Genugthuung nach Ihres Herzens Wunsch.

Erlauben sie noch, daß ich hier das Fragment eines griechischen Romans, der im Ernst philosophisch genannt werden kan und auch in Briefen besteht, einem müßigen Landsmann empfehlen darf, aus der Dunkelheit hervor zu ziehen. Ich habe mit viel Antheil in den Werken des Hippokrates den untergeschobenen Briefwechsel über die lachende Sucht des Demokrits gelesen und erinnere mich Stellen darin gefunden zu haben, die durch eine freye Uebersetzung, (dergleichen vom Aristenät der Zuschauer, wo ich nicht irre, zur Probe gegeben) dem frantzösischen Witz Ehre machen würden. Ein fähiger Nachahmer könte Gelegenheit nehmen das System dieses alten Philosophen in einen Brief einzukleiden und anzuhängen, welches durch einige neuern Hypothesen der heuti-

heutigen Philosophie in vielen Lücken, gelobter Wahrscheinlichkeit gemäß, ausgefüllt werden könte.

*— — Ergo fungar vice cotis, acutum*
*Reddere quę ferrum valet, exsors ipsa secandi.*

# Fulberti Kulmii
## Antwort
## an
# Abälardum Virbium
## im Namen des Verfassers der fünf Briefe die neue Heloise betreffend.

Wundern Sie Sich, daß der Schöpfer der neuen Heloise auch in Deutschland den Biedernamen eines Philosophen hat behaupten können? wir schätzen die Worte nicht nach innern Schrot und Korne, sondern nach dem relativen Werth, den ihnen der Stempel eines jeden Landes einpräget. Genug, wenn wir uns verstehen. Wir können das Wort *Marquis* nicht anders deutsch geben, als *Marggraf*, aber wir wissen schon, was ein französischer Marggraf zu bedeuten hat. — Unsere Schulweisheit heißt auch in Frankreich *Metaphysik*, und wenn ein Engländer die Großmuth der

der Prinzeßin Adelaide nach Verdienst preisen will, so muß er sagen, sie haben einer verarmten Bäuerin tausend Pfund geschenckt, ob es gleich nur livres de france waren.

Jedoch, wenn auch kein Magister in Deuschland den Bürger aus Genf für seinen Ordensbruder erkennen würde; so kömmt ihm, meines Erachtens, gleichwohl der Name Philosoph, nach seiner ersten Grundbedeutung, vorzüglich zu. Wie? Er solte die Weisheit nicht lieben? Muß er nicht vielmehr bis zur Ausschweifung in sie verliebt seyn? Wir haben ihn auf der grossen Weltbühne Molierens Meisterstück mit ihr machen sehen, er den Misantropen, sie die Coquette. Er that ihr einen sauren Liebesantrag, sie schien gleichgültig. Er ward bitter, und tadelte ihre Sitten, sie lachte. Zuletzt schmälete er auf seine Buhlschaft, auf ihre Lieblinge, auf die ganze Welt, und im Herzen loderte noch die Liebe.

Aber den Namen seines neuen Geschöpfs St. Preux, möchte ich aus dem Buche der Weltweisen wegstreichen. Sein Urbild, der entmannte Abälard konte immer in philosophischen Vorlesungen

von nichts als Buhlliedern schwärmen, und gleichwohl als ein wahres Lob, zur Grabschrift erhalten.

*Gallorum* Socrates.

Aber ein Schweitzer, der sich in verliebten Antithesen zum Weltweisen seufzen will; hat weder die Landessitten noch den Sprachgebrauch für sich. Zu Zürch ist Anacreon ein Priester der Venus, ein Verführer der Jugend, und unweit Genf soll man ihn, wie in Griechenland den Weisen nennen?

Doch über diesen Punct sind wir einig. Das Costume mag mit der Wahrscheinlichkeit ein gleiches Schicksal haben. Gehört die Unwahrscheinlichkeit, wie Sie vermuthen, zum Urbaren der Geschichte, warum nicht auch die Freyheit, am Fusse der Alpen französisch zu philosophiren? Ich wende mich also zu Ihren entscheidenden Fragen, die ich suchen will, mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit, zu beantworten, die, wie Sie gütigst bemerken, mir eigen seyn soll. Sie heben an;

„Solte

„Solte es nicht wenigstens einen Characte„ristischen Unterschied, zwischen dem Roman„haften und Drammatischen geben?„ —
Warum nicht?

„Solte dieser Unterschied nicht in der Fabel „selbst und den Hauptpersonen abstechen?„ —
Er solte.

„Ist es von Seiten des Kunstrichters Unwis„senheit oder Kunst, diesen Unterschied gänzlich „aus den Augen zu setzen und aufzuheben?„
Unwissenheit, mein Herr! Unwissenheit! Der Verfasser der Socratischen Denkwürdigkeiten verstehet mich schon, wenn ich dem Sophisten antworte; Nichts weis ich.

„Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des „Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher „nachgeahmt u. s. w.

Die wahre Natur des Romanhaften ist ein Galimathias! besser, die romanhafte Natur des Wahren. Wenn Rousseau Geistschöpfer (Esprit createur) genug ist, diese romanenhafte Natur aus dem Nichts hervorzurufen, und Sie


Sich

Sich getrauen das erschaffene Chaos auf Ihre Atlasschultern zu nehmen; so will ich anbethen und schweigen. Hierinn bestand meine Unwissenheit. Ich forderte Bündigkeit, Ordnung und Zusammenhang, und siehe! ich war in einer Zauberwelt, wo ich nichts begreifen, wenig glaubwürdig finden, und alles desto kräftiger glauben solte. Mein Geist war zu der hohen Entzückung nicht vorbereitet genug, in welcher wir sehen, was noch kein Auge entdeckt hat, mit den Händen greifen, wo nichts ist, hören, schmecken, glauben, und uns schämen zu fragen; warum?

Nach dem offenherzigen Bekentniß, daß ich Ihnen von meiner Unwissenheit abgelegt, fordere ich nicht ohne Billigkeit ein redliches Gegengeständniß. Gestehen Sie mir, daß die Schuld der mislungenen Critik nicht ganz mein ist. Wenn der ästhetische Zauberer mir seine Wunder zeigen will; so muß sein erstes Wunder seyn, meinen Glauben zu fangen, und ihm die Augen auszustechen, um nach Belieben seinen Spott mit ihm treiben zu können. Als Kunstrichter habe ich ein Recht den starken Geist zu spielen, und in seine geheim-

geheimnißvolle Künste ein Mißtrauen zu setzen. Er muß entweder meine Empfindungen bezaubern, oder ich bin unglaubig. Er mag immer schäumen und ruffen: Ich sehe Erscheinungen von der Erde aufsteigen! Ich muß sie selbst sehen, oder ich glaube, es geht in seinem Gehirne um.

Sehen Sie, mein Freund! was der Kunstrichter vor dem Autor voraus hat? Auch jener will Empfindungen erregen, aber gemeine, keine Wunder, keine Zauberwerke. Wer unglaubliche Dinge vorbringt, sagt der irrgläubige Prophet Mahomet, muß Wunder thun, um sie zu bestätigen; wer aber mit eurem Verstande redet, braucht der Wunderzeichen nicht, um euren Glauben zu fesseln. Und was meinen Sie? — daß die Maleficanten vom Autorstande, die Folter verdienen, die sie in unsern zehn Theilen gelitten; — daß ihr eiskaltes Herz längst zur Selbsterkentnis hätte entflammt werden sollen; — sind dieses etwa so unglaubliche Dinge?

Nichts gehet über die Bündigkeit mit welcher Sie die Liebessprache des St. Preux rechtfertigen.

gen. Allerdings! Wenn er mit seinem blauäugigten Mädchen über das Jachin und Boas der Zärtlichkeit eins geworden, so kan ihm kein ästhetischer Moses verbieten, in Hyperbolen zu schmachten, oder in spitzfindigen Ausrufungen zu ihren Füssen zu sterben. Seine Scheidemünze ist alsdenn so gänge und gäbe, als Friedrichsd'or oder Pfund Sterlinge.

Aber Sie Unglücksprophete! Was für ein Machtwort haben Sie Sich entfahren lassen! Noch zittern meine Gebeine. Noch tönt die Stimme der Muse in meinen Ohren, die Sie in einem prophetischen Liede mir drohen lassen. Ja! ja! ich fühle es, meine Stunde wird kommen. Der Liebesgott, der in den Pallästen der Grossen herumschwärmet, wird im Vorbeygehen, mit seinem Bogen auch an meiner Hütte anpochen, und wehe! dem Kunstrichter, wenn seine Gebieterin keine andere Sprache verstehen will, als der er sich aus critischem Gewissen zu schämen hat. Wie, wenn die Eigensinnige deutsch verstehet, und in Stunden der Einsamkeit erhoben, oder in Nachtgesängen zur Gegenliebe erweicht seyn will?

Muß

Muß ich die Dichter von der traurigen Gestalt um Gnade, und die Gottheit ihrer mitternächtlichen Muse um Begeisterung anflehen? Muß ich, wenn die Tyrannin Modegeschmack hat, ihren Namen in traurige Cypressen einschneiden, und meine Liebe in schwermüthigen Hexametern hinweinen? — O nein! so tief hat die Göttin Ate noch den Nacken keines Sünders gebeugt. Und wenn uns auch die Philosophie nicht wider die Grillen der Leidenschaften, nicht wider die Laune des Götterknaben schützet, so schützt uns doch eine höhere Macht, die Pflegemutter aller Leidenschaften, die Eigenliebe. Lassen Sie also Ihre Muse bald die Palinodie anstimmen, wenn sie unsern Weyhrauch gerne auf ihrem Altare brennen siehet.

Ihre Fragen sind nunmehro beantwortet; und nun ist die Reihe an mir, auch welche zu thun. Amant alterna camœnæ. Die Musen sind Ihnen gnädig, und bewahren Ihr Genie für Miswachs, warum opfern Sie, parcus dearum cultor, so selten auf ihren Altären, und bringen nur einzelne vergängliche Blätter dar, die jedes

Lüft-

Lüftgen verweht. Warum stossen Sie ihr Gebet in kurzen geheimnißvollen Seufzern aus, und gewöhnen Ihre Brust nicht lieber zu einem längern Othem, der die heilige Gegenwart der Gottheit andächtiger verehrt? Und endlich, warum wählen Sie eine Schreibart, deren Schönheiten nur microscopische Augen ergötzen. Hat die Natur keine Gegenstände, die der Nachahmung würdiger sind, als der Schimmel? — Es ist wahr, Socrates der Bildhauer, bekleidete die Grazien, um ihre nackte Reitze nicht jedem unkeuschen Auge bloszustellen; wenn ich aber von den Werken des Weltweisen auf das Werk des Künstlers schliessen kan; so wird er die holden Schönheiten bekleidet, aber nicht versteckt haben. Das Gewand muß den Wuchs, die Gelenkigkeit und den freyen Schwung der Glieder ohne Neid durchschimmern lassen, damit die Augen des Geistes geniessen, was den fleischlichen Augen entzogen wird.

Die Kenner loben an Ihren Ausarbeitungen, Erfindung, Zeichnung und Ausdruck; aber sie vermissen die weise Vertheilung des Lichts und Schattens. Die Gegenstände sind wie in einer düstern

düstern Wolke verhüllt, und nur hier und da durchstreifet ein Wetterstrahl, der die Augen blendet. Sie bekümmern sich so wenig, als Sie, mein Herr! um die Schönheiten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist; aber noch weniger um die Schönheiten, die man ohne Noth dem Augenschein entzogen hat. Die Sinnen vergehen für Spleen und Langeweile, wo der Witz beständig Räthsel aufzulösen hat.

Da Sie wie aus den Wolken zu mir herab geredet; so muste ich mir aus meinem Staube eine ähnliche Wolke aufblasen, um ihnen zu antworten. Wollen sie sich aber von einem Unbekannten rathen lassen; so treten Sie aus ihrer Maschine hervor, und zeigen sich den Zuschauern in menschlicher Bildung. Gedrungene Kürze ist eine ästhetische Tugend, aber die Faßlichkeit muß nicht darunter leiden. Die feinsten Anspielungen sind nur Schnörkel des Styls, sie müssen wohl angebracht, und nicht gehäuft werden, wo sie nicht mehr verunstalten als zieren sollen.

Sie sehen, ich rede schon wieder in dem Tone eines Gesetzgebers: „Du sollt das nicht angrei„fen,

„sen, du solt das nicht kosten.„ Sie wissen aber auch, daß dieser Ton den Verfassern der Briefe schon zur zwoten Natur geworden, der übermüthige Charakter, in welchem Sie sich festgesetzt, macht, daß der Vernünftige Sie von den gemeinen Pflichten bürgerlicher Höflichkeit losspricht, und der gezüchtigte Autor findet einigen Trost in Ihrer natürlichen Strenge. Er schmeichelt sich so elend nicht zu seyn, als ihn der spröde Geschmak dieser Tadelsüchtigen findet.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 5. November 1761.

### Hundert und drey und neunzigster Brief.

Herr Winkelmann fährt noch immer mit rühmlichem Eifer fort, die Ueberbleibsel der griechischen und römischen Kunstwörter überall aufzusuchen, und ihren Werth den Neuern anzupreisen. Unlängst hat er seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten heraus gegeben. * Diese Anmerkungen, welche der Verfasser meistentheils aus eigener Erfahrung gesammlet hat, betreffen sowol den mechanischen Theil der alten Baukunst, als den Geschmack in der Einrichtung der Gebäude. Wenn man die genaue Bistimmung der Verhältnisse ausnimmt, die man beym Vitruvius und den Neuern findet, welche die Ueberbleibsel

* Leipzig, bey Dyk, 1762 in 4. von 68 Seiten.

bleibsel der alten Baukunst nach ihren kleinesten Theilen ausgemessen haben; so hat man in diesen Anmerkungen fast vollständige und zuverläßige Nachrichten von allen Theilen der alten Baukunst. Hr. W. liefert seine Anmerkungen meistentheils historisch, und in einer sehr natürlichen und von Verzierungen entblößten Schreibart, die der Einfalt des Inhalts gemäß ist.

Er fängt bey dem mechanischen, welches er das Wesentliche der Baukunst nennt, an, und giebt eine ziemlich ausführliche Nachricht von den Materialien, der Art zu mauren, der Form und Eintheilung der alten Gebäude. In den ältesten Zeiten mauerte man mit ungebrannten Ziegeln, hernach mit gebranten, die aber nicht über einen Zoll dick, hingegen drey bis vier Palmen lang und breit waren. Die Erde zu gebrannten Ziegeln wurde in Italien mit gestossenem Tuffstein vermischt. Die ersten gehauenen Steine zu öffentlichen Gebäuden bey den Griechen und Römern waren Tuffsteine. Bey Gelegenheit dieser Steine, welche von verhärteten Feuchtigkeiten wieder nachwachsen, führt Hr. W. zwey sehr

merk-

merkwürdige Beobachtungen an, aus denen erhellet, daß auch der Marmor, und sogar der Porphyr, an seinem Geburthsorte wieder nachwachse. Mitten in einem grossen Block des so genannten Afrikanischen Marmors hat man beym Versägen desselben eine eiserne Brechstange, und vor 30 Jahren in dem Porphyr eine goldene Münze des Augustus gefunden. Der Marmor ist den Römern späte bekannt worden. Es scheinet aber dem Hrn. W. nicht glaublich, daß, wie Plinius sagt, die Kunst, denselben zu sägen, vor des Augustus Zeiten ihnen unbekannt gewesen. Ungesägeten Marmor findet man an zwey Orten aus den Zeiten der Republik, an dem Grabmahl des Cecil. Metellus, und an der Pyramide des Cestius. Der alte Italiänische Mörtel war, wie der heutige Römische noch ist, eine Kalkerde, die Puzzolana genennt wird. Dieser Mörtel wird mit der Zeit härter als die Steine, die er zusammenbindet. Sie wird in und um Rom tief aus der Erde gegraben. Ganz Rom ist untergraben, diese Erde herauszuholen, diese Gänge ge-

hen viele Meilen weit und solche Gänge sind die Catacomben.

In Rom wurden die Fundamente entweder aus grossen oder kleinen Stücken Tufstein gelegt. Zwischen diese wurde Kalk mit Puzzolana vermischt mit Mulden hineingegossen. Eine solche Grundlage, die noch jetzo in Rom gewöhnlich ist, setzet sich in ein paar Tagen, und wird so hart, daß man gleich darauf bauen kan. Diese Erde gab den Alten den Vortheil, daß sie zu den Mauren über der Erde allezeit mehr Mörtel als Steine nehmen konten. Noch grössere Vortheile gab sie zu den Gewölbern. Man machte erst ein Gerüste oder Schälung von Brettern, nach der Form des Gewölbes, darauf schüttete man Mörtel und kleine Steine, oder zerbrochene Ziegel durch einander, und zuletzt bedeckte man diese Vermischung mit Mörtel, um das Gewölbe oben glatt zu machen. Ein grosses Gewölbe konte auf diese Art in einem Tage fertig gemacht werden. Man muß sich wundern, daß diese Art zu wölben nicht mehr im

Ge-

Gebrauch ist. Sie gab den Alten noch den Vortheil ihre Gewölber sehr leicht zu machen; denn sie nahmen entweder Schlacken von Vesuvius dazu, (wiewol Vitruvius dieses übergehet) oder sie untermengten das Gewölbe mit holen Urnen oder Töpfen von gebrannter Erde.

Die Mauren selbst wurden entweder aus grossen Quadersteinen, ohne Mörtel gemacht, oder mit kleinen keilförmig gehauenen Stücken Tufo, oder mit solchen Kieselsteinen belegt und gefüttert. Dieses letztere ist das opus reticulatum der Alten. Im erstern Falle waren die Steine so scharf winkelrecht und so gerade gehauen, daß man die Fugen kaum sehen kan. An einem Tempel zu Cycicum waren diese Fugen mit goldenen Leistchen belegt. Bey den Marmorquadern, welche mit eingelegten Klammern auf einander befestiget worden, brauchten sie die Vorsicht, die Klammern von Holz oder Metal zu machen, nicht aber von Eisen, weil dieses durch seinen Rost den Marmor färbet, wie man an einigen marmornen Postamenten

menten in dem Garten zu Sanssouci mit Verdruß sieht.

Zu grossen Bogen wurden die Steine keilförmig gehauen. Bey dieser Anmerkung verweist der W. dem berühmten Perault, daß er den Alten gegen alle Wahrheit, die Kunst, welche die Franzosen la coupe des pierres nennen, abgesprochen habe. Er merkt an, daß man so gar an einem Ueberrest eines der ältesten Gebäude auf dem Campidoglio einen Unterbalken (Architrave) sieht, der nach dieser Kunst aus kleinen Steinen zusammengesetzt ist. Und doch prahlen so viele Französische Baumeister mit der Erfindung dieser Kunst, die sie ihrer Nation zuschreiben!

Die Ziegelmauren an grossen Gebäuden der Römer sind nicht durchaus von Stein, sondern nur von aussen, das Inwendige der Mauer ist mit Mörtel und kleinen Steinen angefüllt. Von dieser Art sind nach Hrn. W. Meinung die Mauren von Babylon gewesen.

Eine sehr nützliche Anmerkung bringt er von Gebäuden bey, die gegen ein hohes Erdreich gesetzt wurden. Bey diesen machte man gegen den Berg doppelte Mauren, so daß zwischen beyden eine starke Spanne Raum blieb, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Eben dieses wird auch jetzo noch beobachtet, wie in der Gemählde-Gallerie in Sans-souci geschehen ist. Perault hat die Stelle, wo Vitruvius * hiervon handelt nicht verstanden. Eben solche Mauren machten sie auch ofte gegen den Wind, der in Rom africus genennt ward.

Von dem Uebertünchen der Mauren merkt Herr W. an, daß es ehedem mit mehr Sorgfalt als in neuern Zeiten, geschehen sey. Der Putz wurde bis siebenmal aufgetragen, und zuletzt mit gestoßnen und fein gesiebten Marmor überzogen, und dennoch ist ein solcher Putz nicht über einen Finger dick. Die Mauer ward davon so glatt wie ein Spiegel, und der Putz mit der Zeit so hart

 als

* L. VII. c. 4.

als Eisen. An einem Orte ausserhalb Rom fand man zu Ende des vorigen Jahrhunderts Wände in Zimmern, die mit dünnen Kupferplatten überzogen waren.

Was der W. hiernächst von der Form der alten Tempel sagt, übergehe ich, weil es meist ganz bekannt ist. Von den Säulen merkt er unter andern an, daß sie gleich von Fuß an verjüngt gewesen, und daß die gebauete Säule sich an keinem grossen Gebäude der Alten, (einige kleinere etwa von spätern Zeiten ausgenommen) finde. Reiffen haben schon die ältesten Säulen gehabt. Ganz grosse Säulen wurden von den Griechen aus Stücken gemauret.

Von der Toscanischen Säule merkt er an, daß ausser einer einzigen an der Schleuse des Lago fucino keine übrig sey. Die Dorische aber findet man fast von ihrem ersten Ursprung, an drey alten Gebäuden zu Pesto, an einen Tempel zu Girgenti, und an einem andern zu Corinth. Ihre Höhe ist unter fünf und an denen zu Corinth

nur

nur vier Diameter. Aus einer Stelle des Pindars vermuthet Hr. W. daß noch zur Zeit dieses Dichters das Dorische Gebälke von Holz gemacht worden. Wichtiger ist die Anmerkung, daß die Tiefen zwischen den Balken (Metopen) in den alten Zeiten offen gewesen, so, daß man allenfalls dadurch hätte in das Innere der Tempel hereinsteigen können. Dieses giebt ihm Gelegenheit eine übel verstandene Stelle aus dem Euripides sehr natürlich zu erklähren. Da sich Orestes, und Pylades berathschlagen, wie sie in dem Tempel der Diana in Tauris kommen wollen, sagt dieser:

Ορα δε γ' εἴσω τρηλύφων, ὅποι κενὸν
Δέμας καθεῖναι.

und schlägt also deutlich vor, daß sie zwischen den Triglyphen, nemlich durch die Metopen durchkriechen, und sich dann inwendig herunter lassen wollen.

Mich wundert, daß dem Verfasser hiebey nicht noch eine andere sehr natürliche Muthmassung beygefallen ist, welche den Ursprung der Verzie-

rungen in den Metopen erklärt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, haben die Priester in diese Oeffnung zwischen den Balkenköpfen oder Triglyphen die Gerippe von den Köpfen der Opferthiere hingestellt; wie man noch jetzo neben den heutigen Tempeln die ausgegrabene Gebeine der Kirchhöfe verwahrt. Weil das Auge an diese Art der Verzierung gewöhnt worden, so war dieses ohne Zweifel die Ursache, daß nachher, als man die Metopen zugemauert, diese Zierathen in Stein an denselben Stellen sind eingehauen worden.

Im übrigen macht Hr. W vier verschiedene Perioden oder Zeiten der dorischen Ordnung. In der ersten Zeit war der Schaft nicht über vier Durchmesser hoch. In der dritten Zeit hatte derselbe sechs Durchmesser, wie an dem Tempel des Augustus in Athen. In der vierten Zeit, woran ein Portal eines Tempels zu Cori übrig geblieben, hatten die Säulen sieben Durchmesser in der Höhe ohne der Base und dem Capitäl, welches beynahe toscanisch ist. Der Tempel ist vermuthlich zu der Zeit des Tyberius gebauet worden.

Bey

Bey Gelegenheit der Jonischen Ordnung bringt Hr. W. verschiedene gute Anmerkungen an. Er verbessert den Text in einer Stelle des Plinius * welche von den Jonischen Säulen des Tempels der Diana zu Ephesus handelt. Ex iis (columnis) heißt es nach den gewöhnlichen Lesearten, XXXVI cælatæ uno (andere una) a Scopa. Er liest uno e Scapo. Der Schaft war aus einem Stück, und zeigt, daß der Bildhauer Scopas, den man hier gesucht hat, diese Säulen nicht kan gearbeitet haben. Eine andere sehr angenehme Anmerkung macht er über ein altes Jonisches Capitäl, das in der Kirche zu St. Lorenz ausser Rom zu sehen ist. In dem Auge der einen Volute sieht man einen Frosch ausgehauen, und in dem Auge der andern eine Eydexe. Er hält mit grosser Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Bilder die Namen der Baumeister Savrus und Batrachus aus Sparta bedeuten, durch welche Metellus die Tempel des Jupiters und der Juno bauen lassen, daß folglich diese Säule daher genom-

* L. XXXVI. c. 21.

nommen sey. Diese Muthmassung bekömmt daher ihre völlige Zuverlässigkeit, daß Plinius von diesen beyden Baumeistern sagt: sie haben in columnarum spiris ihre Namen durch solche Bilder angedeutet. Da der Verfasser bloß historisch schreibt, so müssen Sie sich nicht wundern, daß er hier nichts von dem Unterschied der alten und neuern Voluten gedenkt. Vielleicht hat er sich geschämt dem heutigen Jonischen Capitäl den Vorzug vor dem Alten zu geben. Die Stelle auf der 31. S. wo er die Veränderung der Volute, die man dem Mich. Angelo zuschreibt, die Hr. W. aber auch an alten Säulen gesehen, ist mir etwas unverständlich und zielt vielleicht auf diesen Unterschied.

Bey den Corinthischen Säulen merkt er an, daß man schon an den Säulen des Tempels der Veste die übertriebene Höhe bemerkt, die hernach durch die Gothische Baumeister so sehr übertrieben worden. Diese Säulen haben mit dem Capitäl eilf Durchmesser in die Höhe. Daß der Verf. bey Gelegenheit des Histörchens von der Erfin-

dung

dung des Corinthischen Capitäls, uns gar nichts von der Erfindung dieser Ordnung sagt, ist Schade. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß die Griechen dieselbe von den Phöniciern geborgt und ihre eigene Veränderungen daran gemacht haben. Man weiß auch aus andern Beyspielen, wie gern sich die eitele Griechen alle Erfindungen zugeschrieben haben.

Bey der zusammengesetzten, oder Römischen Ordnung hält sich Hr. W. gar nicht auf, sondern merkt bloß an, daß der Bogen des Titus das älteste übrig gebliebene Werk von dieser Ordnung sey, überhaupt merkt er noch an, daß nur vier alte Gebäude übrig sind, eins in Italien, und zwey in Palmyra und ein Tempel zu Palestrina, wo jede Säule auf einem besondern Postament steht. Ferner, daß bey den alten auch ovale Säulen im Gebrauch gewesen.

Ueber die Form der Gebäude werden gegen den March. Galiani Beyspiele angeführet, daß sie

bis-

bisweilen zwey Stocke gehabt haben. Das obere aber war nur schlecht und niedrig. In bürgerlichen Häusern war oft der gantze Crantz (Corniche) von gebrannter Erde, und er machte zugleich die Rönnen zum Ablauf des Wassers aus. Es ist nicht an dem, daß Cäsar der erste römische Bürger gewesen, dessen Haus einen Giebel gehabt. Daß die Thüren meistentheils gegen die Strasse aufgingen ist eine bekante Sache, ingleichen, daß die Tempel ohne Fenster gewesen. In den Häusern selbst liebten die Alten die hellen Zimmer nicht so sehr wie die neuen. In den Zimmern waren die Fenster in der Höhe, so daß man nicht auf die Strassen sehen konte. Diese Art giebt nicht nur ein angenehmeres Licht, sondern schützt auch mehr, als unsere Art gegen Sonne und Wetter. Vor die Oefnung der Fenster ward nur eine Decke gezogen und auswärts war ein metallenes Gitter, welches auf- und zugemacht werden konte. Doch gab es auch Säle mit grossen Fenstern, bis auf den Fußboden herunter. Hr. W. schließt aus Stückgen Glas, die im Herculano gefunden worden,

den, daß die Römer schon unter den ersten Käyser Glasfenster gehabt. Ich übergehe andere artige Anmerkungen über die Treppen, die Grösse der Wohnzimmer und die Art dieselben warm zu machen, um noch einige Anmerkungen aus dem zweyten Capitel anzuführen, welches von der Zierlichkeit in der alten Baukunst handelt.

Die wesentliche Theile eines Gebäudes sind die, welche zur Festigkeit und dem Gebrauch desselben nothwendig sind. Wenn aber ein Gebäude auch zugleich gut soll in die Augen fallen, wenn nichts Uebelstehendes, nichts Beleidigendes, nichts Unordentliches, nichts Nachläßiges daran soll wahrgenommen werden, so muß der Baumeister Ordnung, Symmetrie, gute Verhältnisse, Nettigkeit, eine genaue Absonderung einzeler und genaue Verbindung aller Theile darin anbringen. Diese Dinge kan man halb wesentliche Theile nennen, weil sie zwar weder die Bequemlichkeit noch die Festigkeit der Gebäude vermehren, hingegen nicht fehlen können, ohne den natürlichen Geschmack zu beleidigen.

gen. Endlich können an einem Gebäude Dinge angebracht werden, die dasselbe angenehm machen und zieren, ohne daß ihr Mangel irgend einigen Uebelstand verursachet. Sie sind der Putz und die Juwelen des Gebäudes. Mich dünket Hr W. unterscheidet die halb wesentlichen Theile von den Zierathen nicht genug. Das meiste, was er im zweyten Capitel anführt, betrift die letztere. Er hat sehr wohl angemerkt, daß die Zierlichkeit von den Alten in der schönen Zeit der Künste wenig gesucht werden. Diese Anmerkung ist von allen schönen Künsten wahr. Ich glaube bemerkt zu haben, daß das Zierliche in den Künsten bey dem Untergange der Freyheit seinen Anfang genommen habe. Ich werde Ihnen ein andermal meine Gedanken über die psychologischen Ursachen dieser moralischen Erscheinung mittheilen.

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

### IV. Den 12. November 1761.

### Beschluß des hundert und drey und neunzigsten Briefes.

Die überhäuften Zierrathen sagt W. haben vermuthlich unter dem Nero angefangen. Denn an dem Bogen des Titus herrschten sie schon ganz, und unter seinen Nachfolgern nahmen sie noch mehr überhand. Fast alle Glieder der Säulen, der Gesimse und Einfassungen, welche die Alten glatt gelassen, wurden mit Laubwerk und anderer Schnitzarbeit verziert. Es wurden sogar an den Säulen menschliche Figuren angebracht, und an den Schlußsteinen der Bogen, wurden kleine Statüen ausgeschnitzt. Man unterbrach sogar die Cornischen, der Zierathen halber, und baute Säulen, die kein Gebälke, sondern Bogen trugen. Alle diese Fehler sind sogar von grossen Baumeistern, Michael Angelo, Bernini u. a. in die neuere

Baukunst herüber gebracht worden. Der V. merkt an, daß die Bauart der Diocletianischen Bäder zu vielen Fehlern der Neuern Anlaß gegeben hat. Hr. W. beschreibt verschiedene seltsame Verzierungen, die er an alten Capitälen gesehen, die nicht vernünftiger sind, als die Perucken, welche Hogarth zu diesem Ende vorgeschlagen hat. Bey Gelegenheit der Caryatiden trägt er die artige Muthmassung vor, daß an der attischen Ordnung in dem Pantheo Caryatiden gestanden. Von dem Ursprung der Verzierung des Frieses in den Schädeln giebt der V. gute Nachrichten. Bey den inwendigen Verzierungen ist er ganz kurz, und weil ich unter seinen Anmerkungen eben nicht viel neues finde, so will ich auch diesen ohnedem schon allzulangen Brief nicht noch weitläufiger machen. Ich rathe Ihnen ohnedem bey erster Musse diese schöne Abhandlung des Hrn. W. selbst zu lesen.

* * *

Hundert

# Hundert und vier und neunzigster Brief.

Ich überdenke die elenden Schriftsteller und Uebersetzer, die wir Ihnen schon seit einigen Jahren bekannt gemacht haben. Eine Menge ziemlich schaler Köpfe! Und gleichwohl sind sie alle grosse Genies gegen den Schmierer, über welchen ich mich seit gestern ärgere. Der Titel seines Buchs ist: Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen, Frankfurt am Mayn, bey Garbe 1761. Daß der deutsche Urheber dieser Schrift ein elender unwissender Uebersetzer sey, soll mein künftiger Brief beweisen; gegenwärtiger soll ihn von einer andern Seite betrachten. Ich bin noch ungewiß, ob er selbst ist betrogen worden, oder seinen Leser zum Besten haben will? Eins von beyden ist unstreitig. Der Titel verkündiget einen heiligen Eiferer, dem die Würde, mit welcher Lord Shaftesbury die menschliche Natur krönet, ein Greuel in den Augen ist, der der Reli-

GOtt einen angenehmen Dienst zu erweisen glaubt, wenn er alle Tugenden der Vernunft auf ihrem Altare schlachtet, den natürlichen Menschen zum Ungeheuer macht, und GOtt in seiner Schöpfung lästert, um ihn in der Offenbahrung desto mehr zu verherrlichen. In der Vorrede giebt der deutsche Schriftsteller sich immer noch dieselbe Mine, nur daß er nach seiner Art auch gerne witzig seyn möchte. „Der Mylord, heißt es, machte nach „seinem System aus blos natürlichen Menschen lauter Mylords, er schuf sie, wie Homer „seine Götter, * und schmückte sie mit den prächtigsten Feyerkleidern der Modetugenden. Welches System würde sich auch für unsere scharfsehende erleuchtete Zeiten besser schicken? Alle „Stutzer geist- und weltlichen Standes, alle von „der schönen Paßion brennende Personen beyderley Geschlechts, die sich bey der schönen und

„arti-

* Es ist ekelhaft, den Witz solcher Leute in Anspruch zu nehmen. Bedenken Sie aber doch das Gleichnis „Wie Homer seine Götter!„ Als wenn Homer seine Götter edler als die Natur geschildert hätte.

„artigen Welt niemals gerne ohne prächtige
„Kleidung sehen lassen, müssen ihm beyfallen.
„Seine Tugend ist die Tugend der galanten Cen-
„tauren, der starken grossen Geister, wie die Tu-
„gend von Sans-Souci.„

Sie vermuthen ganz gewiß, der Anti-Shaftes-
bury wird von einem Young, oder sonst einem
andächtigen Gottesgelehrten herrühren, der den
sogenannten Centauren den Hals brechen will?
Warten Sie, der Uebersetzer wird ihn zu erken-
nen geben. „Der Verfasser dieser philosophischen
„Gespräche, fähret er fort, entblößt im Gegen-
„theil die Menschen im natürlichen Stande
„von Rock und Wambs, so zu reden, er zie-
„het ihnen gar das Hemde der Tugend vom
„Leibe, daß ihnen kaum das Fell übrig bleibt,
„und nöthiget sie, bey ihrer moralischen Blösse
„eine Decke in der Offenbahrung zu suchen.„
Nun, was meinen Sie, wer der grosse Beschü-
tzer der Offenbahrung ist, den der Uebersetzer wi-
der den Lord auftreiben läßt? Der Listige! Er
schämet sich, ihn zu nennen, aber Sie brauchen
nur eine Seite zu lesen, um den Mandeville, den

 beruch-

berüchtigten Verfasser der Fabel von den Bienen zu erkennen. Das Buch heißt auch im Englischen keinesweges Anti-Shaftesbury, sondern es ist der zweyte Theil der Fabel von den Bienen, so wie sie im Jahr 1729 zu London herausgekommen ist. Die ganze Welt kennet den Mandeville und seine Fabel. Jedermann weiß, wie er es mit der geoffenbarten Religion meinet, und was für Vortheile Sie sich von seinen Lehren zu versprechen hat. Wenn er sich von dem Lord unterscheidet; so ist es gröstentheils darin, daß ihm auch die natürliche Religion so heilig nicht ist, als jenem erhabenen Weltweisen. Jedermann weiß dieses, sage ich, nur unser Uebersetzer ist entweder einfältig genug zu glauben, oder unverschämt genug, seinen Lesern weis machen zu wollen, der zweyte Theil von Mandevillens Fabel von den Bienen, sey eine ernsthafte Vertheidigung der geoffenbarten Religion.

Daß er seinen Helden nicht zu erkennen giebt, daß er ihn, vermummt und verstellt auf die Bühne bringt, das macht ihn etwas verdächtig. Allein man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Er

Er scheinet gleichwohl selbst betrogen worden zu seyn. Sie kennen die niedrige, oft scurrile Schreibart des Mandeville. Um sich auch im Aeusserlichen von dem Lord zu unterscheiden, wählte er die gemeine Sprache des Pöbels, die er aber durch vielen Witz und seltsame Laune aufzustutzen wuste. Da ihm der Lord das menschliche Geschlecht zu sehr zu veredlen scheinet: so sezt er ihm beständig das Beyspiel der Schifsleute, Schornsteinfeger und Kräuterweiber entgegen, auf welche er die erhabene Grundsätze des Weltweisen anwendet, um sie lächerlich zu machen, und endlich die Folgerung daraus zu ziehen, die ihm so sehr am Herzen liegt, daß das Laster der menschlichen Gesellschaft eben so nüzlich sey, als die Tugend. Dieser ungereimte Saz ist die Moral seiner Fabel, und die Ursache, warum er mit der erhabenen Weltweisheit des Shaftesbury nicht zufrieden seyn kan.

Unser Uebersezer hingegen nimmt in seiner Einfalt alles in dem feyerlichsten Tone von der Welt. Der Autor schäckert und treibet Kurzweil, der Uebersezer ist streng und ernsthaft. Jener führt

die Sprache eines lockern Freydenkers, dieser eines schalen Candidaten. Sie können sich leicht vorstellen, was aus dieser Verwirrung für ein Mischmasch von Ernst und Spaß, von Feyerlichkeit und Kurzweil entstanden ist. Die lose Mine des Autors blickt allenthalben hindurch, und thut neben dem frommen Gesichte des Uebersetzers die lächerlichste Wirkung von der Welt. Kan man hieraus nicht sicher schliessen, der gute Mann sey selbst betrogen worden, und habe das Werk aus frommer Absicht unternommen?

In der That hat er seinen Autor so sehr gemishandelt, daß das Werk unter seinen Händen ganz unschädlich geworden ist. Er hat ihn, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, Rock und Wambs und das Fell selbst mit abgezogen. Dadurch hat er ihm den Gift benommen, aber wahrhaftig das Leben mit. Ein Löwe, dem man alle Glieder gelähmt hat, damit er nicht schaden könne, ist ein jämmerlicher Anblick, und jeder vernünftiger Leser wird das Bild dieses Löwen in dem verdeutschten Mandeville erkennen.

Z.

# Hundert und fünf und neunzigster Brief.

Ich glaube, mein Uebersetzer besitzet alle die Eigenschaften, deren jede ganz allein hinreichend wäre, ihn zum elenden Uebersetzer zu machen. Er verstehet weder die Sprachen, noch die Materie, und ist äusserst nachläßig. Dis sind harte Beschuldigungen, ich gestehe es. Allein sie sind nicht härter als die Beleidigung, die ein solcher Mensch dem Publico anthut, indem er ihm Dinge vorsagt, die er selbst nicht verstehet, und verwirrtes Zeug hinschreibet, mit welchem er nicht die mindeste Idee verbinden kan. Ich habe nur die ersten beyden Gespräche mit der Urschrift verglichen, und ich würde ein ganzes Buch schreiben müssen, wenn ich alle Nachläßigkeits- und Unwissenheits-Fehler rügen wolte. Wo er von ohngefehr richtig übersetzt, da ist sein Ausdruck schülerhaft, unangemessen, gezwungen und schielend. So angenehm sich das schnurrige Ding im Englischen lesen läst; so wenig kan man im Deutschen eine Seite ohne den äussersten Eckel und Widerwillen lesen.

Ihnen die Zeit nicht zu verderben, die ich mir leider! habe verderben müssen, übergehe ich die lächerlichsten Fehler dieses elenden Schmierers, und begnüge mich, einige von den Stellen anzuführen, wo das Deutsche gerade das Gegentheil vom Englischen sagt, wenn anders noch ein Sinn hinein zu legen ist. Hier sind einige von diesen merkwürdigen Stellen.

Seite 53. Cleomenes macht die Anwendung von den erhabenen Grundsätzen des Lord Shaftesbury auf die niedrigsten Professionen, und hält eine lächerliche Lobrede auf die edlen Gesinnungen eines armen Weibes, das ihren Sohn zum Schornsteinfeger bestimmt. You find you self, spricht er zum Vertheidiger des Lords, under a neceſſity of allowing my Panegyricks, as you call them, to be Juſt; or finding the ſame fault with moſt of my Lord Shaftesbury. d. i. Sie müssen entweder meine Lobrede, wie Sie sie nennen, gelten lassen, oder an den meisten Lobreden des Lords Shaftesbury eben dasselbe auszusetzen finden. Unser Uebersetzer sagt; „Sie finden sich

„gend-

„genöthiget, meinen Lobreden, wie sie es zu nennen „belieben, beyzufallen, oder in den meisten, Feh„ler, die der Mylord Shaftesbury vorgestellt „hat, zu entdecken„ Verstehen Sie das?

Seite 36. Horaz, der Vertheidiger des Lords spricht: I admire your Invention, and thus much I will own, that by overacting the part in that extravagant manner you have set the social system in a more disadvantageous light than ever I had considerd it before: But the best Things, you know, may be ridicul'd. „d. i. Ich bewundere ihren Kunstgrif, und so „weit muß ich gestehen, daß Sie das Geselligkeitssystem, indem Sie die Rolle bis zur Aus„schweifung übertrieben, in ein so unvortheilhaf„tes Licht gesetzt haben, in welchem ich es noch nie „betrachtet habe. Allein Sie wissen, die beste „Sache von der Welt kan lächerlich gemacht wer„den.„ Nun hören Sie das Gewäsche unsers Uebersetzers! „Ich muß mich nur über ihren „Kunstgrif wundern, und gestehe gern zu, daß „Sie das Lehrgebäude der Geselligkeit auf eine

„ge-

„geschickte aber allzu ausschweifende Art ins „volle Licht gesezt haben, als ich es von „der schlimmen Seite noch niemals auf die „Art angesehen habe. Allein Sie wissen auch „die besten Dinge gar zu lächerlich zu ma„chen.„ Ist Ihnen etwas deutlicheres je unter die Augen gekommen?

Incontinence, and Adultery it self, Persons of Quality are not more free from, all over christendom, than the meaner People. Dieses heist in der Uebersetzung. „In der ganzen „Christenheit werden vornehme Leute nicht so leicht „in öffentlichen Ehebruch und Unreinigkeit, als „der gemeine Pöbel verfallen„ Gerade umgekehrt.

Cleomenes macht in dem zweyten Gespräche eine weitläuftige Beschreibung von der Lebensart eines Edelmannes, der ein Muster der Tugend, der guten Sitten und ritterlichen Aufführung ist. Er beschreibt seine köstlichen und wohleingerichteten Gebäude. Ich übergehe unendlich viele Schnitzer, die der Uebersetzer an diesem Orte

macht,

macht, weil ich Ihnen ausdrücklich nur diejenigen Stellen anführen will, wo er das Gegentheil von seinem Originale sagt.) Horaz antwortet auf die Beschreibung des Cleomenes; Tis is a study'd Piece; but I don't like it the worse for it, pray go on. Das heißt: diese Beschreibung ist ziem„lich ausstudiret; sie gefällt mir aber deswegen „nicht weniger. Fahren Sie nur fort.„ Unser Uebersetzer sagt, „Sie machen mir hier zwar eine „ausstudirte Beschreibung, die ich aber gar „nicht davor ansehe. Belieben Sie nur fortzu„fahren„ diese Stelle befindet sich S. 59 und ich versichere Sie, daß diese und die folgende Seite so sehr von den lächerlichen Fehlern wimmeln, daß Sie nicht zwo Zeilen finden werden, die richtig übersetzt wären, ohne das Original ist es ganz unmöglich in dem Geschmiere des Uebersetzers einen Funken von Menschenverstand zu finden. Ich könte Ihnen ganze Seiten abschreiben, davon sie ohne Hülfe des Englischen nicht eine einzige Periode verstehen solten. Doch ich habe mich anheischig gemacht, ihrer Gedult zu schonen und nur offenbare Widersprüche anzuführen.

To

To be will dress'd, sagt Horaz, is a necessary article, and yet to be sollicitous about it is below a Person of Quality. D. i „Wohl„bekleidet seyn ist ein nothwendiger Artickel, aber „sich drum bekümmern ist für eine Standesperson „zu niedrig.„ Nun unser Uebersetzer „Wie eine „wohlanständige Kleidung ein nothwendiges „Stück ist; so kan es auch einer Standesperson, „sich darum selbst sorgfältig zu bekümmern, nicht „für übelgehalten werden.

Seite 66. „Im übrigen kan ich es nicht ge„schehen lassen, wenn Sie meinen, daß ich irrete.„ In der Urschrift stehet, and for the rest, I give you leave to think me in the Wrong.

Lösen sie mir einmal folgende Construction auf! „Seit ich auf ihre Antworten gedacht habe, so „weiß ich nicht, doch kan ich irren, und vielleicht „einen Augenblick daran zweifeln, daß ich mich „nicht betrüge, ob in der Welt ein solcher durch „sie abgeschilderter Mensch vorhanden sey oder „gefunden werden könne, und der anders als sie

„den-

„denken sollte.„ Was haben sie hier gelesen? Kan ein Kranker im Schlafe ungereimteres Zeug plaudern? Mandeville sagt: Since I have reflected on what you answered me, I don't know, but I may be in the wrong, as I should cretainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary Opinion. Das könte ohngefehr heissen; „seit „dem ich das überlegt, was sie mir geantwortet „haben; so scheinet es mir beynahe, als wenn ich „Unrecht hätte. So viel ist gewiß; wäre ein „solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschrei„ben, und er behauptete die entgegengesetzte Mei„nung; so würde ich ihm ohne Anstand Recht „geben.„

S. 74. „Sie wolten ihn auch nicht verdam„men, und geben doch keine Ursache an, warum „sie ihn für verdächtig halten,„ heißt im Original: You would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The severity of the Task giebt der Uebersetzer „die Schwierigkeiten eines Flecken.„ Uebertrift er nicht alle elende Uebersetzer unsers an elenden Uebersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenerklärung thun. Dieser Uebersetzer ist noch fast schlechter als Er!

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 19. November 1761.

### Beschluß des hundert und fünf und neunzigsten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der achtzigsten Seite, denn weiter konte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Edelmannes nur deswegen so vortreflich geschildert, um zuletzt zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können, obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wundern sich, wie ich merke, spricht „er zum Horatz, daß ich mir einen so übermäßigen „Grad von Scharfsichtigkeit beymessen kan, einen „listigen und verschlagenen Menschen besser zu „kennen, als er sich selbst kennet; which in „strictness is an impossibility, and conse-

„quently not to be bragg'd of, but by a Cox-„comb. Dieses ist in der That eine wahre Un-„möglichkeit, mit welcher folglich kein anderer, „als ein Hasensuß prahlen kan. — Sie können „mit sich selbst umgehen, wie sie wollen, antwor-„tet Horaz. Ich habe nie so was gesagt.„

Unserm Candidaten schien der Ausdruck Cox-comb zu profan. Wissen Sie, wie er die Stelle giebt? — „Lassen Sie uns aufs ernstlichste davon „sprechen, die Sache ist wirklich unmöglich, und „es kan sich dessen kein Mensch rühmen, der „nicht seinen Verstand durch unabläßige „Gewohnheit darzu geschickt gemacht „hat.„ — Horaz antwortet auf das Compli-„ment, daß der deutsche Coxcomb sich selbst macht. „Sie können mit sich selbst nach ihrem Gefallen „verfahren, was mich aber betrift, habe ich der-„gleichen noch niemals vorgegeben.„

Genug von einer erbärmlichen Uebersetzung, die so tief unter der Critik ist. Ich würde sie mit kei-ner Sylbe berührt haben, wenn mich der falsche Titel des Buchs nicht veranlasset hätte, den wah-ren Verfasser desselben bekannt zu machen.

Z.

Hun-

# Hundert und sechs und neunzigster Brief.

Eine Egyptische Banise vom Jahre 1759 haben sie wohl in Teutschland nicht vermutet, und doch ist sie, aber in Mannskleidern, erschienen. Dem Hr. v. Justi, den die Menge seiner Schriften, und nicht ihre innere Güte, berühmt gemacht, und so gar auch gegen den Zahn der Kritik, dem es zu schwer ward durch so viele Bände durchzubeissen, verwahrt hat; diesem Hrn. v. Justi ist auch die neue Banise entgangen; denn Geburtsschmerzen kan sie ihm wol nicht verursacht haben. Unter dem Namen Psammitichus * läuft sie nun in der Welt herum und trotzt darauf, daß ihr guter Name so gleich durch einen Octavband von ihrem unermüdeten Vater könne vertheidiget werden. Immerhin, da ich mich endlich überwunden habe, Sie ihrer Verstellung ohnerachtet näher kennen zu lernen: so wollen auch Sie von ihr



* Die Wirkungen und Folgen so wohl der wahren als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus. Frankf. u. Leipz. bey Garben 1759.

wissen, was ich von ihr weiß. Wenn ich mit der Geschwindigkeit des Hr. v. J. läse, für den, wie er in der Vorrede selbst sagt: „Die völlige Durch„lesung eines Buches von der Stärke der Clarisse, „oder des Grandisons kaum einen Tag erfordert," so würde ich ihnen meine Arbeit ein solches Buch, wie den Psammitichus durchzulesen gewiß nicht so hoch anrechnen. Da ich aber mit der Langsamkeit einer Schnecke durch gute und schlechte Bücher krieche, bey den guten mich aufhalte, um die vortreflichsten Stellen recht zu schmecken, und bey den schlechten mich aufhalte, weil mich das matte träge macht: so sind sie mir wirklich vielen Dank schuldig, daß ich ein paar Tage in dem ersten Theile des unaufhörlich-mittelmäßigen und folglich schlechten Psammitichus verschwendet habe. Ein deutscher Roman, der sich gleichsam einem Telemach an die Seite stellen will, mit welcher Aufmerksamkeit, auch auf die geringsten Kleinigkeiten des Styls, solte derselbe nicht geschrieben seyn? welche Sorgfalt in der Bildung der Perioden, welche Eifersucht in der Wahl der Worte würde er nicht fordern! Ich sage nichts von dem

Plan,

Plan, den sein V. allenfals entlehnen könte. Noch mehr: ein deutscher Roman, der eine eigene Classe von Romanen anfangen, die blos erdichteten vertreiben, und zur Erlernung der alten Geschichte dienen soll: müste er nicht alle Zierlichkeit des historischen Styls mit dem Schmucke den die Erdichtungen leiden, vereinigen?

Damit sie dieses letztere verstehen mögen, bin ich verbunden, ihnen zu sagen, daß der Hr. v. J. einen Roman will geschrieben haben, der die jungen Leute zu eben der Zeit da er sie ergözt auch mit der wahren Geschichte bekant machen soll; denn an den übrigen Romanen hat er immer dis auszusetzen, „nur Schade, daß die Begebenheiten nicht „wahr sind„ bey seinem Psammitichus aber glaubt er, könne dieses nur Schade, niemanden einfallen, ob er gleich die Lücken der Geschichtschreiber mit seinen eigenen Einfällen selbst nach seinem Geständnisse, ausgefüllt hat. Nun könten sie zwar glauben, daß er dieses eben so wenig im Ernste sage, als die Nachricht von der Geschwindigkeit seines Lesens: allein sie dürfen nur die ganze Vorrede lesen, um sich zu überzeugen daß er würklich

im Ernste aus diesen Betrachtungen die Rechtfertigung für seinen Romanschreiber hernimt.

Wenn doch die Schriftsteller in ihren Vorreden aufrichtig seyn könnten! Hr. v. J. hat einige derer Wahrheiten, derer schon oft genug nach andern gesagt hat, in einem neuen Buche vortragen wollen; gut, warum geschiehet er dieses nicht, sondern sucht Gründe vor, die gegen die ersten Begriffe der historischen Glaubwürdigkeit streiten. Jedermann weiß, daß es viel leichter wird, die ganze Geschichte eines unbekanten Privatmannes aus unsern Zeiten zu glauben, als eine einzige Anecdote zum Leben des Cicero, die ein neuer Scribente ohne Gewährleistung eines alten anführen würde. Warum? Das Leben eines Privatmannes kan einigen wenigen seiner guten Freunde bekant seyn; in der ganzen Welt ausser denselben ist es unbekant. Sein Geschichtschreiber kan unter der Zahl dieser wenigen Freunde gewesen seyn: also kan ich mich leicht überreden, daß seine Nachrichten wahr sind, und ein solcher Roman erhebt sich beynahe zu der Glaubwürdigkeit einer Geschichte. Allein, was vom Cicero jezt bekant ist, ist der ganzen Welt bekant, und

ein

ein neuerer Schriftsteller, der einen neuen Umstand zu seinem Leben anführt ohne eine besondere Quelle zu nennen, wird von allen als romanenhaft ausgeschrien. Folglich fält mir eben bey einem Psammitichus immer ein: Woher weis den der Mann dieses? niemand vorher hat dieses gewußt, und kein alter Schriftsteller hat ihm davon Nachricht gegeben. Wie nun? er verkauft mir also seine Einfälle für historische Wahrheiten. Ein Psammitichus ist einst in der Welt da gewesen: aber er hat das nicht gethan was J. von ihm erzählt. Und, nun bin ich zwischen der Geschichte und dem Roman in der Mitte, und lese eigentlich bey wahren Namen, Begebenheiten, die der Schriftsteller nach eigenen Belieben ersonnen hat. Und wer erlaubt denn einem Neuern die Verwegenheit, an die alten zerstümmelten Statüen neue Arme und Beine anzustüken, und den antiquen Köpfen, die zum Beweis ihres Altertums blind sind, Augen einzusetzen? kan sich die Majestät der Geschichte gegen solche Anfälle nicht mehr beschüzen? Hr. v. J. gesteht zwar gern, „daß dieser Einwurf in „gewissen Betrachtungen Grund habe„ doch giebt

To be will dress'd, sagt Horaz, is a necessary article, and yet to be sollicitous about it is below a Person of Quality. D. i „Wohl„bekleidet seyn ist ein nothwendiger Artickel, aber „sich drum bekümmern ist für eine Standesperson „zu niedrig.„ Nun unser Uebersetzer „Wie eine „wohlanständige Kleidung ein nothwendiges „Stück ist; so kan es auch einer Standesperson, „sich darum selbst sorgfältig zu bekümmern, nicht „für übelgehalten werden.

Seite 66. „Im übrigen kan ich es nicht ge„schehen lassen, wenn Sie meinen, daß ich irrete.„ In der Urschrift stehet, and for the rest, I give you leave to think me in the Wrong.

Lösen sie mir einmal folgende Construction auf! „Seit ich auf ihre Antworten gedacht habe, so „weiß ich nicht, doch kan ich irren, und vielleicht „einen Augenblick daran zweifeln, daß ich mich „nicht betrüge, ob in der Welt ein solcher durch „sie abgeschilderter Mensch vorhanden sey oder „gefunden werden könne, und der anders als sie „den-

„denken sollte.„ Was haben sie hier gelesen? Kan ein Kranker im Schlafe ungereimteres Zeug plaudern? Mandeville sagt: Since I have reflected on what you answered me, I don't know, but I may be in the wrong, as I should cretainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary Opinion. Das könte ohngefehr heissen; „seit „dem ich das überlegt, was sie mir geantwortet „haben; so scheinet es mir beynahe, als wenn ich „Unrecht hätte. So viel ist gewiß; wäre ein „solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschrei„ben, und er behauptete die entgegengesetzte Mei„nung; so würde ich ihm ohne Anstand Recht „geben.„

S. 74. „Sie wolten ihn auch nicht verdam„men, und geben doch keine Ursache an, warum „sie ihn für verdächtig halten,„ heißt im Original: You would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The severity of the Task giebt der Uebersetzer „die Schwierigkeiten eines Flecken.„ Uebertrift er nicht alle elende Uebersetzer unsers an elenden Uebersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenerklärung thun. Dieser Uebersetzer ist noch fast schlechter als Er!

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 19. November 1761.

## Beschluß des hundert und fünf und neunzigsten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der achtzigsten Seite, denn weiter konte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Edelmannes nur deswegen so vortreflich geschildert, um zuletzt zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können, obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wundern sich, wie ich merke, spricht „er zum Horatz, daß ich mir einen so übermäßigen „Grad von Scharfsichtigkeit beymessen kan, einen „listigen und verschlagenen Menschen besser zu „kennen, als er sich selbst kennet; which in „strictness is an impossibility, and conse-

„quently not to be bragg'd of, but by a Cox-„comb. Dieses ist in der That eine wahre Un-„möglichkeit, mit welcher folglich kein anderer, „als ein Hasenfuß prahlen kan. — Sie können „mit sich selbst umgehen, wie sie wollen, antwor-„tet Horaz. Ich habe nie so was gesagt.„

Unserm Candidaten schien der Ausdruck Cox-comb zu prosan. Wissen Sie, wie er die Stelle giebt? — „Lassen Sie uns aufs ernstlichste davon „sprechen, die Sache ist wirklich unmöglich, und „es kan sich dessen kein Mensch rühmen, der „nicht seinen Verstand durch unablässige „Gewohnheit darzu geschickt gemacht „hat.„ — Horaz antwortet auf das Compli-„ment, daß der deutsche Coxcomb sich selbst macht. „Sie können mit sich selbst nach ihrem Gefallen „verfahren, was mich aber betrift, habe ich der-„gleichen noch niemals vorgegeben.„

Genug von einer erbärmlichen Uebersetzung, die so tief unter der Critik ist. Ich würde sie mit keiner Sylbe berührt haben, wenn mich der falsche Titel des Buchs nicht veranlasset hätte, den wahren Verfasser desselben bekannt zu machen.

Z.

Hun-

# Hundert und sechs und neunzigster Brief.

Eine Egyptische Banise vom Jahre 1759 haben sie wohl in Teutschland nicht vermutet, und doch ist sie, aber in Mannskleidern, erschienen. Dem Hr. v. Justi, den die Menge seiner Schriften, und nicht ihre innere Güte, berühmt gemacht, und so gar auch gegen den Zahn der Kritik, dem es zu schwer ward durch so viele Bände durchzubeissen, verwahrt hat; diesem Hrn. v. Justi ist auch die neue Banise entgangen; denn Geburtsschmerzen kan sie ihm wol nicht verursacht haben. Unter dem Namen Psammitichus * läuft sie nun in der Welt herum und trotzt darauf, daß ihr guter Name so gleich durch einen Octavband von ihrem unermüdeten Vater könne vertheidiget werden. Immerhin, da ich mich endlich überwunden habe, Sie ihrer Verstellung ohnerachtet näher kennen zu lernen: so wollen auch Sie von ihr

 wissen,

* Die Wirkungen und Folgen so wohl der wahren als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus. Frankf. u. Leipz. bey Garben 1759.

wissen, was ich von ihr weiß. Wenn ich mit der Geschwindigkeit des Hr. v. J. läse, für den, wie er in der Vorrede selbst sagt: „Die völlige Durch„lesung eines Buches von der Stärke der Clarisse, „oder des Grandisons kaum einen Tag erfordert,“ so würde ich ihnen meine Arbeit ein solches Buch, wie den Psammitichus durchzulesen gewiß nicht so hoch anrechnen. Da ich aber mit der Langsamkeit einer Schnecke durch gute und schlechte Bücher krieche, bey den guten mich aufhalte, um die vortreflichsten Stellen recht zu schmecken, und bey den schlechten mich aufhalte, weil mich das matte träge macht: so sind sie mir wirklich vielen Dank schuldig, daß ich ein paar Tage in dem ersten Theile des unaufhörlich-mittelmäßigen und folglich schlechten Psammitichus verschwendet habe. Ein deutscher Roman, der sich gleichsam einem Telemach an die Seite stellen will, mit welcher Aufmerksamkeit, auch auf die geringsten Kleinigkeiten des Styls, solte derselbe nicht geschrieben seyn? welche Sorgfalt in der Bildung der Perioden, welche Eifersucht in der Wahl der Worte würde er nicht fordern! Ich sage nichts von dem

Plan,

Plan, den sein V. allenfals entlehnen könte. Noch mehr: ein deutscher Roman, der eine eigene Classe von Romanen anfangen, die blos erdichteten vertreiben, und zur Erlernung der alten Geschichte dienen soll: müste er nicht alle Zierlichkeit des historischen Styls mit dem Schmucke den die Erdichtungen leiden, vereinigen?

Damit sie dieses letztere verstehen mögen, bin ich verbunden, ihnen zu sagen, daß der Hr. v. J. einen Roman will geschrieben haben, der die jungen Leute zu eben der Zeit da er sie ergötzt auch mit der wahren Geschichte bekant machen soll; denn an den übrigen Romanen hat er immer dis auszusetzen, „nur Schade, daß die Begebenheiten nicht „wahr sind„ bey seinem Psammitichus aber glaubt er, könne dieses nur Schade, niemanden einfallen, ob er gleich die Lücken der Geschichtschreiber mit seinen eigenen Einfällen selbst nach seinem Geständnisse, ausgefüllt hat. Nun könten sie zwar glauben, daß er dieses eben so wenig im Ernste sage, als die Nachricht von der Geschwindigkeit seines Lesens: allein sie dürfen nur die ganze Vorrede lesen, um sich zu überzeugen daß er würklich

im Ernste aus diesen Betrachtungen die Rechtfertigung für seinen Pfammitichus hernimt.

Wenn doch die Schriftsteller in ihren Vorreden aufrichtig seyn könten! Hr. v. J. hat einige derer Wahrheiten, derer schon ofte genug nach andern gesagt hat, in einem neuen Buche vortragen wollen; gut, warum geschiehet er dieses nicht, sondern sucht Gründe vor, die gegen die ersten Begriffe der historischen Glaubwürdigkeit streiten. Jedermann weiß, daß es viel leichter wird, die ganze Geschichte eines unbekanten Privatmannes aus unsern Zeiten zu glauben, als eine einzige Anekdote zum Leben des Cicero, die ein neuer Scribente ohne Gewährleistung eines alten anführen würde. Warum? Das Leben eines Privatmannes kan einigen wenigen seiner guten Freunde bekant seyn; in der ganzen Welt ausser denselben ist es unbekant. Sein Geschichtschreiber kan unter der Zahl dieser wenigen Freunde gewesen seyn: also kan ich mich leicht überreden, daß seine Nachrichten wahr sind, und ein solcher Roman erhebt sich beynahe zu der Glaubwürdigkeit einer Geschichte. Allein, was vom Cicero jezt bekant ist, ist der ganzen Welt bekant, und

ein

ein neuerer Schriftsteller, der einen neuen Umstand zu seinem Leben anführt ohne eine besondere Quelle zu nennen, wird von allen als romanenhaft ausgeschrien. Folglich fält mir eben bey einem Psammitichus immer ein: Woher weis den der Mann dieses? niemand vorher hat dieses gewußt, und kein alter Schriftsteller hat ihm davon Nachricht gegeben. Wie nun? er verkauft mir also seine Einfälle für historische Wahrheiten. Ein Psammitichus ist einst in der Welt da gewesen: aber er hat das nicht gethan was J. von ihm erzählt. Und, nun bin ich zwischen der Geschichte und dem Roman in der Mitte, und lese eigentlich bey wahren Namen, Begebenheiten, die der Schriftsteller nach eigenen Belieben ersonnen hat. Und wer erlaubt denn einem Neuern die Verwegenheit, an die alten zerstümmelten Statüen neue Arme und Beine anzustüken, und den antiquen Köpfen, die zum Beweis ihres Altertums blind sind, Augen einzusetzen? kan sich die Majestät der Geschichte gegen solche Anfälle nicht mehr beschüzen? Hr. v. J. gesteht zwar gern, „daß dieser Einwurf in „gewissen Betrachtungen Grund habe„ doch giebt

 er

er uns eine Beruhigung auch in Absicht seines Stammnitichus, mit der wir endlich zufrieden seyn können, „so, wie mittelmäßige und schlechte Ge„schichtschreiber, sagt er, niemals bey den künf„tigen Zeiten ein solches Ansehen erlangen, daß „sie der Gewißheit der Geschichte Nachtheil verur„sachen könten: so werden mittelmäßige und schlech„te Schriftsteller, die eine wahre Geschichte mit ih„ren Erdichtungen erweitern, noch viel weniger „die Ungewißheit in der Geschichte zu verbreiten „im Stande seyn.„ Da wir also auf dieser Seite von dem Hr. v. J. nichts zu befürchten haben: so können sie desto gelassener ansehen, wie ihm sein Versuch gelunge sey.

B.

---

Hundert

## Hundert und sieben und neunzigster Brief.

Erst muß ich Ihnen wol sagen, wie ohngefehr die Geschichte des Psammitichus, vom Hrn. v. J. verfasset, zusammenhänge; so weit ich nemlich darin gekommen bin: denn den zweiten Band habe ich noch nicht gelesen. Psammitichus ist der Sohn des Oberpriesters Nekos, welchen Sabakos, ein Mohrischer König und Eroberer von Egypten, wegen einiger freyen Vorstellungen hatte ermorden lassen. Der junge Psammitichus, der ein gleiches Schicksal haben solte, entflohe durch den Piromis, einen Freund seines Vaters, gerettet und nach Assyrien begleitet. An dem Hofe des damals regierenden Königs Assar-Addinus gut aufgenommen, machte er sich diesen Vortheil zu Nutze, unter der Anleitung seines Erretters, die Verfassung des Assyrischen Reichs Babylon und Tyrus kennen zu lernen, und Bemerkungen über den Einfluß, sowol der Sitten eines Volks, als der auswärtigen Handlung auf das Wohl eines Staats zu sammeln. Die Be-

 siegung

legung verschiedener den Egyptern eingepflanzten Vorurtheile setzte ihn in den Stand, die Provinz Sais, über die er bald nachher regierte, blühend zu machen. Denn nachdem der Mohrische König Sabakos die Herrschaft über Egypten freywillig niedergelegt hatte, verwandelte sich die Monarchie in eine Aristokratie von 12 Fürsten, unter deren Anzahl Psammitichus nach vielem Widerspruch endlich aufgenommen wurde. Der Handel, den er den Griechen in seiner Provinz den alten Gebräuchen zuwider erlaubte, der Reichthum, den dadurch seine Unterthanen erworben, noch mehr aber seine Vermählung mit einer benachbarten Prinzeßin, um die sich Tementhes, einer seiner Mitfürsten, von der Mutter und dem Bruder der Prinzeßin unterstützt, beworben hatte, erweckten ihm so viele Feinde, daß er mit Uebereinstimmung der meisten andern Fürsten abgesetzt, und in die morastigen Gegenden von Egypten zu fliehen genöthiget wurde. In diesen Gegenden, als in einer Freystadt hielt er sich so lange, bis sich Griechen mit ihm vereinigten, die zufälliger Weise in Egypten ans Land getreten waren. Mit

Har-

Harnischen versehen, waren diese Griechen fast unverwundbar und folglich sehr furchtbar für die feindlichen Egyptier. Die Tapferkeit der Griechen vermehrte sich aus dieser Ursache fast bis ins Unendliche, und die übrige Armee des Psammitichus folgte ihnen getrost immer hinten nach. Die Vereinigung eines Arabischen Fürsten mit ihnen, der sehr geschwinde Pferde mit sich brachte, die Hr. v. J. gewiß nicht ungebraucht läßt, indem es erstaunend, aber auch oft kläglich anzusehen ist, wie geschwind die armen Thiere laufen müssen — diese Vereinigung würkte auch sehr viel; kurz Psammitichus bleibt endlich Herr von Egypten, nachdem sein Geschichtschreiber Mittel gefunden hat, fast alle feindliche Fürsten ums Leben zu bringen. Nur Tementhes, der ehemalige Nebenbuhler des Psammitichus war seiner Rache entgangen, und hatte noch dazu die geliebte Gemahlin entführt, welches dem Psammitichus gar grosses Misvergnügen erweckte. So geschwind auch Herr v. J. die Arabischen Pferde dismal laufen läßt, auf welchen man dem Tementhes nachsezt, so kommen sie doch um eine halbe Stunde zu

spät,

heit, und Tementhes erreicht noch vorher die Assyrische Festung Asdod, die sogleich von den nachgeschickten Arabern eingeschlossen wird. Die einzige Beruhigung des Psammitichus, der nach der Pflicht eines guten Mannes das Beste von seiner Gemahlin glaubt, ist die Nachricht, daß Tementhes seiner Gemahlin allenthalben mit Ehrerbietung begegnet sey, und sie allemahl geweinet habe, so oft sich Tementhes ihr genähert; welches doch immer nur in andrer Gegenwart geschehen seyn kan, indem sonst keine Zeugen möglich gewesen wären. Psammitichus schickt Gesandten an den Assyrischen Hof, und bittet um die Auslieferung des Tementhes: die ihm verweigert wird. Hierauf wird nun allenthalben Krieg; erst mit dem König der Mohren und einer Königin von Maroe, denen man in aller Eil, vermittelst der gepanzerten Griechen, Gränzfestungen abnimmt, um Egypten sicher zu stellen; und hernach mit Assyrien: mitlerweile aber gehen 240000 Soldaten und Unterthanen des Psammitichus zur Königin von Maroe über; welches ihm so lange, bis er vom Sirowis darüber getröstet wird, sehr nahe geht.

Diese

Diese Geschichte nun hat der Hr. v. J. so geordnet, daß er von der Ankunft der Griechen beym Herr des Ps. anfängt, sie unter ein paar Episoden, welches Lob nur Beschreibungen Griechischer Hauptleute sind, bis zur Bezwingung der Könige fortfährt, und nach deren Bewerkstelligung die Hauptleute durch Erzehlung der vorhergehenden Lebensgeschichte des Ps. zum Theil belohnen läßt: das übrige gehet ohne Unterbrechung fort. Daß die Entwerfung dieses Plans nicht eben so viel Nachdenken gekostet habe, sehen sie wohl selbst. Doch dis mag hingegen, wenn nur die Ausführung — ja freylich die Ausführung, Sie sollen bald von dem Styl des Herrn v. J. in diesem Buche urtheilen. — Haben Sie jemals in unsern Land- und Wirthschafts-Calender die erbauliche Historien gelesen, die auf den gespaltenen Seiten durch die zwölf Monate durchlaufen, oder auch hinten noch angehängt sind: so ohngefehr oder noch matter schleppt Herr v J. seine Erzehlung fort, und hat auch nicht eine Stelle im ganzen Buche, die sich vor der andern erhöhe. Weitschweifig bis zum Eckel, ohne alle Wendung, wodurch sich das Genie

unsrer

„lanftlichkeit spüren zu lassen. In der weitern „Unterredung gab er zu erkennen, daß er eine aus„nehmende Liebe und Hochachtung gegen die „Griechischen Völkerschaften bey sich empfän„de. — Er fügte hinzu, daß ihn Battus sehr „verbinden würde, wenn er ihm von seinem „Volke — und von seinen eigenen Begebenhei„ten eine ausführliche Nachricht geben wolte, wo„zu er jetzt alle Zeit und Musse hätte. —

Die Fortsetzung folgt künftig.

VI. Den 26. November 1761.

## Beschluß des hundert und sieben und neunzigsten Briefes.

Battus bezeugte sich hiezu sofort willig, und „fieng seine Erzählung folgender Gestalt an.“ So erzählt nun auch dieser und zur Erkenntlichkeit für die ihm gewidmete Geduld giebt er ebenfalls S. 152 seinen Wunsch zu erkennen, „daß er von den „merkwürdigen Lebensumständen und den erlittenen Unglücksfällen des Pf. die nunmehro einen „so glücklichen Ausgang gehabt hätten, unterrichtet seyn möchte. Pf. versicherte, daß dieses „das wenigste seyn könnte, was er der grossen Zuneigung und den geleisteten Diensten des Battus schuldig wäre. Er trug also dem Piromis, „diesem unzertrennlichen Gefährten seines Lebens „auf, den Battus hierinn zu vergnügen, und „weil der Arabische Feldherr Jennys, desglei-

„chen Argonidas, und einige andre Griechische „Hauptleute gegen den Piromis mehrmalen eben „diesen Wunsch geäussert hatten: so erlaubte Pi„gern, daß auch diese bey der Erzählung gegen„wärtig seyn dürften. Den folgenden Tag also lud „Piromis den Battus, Jennys, Argonidas „und alle übrige, welche Erlaubniß hatten, diese „Erzählung anzuhören, zu einem zwar nicht „prächtigen aber niedlichen und wohl eingerichte„ten Gastmale ein, und nach geendigter Mahlzeit „fieng Piromis seine Erzählung folgender Gestalt „an:„ Dieser Piromis ist ein Mann, der alle mögliche Lebensart besitzt. Er läßt sich S. 178 durch einen Bedienten unterbrechen, welcher meldet, daß in dem nächsten Saale Erfrischungen aufgetragen wären. „Piromis sagte zu sei„nen Gästen, daß er sie mit seiner Erzählung nicht „auf einmal so sehr ermüden müste, und daß er „hernach fortfahren wolte, wenn er ihnen gefäl„lig wäre. — Die Gesellschaft aber hatte kaum „einige Erfrischungen zu sich genommen, als „Battus dem Piromis mit Lächeln sagte, daß „die angenehmste Erfrischung die Lebensgeschichte

„des

„dis Ps. wäre. Da nun der Feldherr Jennys,
„Argonidas und die andern Griechischen Haupt-
„leute eben dieses versicherten, so fuhr Piromis
„folgender Gestalt fort:„ Battus muß entwe-
der ein grosser Hoffmann gewesen seyn, oder sein
Geschmack — was urtheilen Sie davon? Dis
ist nun der Ton, der durch das ganze Buch
herrscht: keine schlechtere Stelle, aber auch keine
bessere; nicht einmal das Vorrecht eines ganz
elenden Schriftstellers, der doch zuweilen etwas
sagt, worüber man sich lächelnd wundert, und
uns öfters durch sein allzu sehr abgeschmacktes
Zeug belustiget. Wenn uns Hr. v. J. einmal
aus der schröcklichen Schlafsucht aufweckt, in die
er uns durch seinen schleppenden Styl einwieget,
so geschieht es wol, indem er uns einige Liebes-
erklärungen hinschreibt, die zwar an und für sich
sehr langweilig sind, aber ihr groteskes Ansehen
von den vortragenden Personen erhalten. So
versichert z. E. S. 232 Psammitichus dem Vater sei-
ner geliebten Mykeris und nachherigen Gemah-
lin einmal, „daß das Glück seines Lebens dar-
„auf beruhete, mit der vortreflichen Mykeris ver-

 „bunden

„bunden zu werden, und würde er der allerun„glücklichste Mensch seyn, wenn ihm diese Hof„nung aus den Händen gehen solte. Amisis „(der Vater) wiederholte hierauf nochmals die „Versicherung, daß er aufrichtig geneigt sey, sei„ne Absicht, die er sich selbst zur Ehre rechnete, „zu befördern.„ Hernach sagte Psammit seiner geliebten Nykeris, „daß ihn die edlen und schö„nen Eigenschaften ihres Gemüths schon vor vier „Jahren auf das lebhaftigste gerühret hätten, „und daß er schon damals beschlossen hätte, sich „dereinst um das Glück, eine so vortrefliche Ge„mahlin zu erlangen, eifrigst zu bewerben; daß „aber nunmehro ihre ausnehmende Schönheit den „allertiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht „hätte, und das Glück seines Lebens käme einzig „und allein darauf an, in seiner Liebe glücklich „zu seyn, und sein Leben in ihrer angenehmen „Gesellschaft zuzubringen. Nykeris, die von „einer angenommenen Sprödigkeit und Verstel„lung weit entfernt war, antwortete hierauf, daß „sie die Liebe weder ihrem Namen, noch ih„ren Empfindungen nach kennte. Sie wolle nicht

„leug-

„leugnen, daß sie den Psām. wegen seines ver-
„nünftigen Betragens und seiner lobenswürdigen
„Eigenschaften sehr hoch schätzte. Wenn nun
„dieses Liebe wäre, oder zur Liebe führen könne:
„so befände sie sich in einer Gemüthsfassung, den
„Ps. vorzüglich vor ihren Gemahl anzunehmen,
„im Falle es der Wille ihres Vaters und ihrer
„Familie wäre, auf welche sie hierin alles ankom-
„men liesse. Sie hofte aber, daß ihre Eltern,
„mit einer Vermählung noch nicht eilen würden,
„damit ihr Gemüth erst etwas gesetzter werden
„möchte, um die Trennung von ihren so werthen
„Angehörigen ertragen zu können.„ Hierauf ant-
wortet nun wieder Psammitichus, daß — doch
was halte ich sie mit diesem Gewäsche auf, das
ich noch dazu abschreiben muß. Es ist wahr, sie
finden eben nicht: „gnädiges Fräulein, Blitz, Ha-
„gel, Donner und Schwerdter sind die rächen-
„den Werkzeuge des erzürnten Himmels:„ aber
ich will doch immer noch lieber einen Unsinn le-
sen, darüber ich lachen kan, als die Antwort
einer Dorfprediger Tochter, die des benachbarten
Herrn Pastors Antrag zweifelhaft annimmt, weil

 sie

sie die Liebe nicht einmal den Namen nach kennt, und sich nicht gerne von ihren werthen Angehörigen trennen will. Der griechische Hauptmann Argonidas erklärt sich gegen die Prinzeßin Schwester des Psammitichus fast auf eben die Art, und empfängt fast eben die Antwort. Wenn sie Lust haben, können sie es selbst lesen. Was sollen wir nun mit einem solchen Buche anfangen? Ja, wenn noch Situationen darinnen wären, welche den Leser in Unruhe brächten; Charaktere, welche merklich abstächen; Betrachtungen, die einen dunkeln Winkel des menschlichen Herzens aufhellten; Sittenlehren, die uns unvermuthet träfen, und eben dadurch einen stärkern Eindruck machten; Bemerkungen, wodurch die Einförmigkeit der menschlichen Natur aus ihren mannigfaltigen Verkleidungen heraus geholet würde; Grundsätze, die, wenn wir sie in die Hand nähmen, gleich angezündeten Fackeln die Pfade unsers künftigen Lebens erleuchteten. Aber von allem diesem finden sie nichts. Battus hat gar keinen Charakter, Argonidas ist ein Hauptmann, Piromis ein Hofmeister; selbst

selbst der Charakter des Psammitichus ist nicht recht bestimmt. Teemothes und Inarus einer von den 12 Fürsten und Schwager des Ps. sind die einzigen, die gegen einander abstechen. Der erste ist immer würcksam um geheime Absichten zu erreichen, der andere läßt sich leiten und blindlings führen, so bald man ihm die Befriedigung einer Leidenschaft zeigt, oder überhaupt, so bald man einmal sich in Ansehen bey ihm gesetzt hat. Ja, der erste wird beynahe die wichtigste Person, auf dessen Schicksal der Leser begierig ist: so ungeschickt ist der neue Romanschreiber, daß er nicht einmal das Gewichte der Personen lenken kan. Es ist wahr, die vortrefliche Moral, daß ein guter König sein Volk schonen müsse, komt an verschiedenen Orten vor; aber erkaufen wir sie nicht theuer genug, wenn wir sie aus der Geschichte des Psammitichus herausgraben müssen? Und zum Unglück fält sie dem Ps. selbst nicht allemahl am rechten Orte ein. Nachdem er blos um seine Gemahlin desto früher zurück zu erhalten, vor Azdot einige tausend Unterthanen durch Stürme aufgeopfert hatte; so erinnert er sich endlich, daß ein guter

König seine Privatneigungen dem Vortheil seines Volks nachsetzen müsse, und er verwandelt die Belagerung in eine Einschliessung. Von Maximen, die der Erzählung eines wichtigen Vorfals angehängt, mit dreyfacher Schwehre denselben in die Brust drücken, finden sie nicht das allergeringste. Kein: nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est, quam fama potentiæ *non sua vi nixæ*. Die kleinen Anmerkungen über die Denkungsart der Menschen, die einem Tacitus so gut gelingen, z. E. statim relictum Agrippinæ limen Nemo solari nemo adire, praeter paucas feminas, *amore an odio*, incertum; oder auch die philosophischen Betrachtungen darüber, darin Richardson so sehr Meister ist, sind im Psammitichus gar nicht zu sehen. Ein einzigesmal hat der Herr v. J. einen Versuch darin gemacht; aber der Versuch dient blos, um seine Leser zu überzeugen, daß sie nichts, was über seine Kräfte wäre, von ihm fordern dürften. Ich muß Ihnen die Stelle herschreiben. S. 44. „So groß der Schmerz des Etearchus war; „so vermehrte er doch die unzählichen Beyspiele,

„die

„die man in der Welt hat, daß die allertiefsten
„Wunden, welche die Betrübnis schlägt, gar
„leicht wieder heilen, und nichts ist meines Er-
„achtens so natürlich Die Einbildung ist es,
„welche diese Wunden schlägt, und eben diese
„heilet sie auch gar bald wieder. Man kan sich
„über den Verlust der wahrhaftigsten Güter nicht
„groß betrüben, wenn man sich nicht ihren
„Werth und ihre Unentbehrlichkeit sehr groß vor-
„stellet. Allein, eine Vorstellungskraft, die sich
„einen Verlust als unermeßlich vorzubilden ver-
„mögend ist, kan auch gar leicht etwas finden,
„dem sie einen unermeßlichen Werth beyleget,
„und wodurch sie den erlittenen Verlust zu ersetzen
„glaubet; zumal in der Liebe, welche die Natur
„zu einer nothwendigen Bedürfniß gemacht hat,
„deren Mangel die Einbildungskraft eben so sehr
„anfeuren kan, als ein starker Hunger den Wohl-
„geschmack vergrössert.„ O, mein Herr Psy-
chologiste! sie wollen erklären, woher es komme,
daß die Einbildungskraft, die mit dem Verluste ei-
nes grossen Gutes angefüllt ist, nachher wieder
etwas finde, dem sie einen eben so grossen Werth

beyleget; und sie helfen sich damit, daß sie uns blos versichern, sie könne etwas finden. Wenn Fielding in seinem burlesken Ton die anwachsende Liebe des Jones zu seiner neuen Gesellschafterin, mit dem Verlangen nach einem wohlschmeckenden roast-beef vergleicht; so nimmt ihm dis niemand übel, und seine Erklärung ist auch natürlich. Aber wenn sie, Herr v. J. bey der Erklärung des Schmerzes über den Verlust eines wahren Gutes, nur auf die sinnlichen Begierden denken, und sie so niedrig beschreiben; erwarten sie wol ebenfals Verzeihung?

B.

## Hundert und acht und neunzigster Brief.

Meine Nachrichten von dem Psammitichus wären mit dem vorhergehenden Briefe geschlossen worden, wenn ich mich nicht einiger Stellen darin erinnert hätte, die ich Ihnen als eine Seltenheit mittheilen mus. Hr. v. J. hat für gut befunden, ganz im Vorbeygehen, die Chronologie unserer H. Bücher umwerfen, und ein darin angeführtes Wunderwerk für einen Betrug erklären zu lassen; ein paar Entdeckungen, die nur den Fehler an sich haben, daß sie durch keinen einzigen Grund unterstützt sind. Piromis fängt seine Geschichte des Psammitichus gleich damit an S. 135 „Egypten ist unstreitig eines der ältesten Kö„nigreiche auf dem ganzen Erdboden. Ich will „von unserer fabelhaften und unweisen Geschichte „gar nichts erwähnen, in welcher die Götter in „Egypten regieret haben sollen, und welche einen „unermäßlichen Zeitraum von mehr als 40000 „Jahren in sich begreift; ich will nur von unserer

„gewis-

„gewissen Geschichte reden. Diese hält von un„serm ersten König Menes bis auf den letztern „König von ganz Egypten Sabakos mit Namen „11340 Jahre in sich. Von diesem ganzen Zeit„raume ist unsre Geschichte zu verläßig. Die Nach„richten davon liegen in unsern Tempeln, die bey „dem Leben eines jeden Königes aufgeschrieben „worden sind. Ja was noch mehr ist, wir ha„ben die Bildsäulen von allen unsern Königen, „die ein jeder König bey seinen Lebzeiten hat in „den Tempel setzen lassen.„ Sind das nicht Gründe genug? doch sie müssen auch von dem Wunderwerke etwas hören S 160 „da Senna„cherib noch auf seinem Rückwege in Phönicien „Eroberungen zu machen suchte, Lachisch bela„gerte, und der grossen Stadt Caditis (Jerusa„lem) sehr drohete, so sollen die Götter durch „eine unsichtbare Gewalt 105000 Assyrer in „einer Nacht erschlagen haben. — Allein ich „muß ihnen doch sagen, was eigentlich an diesem „Wunderwerke ist. Sennacherib belagerte La„chisch und forderte den König von Cadytis, wel„che

„che die Nachkommen der Hirten sind, die sich „aus Egypten geflüchtet haben, mit grossen Dro„hungen auf, sich an ihm zu ergeben. Zu allen die„sen Unternehmungen glaubte er überflüßige Zeit zu „haben, weil er sich nicht einbildete, daß ihn die „Mohren verfolgen, sondern daß sie zufrieden seyn „würden, daß er Egypten verlassen hätte — Sa„bakos aber (der mohrische König) erfuhr durch „seine Kundschafter die grosse Sicherheit des Fein„des in seinem Lager vor Lachisch, und er nahm „seine Maasregeln so wol, daß er dasselbe zur „Nachtzeit von allen Seiten angrif, und eine sol„che Niedermetzlung anrichtete, daß Sennache„rib von 200000 Mann nur wenige Tausend übrig „behielt, mit welchen er sich nach Assyrien rettete.„ Weg ist also das Wunderwerk, und vermittelst solcher Geschichte liessen sich freylich die meisten andern auf sehr natürliche Begebenheiten zurück führen. Was könten wir nicht von solchen Piromis, die der Hr. v. J. redend einführte, erwarten? doch genug hievon. Noch eine Stelle, und dann hoffe ich, werden sie mich von diesem und

dem

den folgenden Theile des Romans, ganz befriedi-
gen. Sie erinnern sich ohne Zweifel noch des
Umstandes den ich oben angeführet habe, daß neu-
lich Pf. von dem Piromis über den Verlust einer
großen Menge seiner ertrunkenen Unterthanen
getröstet wird. Nur die Trostgründe, die Piro-
mis hervorsucht, verrathen eine so sonderbare
Staatskunst, daß man wirklich mehr darüber als
über den Ursache erstaunt. Kurz Piromis
spricht wie ein französischer Bischof der Ludwig
den XIV. den Auszug der Hugenotten auf einer
guten Seite vorstellen will. „Wenn du es recht
„bedenken wirst; sagt er, so wirst du finden, daß
„diese Begebenheit gar kein Unglück vor dich und
„Egypten ist; sondern, daß dir die Götter dadurch
„eine wirkliche Gnade erzeiget haben. Sie ha-
„ben dich dadurch ohne Blutvergießen, ohne in-
„nerlichen Krieg von Leuten entlediget, die nie-
„mals ein gutes Herz zu dir gehabt haben. Die
„Götter haben durch die diesen Leuten eingegebene
„Verblendung diejenigen Menschen aus Egypten
„fortgeschicket, welche denen Vorurtheilen die

„die

„du zur Wohlfahrt von Egypten auszurotten
„gedenkest, am eifrigsten ergeben waren. — In
„der That, wann ich die Sache in ihrem Zu-
„sammenhange und in ihren Folgen erwäge;
„so freue ich mich recht über das Gute, das
„aus dieser Begebenheit entstehen wird. Du
„kanst nunmehro von der vollkommenen Liebe
„und Treue aller andern Egyptier vollkommen
„versichert seyn — Egypten ist sehr volkreich.
„Die Flüchtlinge machen bey weiten noch nicht
„den hundertesten Theil der Einwohner aus.
„Was will ein solcher Verlust sagen, und zwar
„wenn dieser hundertesten Theil gerade der Ab-
„schaum und die wiedrigsten und feindlichge-
„sinntesten unter dem ganzen Volke sind?„ Was
sagen sie dazu? versagt uns denn Hr. v. J.
auch so gar an denen Orten, wo wir ihn am
meisten erwartet haben? Noch einmal, was
sollen wir mit einem Buche anfangen, das we-
der Roman noch Geschichte ist, das weder Er-
findung noch Styl hat, in dem die philosophi-
schen Betrachtungen elend, die politischen seich-

te und schielend, die Sittenlehren sparsam und alltäglich sind? Es kan blos dazu dienen, daß es das Monument vergrössert, unter dessen Schutte der doch bald verstieben wird, Hr. v. J. seinen Namen vergräbt.

B.

# Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 3. December 1761.

## Hundert und neun und neunzigster Brief.

Ich glaube schwerlich, daß eine andere Nation etwas aufzuweisen hat, das unserer Gottschedischen Schule gleichet. Es ist wahr, es giebt unter allen Nationen schlechte Reimer und schale Köpfe; aber ich wüste kein Beyspiel in einer andern Nation, daß sich schlechte Köpfe ordentlich in eine Innung zusammen gethan hätten, und seit vielen Jahren im ruhigen Besitz schlecht zu schreiben geblieben wären. Man wird die Gegner der Alten im vorigen Jahrhundert gewiß nicht zum Beyspiele anführen können, dann wer wird sich trauen, eine Sekte, an deren Spitze ein Perrault und Fontenelle standen, mit der Gottschedischen zu vergleichen!

Man muß gestehen, daß diese Schule, seit dem sie sich zur [illegible], den Krieg mit den Schweizern [illegible], etwas [illegible] gewonnen; man kan zwar eben nicht sagen, daß sie [illegible] und an Menge [illegible] zugenommen habe, aber sie hat [illegible], sich nur die Bedeutung ihrer Freunde zu bestimmen, einer hat den andern so oft berühmt und vortrefflich genannt, daß sie es nunmehr an berühmten und vortrefflichen Leuten mit dem ganzen übrigen Deutschland aufnehmen kan. Ohne daß die deutsche Welt etwas davon weiß, hat diese Schule in ihrem Schooße berühmte Heldendichter, Trauerspieldichter, Odendichter, und wer weiß was, hervor gebracht. Erinnern wir nicht, als ihr Bodmer sich unterstehen durfte dem Könige vorzusingen:

Den Deutschen [illegible] Seele ist ganz im Drama-
[illegible]:
[illegible] und [illegible] von [illegible] Dichterstücke
Ist nicht von Geist, Geschmack und Richtigkeit,
Doch [illegible] Heldenlied auf deine große Thaten;
Und [illegible], [illegible] zu deiner werth gerathen.

Wo

Wo bleibt, was Panike von dir singt?
Wo Tralles dessen Ton durch die Sudeten dringt,
Und Lindner, der den Bober oft gezwungen,
Entzückt zu stehn, wenn er ihm vorgesungen.

Mussen wir uns nicht ins Herze schämen, daß wir diese guten Leute, die die Ehre Deutschlandes verfechten solten, entweder nicht einmahl dem Namen nach kannten, oder doch überzeugt waren, daß sie die elendesten Köpfe unter der Sonnen waren. —

Der Verfasser der Hermannias ist bekanter massen in der Gottschedischen Schule einer von den höchstberühmten Leuten, und hat es noch dazu vor andern Gottschedianern zum voraus, daß er auch der ungottschedischen Welt sowol seinem Namen, als seinem wahrem Verdienste nach genugsam bekannt ist: ich weiß nur nicht, wie es zugehet, daß seine Schriften so gar unbekannt und vergessen bleiben, da sie doch in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, aufs prächtigste und nach allen Prädicamenten pflegen herausgestrichen zu werden. Da ich nun so sorg-

los gewesen bin, dieses Neueste schon seit einigen Monaten nicht zu lesen, so hat mir doch auch kein Mensch gesagt, daß schon beynahe seit einem halben Jahre wieder ein neues Werk dieses Schriftstellers in allen Buchläden zu haben ist. Erst vor einigen Tagen ist es mir in die Hände gefallen; ich muß Ihnen doch ein paar Worte davon sagen, denn das Buch selbst möchte Ihnen wol schwerlich zu Gesichte kommen. Hier ist der Titel am Rande.*

Gleich, wenn man diesen Titel ansiehet, muß man sich über die Dreistigkeit des V. wundern, der sich untersteht, die Worte, die der gekrönte Philosoph an seine erhabene Freunde gesagt, auf diese liederliche Sammlung von Reimen anzuwenden:

C'est à vous mes amis que j'offre cet Ouvrage &c.

Die Eigenliebe muß dem Hrn. v. S. wenig Ueberlegung gelassen haben, daß er nicht gesehen hat,

* Oden, Satyren, Briefe und Nachahmungen von C. O. F. v. S. 1761 in gr. 8.

hat, wie himmelweit beyde Werke, beyde Verfasser und beyder Freunde von einander abstehen. Hier muß es natürlich heissen:

Ein Thor sagt lächerlich, was Friedrich weislich sprach.

Das Werk selbst ist von seltsamer Art. Man kan sich bey Durchblättern desselben sicher dreyßig bis vierzig Jahr in die Zeit zurück setzen, als Menantes, Corvinus oder Seidel, noch grosse Dichterhelden waren, denn eben so erbaulich klingen diese Stanzen auch, nur manchmal noch etwas lächerlicher. Der Hr. v. S. hätte gar nicht nöthig gehabt, sein Werk in Oden und Satyren einzutheilen, indem alles auf einen Ton gestimmt ist; Seine Oden sind gerade so erhaben, als seine Briefe und Satyren sinnreich oder beissend sind. Beyde haben auch beynahe einerley Länge; denn seine Oden sind oft nicht selten mit halben Bogen gemessen. Sie werden mich also wol mit der Kritik des Ganzen verschonen, weil Sie leicht einsehen werden; daß es eben so weit unter der Kritik sey, als — einzelne Stellen. Ich will

Ihnen blos einige Stellen hersetzen, die Sie vielleicht auf einen Augenblick belustigen können, — gewiß, der einzige Vortheil, den ein solcher Schriftsteller einem vernünftigen Leser schaffen kan.

Sie wissen, daß es das wesentlichste Kennzeichen eines wirklichen Mitgliedes der Gesellschaft der freyen Künste ist, der Unwissenheit der Welt zu Hülfe zu kommen, und seine eigene Verdienste mit vollem Munde auszuposaunen, daher werden Sie sich auch gar nicht wundern, daß der Hr. v. S. so gar viel von seinem Lorbeerkranze zu reden hat, daß er drey Oden und eine Satyre darauf macht, und doch noch nicht damit fertig ist. Zwey Oden insbesondere an Herrn und Frau Gottsched, sind überaus merkwürdig: Die an den Hrn. Prof. fängt ungemein höflich an.

Das ist zu viel! fürwahr! zu viel!
Mit heiligen und seltnen Kronen
Ein bebend und verzagtes Spiel
Berühmter Gottsched zu belohnen.

Meinen

Meinen Sie nicht, daß hier der Hr. v. S. Recht hat, warlich! Sein Spiel ist bebend und verzagt von je her gewesen, und ihm ist durch seine Krönung zu viel geschehen: Nach dem bekannten Sinngedichte:

Wer ist von beyden mehr gehöhnt:
Der Held, von dem ein S** dichtet?
Der Dichter, den ein S** krönt?

Der Hr. v. S. hat sogar den Tag bemerkt, an welchem er zum erstenmahl an den Hrn. Prof. geschrieben, und dieser Tag soll leben wie in Erz und Stein, dem keine Zeit den Glanz nimmt — Ist das nicht vortreflich!

Der Tag soll ewig heilig seyn!
Der sechste März sey stets willkommen!
Er lebe wie in Erz und Stein,
Dem keine Zeit den Glanz genommen.
Er war es, der mich lockend trieb,
Daß diese Hand, die bebend schrieb:
Gesegnet sey sein holder Morgen!
Mein Antlitz! sey nun frisch und froh!
Die Dichterglut brennt lichterloh:
Dein Nam ist nun auf stets so wie mein Wahn geborgen.

 Kein

Kein Smirna zwar zankt sich um mich,
Noch forschen eine Stadt der Griechen,
Kein Lobliedchen hat je für dich
Des Segels stolzes Tuch gestrichen.
Das Kirchenbuch giebet Zeugniß dar;
Es machet Ort und Namen wahr,
Die Kirche hegt der Rathsherrn Fahnen.

Es ist mir doch ein rechter Stein vom Herzen, daß ich weiß, daß diese Fahnen in der Kirche zu Am- [illegible] hängen! Nun weiß ich doch gewiß, daß sich künftig die Sechsstädte nicht um unsern deutschen Homer zanken werden.

So höflich die Ode an den Hrn. Prof. G. anfängt, so heftig wird im Gegentheil der Hr. B. in der Ode an die Fr. Professorin. Prange, ruft er aus;

Prange mit der Reiherfeder,
Ungeschlachter Großsultan!
Die dich vor dem Donner weder
Noch dem Strange schützen kan.
Meine unbekränzte Stirne
Scheuet keines Wetters Stral;

Ja ich fühle im Gehirne
Göttlichs Wallen jedesmal,
Wann mein Freund der Spiegel sagt:
Wie mir Schleif und Kranz behagt.

GOtt behüte! Wallen im Gehirne? Ein Engländer würde sagen: *a swimming in the head!* so sähe ich doch lieber nicht in den Spiegel, wenn ich wie der Hr. v. S. wäre! Und ist es im übrigen nicht betrübt, daß dieser Kranz, der keinen Wetterstrahl scheuet, so wenig für dem Strange schützen kann, als eine Reiherfeder! Ich weiß überhaupt nicht, wie es mit diesem Kranze beschaffen seyn muß, er scheint seinem Besitzer etwas beschwerlich zu fallen. Er sagt:

War die Nadel seiner (Kanitzens) Schönen
Des beliebten Liedes werth,
Das mit aufgeweckten Tönen
Nur ein Tröpfgen Blut verehrt;
O wer zeucht bey Lorbeerzweigen
Meiner Leyer Wirbel an,
Die so manches Aestchen zeigen,
Was die Haut verlezen kan?

Schon in der vorigen Ode hieß es:

Nur mein Verdienst lag in der Nacht,
Wer kont' ihm sonst zu dieser Pracht
Den dornenvollen Weg, als Gottscheds Beystand bahnen.

Fast solte man glauben, der Comes Palatinus, der den Kranz gewunden, habe von der Botanik noch etwas weniger verstanden, als von der Poesie, und habe an statt Lorbeern Disteln oder Kletten ergriffen.

Wollen Sie noch eine Anrede an den Lorbeerbaum hören? hier ist sie: Ob Sie selbige aber verstehen werden, daran zweifele ich sehr.

Baum! auf dem die grünen Blätter
Lange gnug den Blick entzückt!
Lebten wir zur Zeit der Götter:
Hätt' ich dich der Erd entrückt.
Bäume solten Menschen werden;
Was sonst dem Apoll geschehen,
Liesse wiedrum sich auf Erden
Aber umgekehret sehen,
Dann so sagte deine Pflicht,
Was mein Mund nun lallend spricht.

Es ist wahr, es ist wohl nichts ungeheurer, als ein seichter Kopf, der sich zwingt, erhaben und empfindungsreich zu denken! und dieses Schauspiel giebt uns der Herr v. S. mehr als einmal. Man merkt es hin und wieder nur allzu sehr, daß die Denker, von denen er affectirt mit so vieler Verachtung zu reden seine Nacheiferung erreget, und ihn verführet haben, wo möglich auch etwas erhabener zu dichten, als er sonst zu thun gewohnt war: Er setzt sich freylich deshalb nicht in gar viele Unkosten; Einige Ausrufungen, harte Constructionen, und in der Gottschedischen Schule sonst so hoch verpönten Mittelwörter, scheinen ihm hinlänglich zu seyn.

Hier ist ein Beyspiel, wie schwer es dem Hrn. W. fällt zu denken! Es ist der Anfang einer Ode auf den Tod des geliebten Ottchens, eines Söhnchens, das laut der glaubwürdigen Nachrichten des Hrn. Vaters, 1760, den 3ten Christmonaths, Morgens nach 3 Uhr, gebohren, und den 9ten Jenner 1761 zwanzig Minuten nach 6 Uhr wieder gestorben ist:

Mein

Mein Sohn ist hin! Du Trost in meinen Plagen!
Du Ziel von lang empfundener Pein!
Du Schmuck von nicht gewordnen Tagen!
Erwünschter Sohn! so bald willst du unsterblich seyn?
So bald? Es fält mir schwer zu denken.
O! Zeit, da ich noch Vater bin!
Nicht einen Blick will er mir schenken:
Ach mein erwünschter Sohn! Mein erstes Kind ist hin!

Kaum schien den Wunsch die Vorsicht zu gewähren,
Den frommen Wunsch, der um ihn bath:
So muß der Wunsch den Tod gebähren,
Der gleich von der Geburt ihm in die Glieder trat,
Wie ward mir nicht mein Sohn zerrissen!
Wie gräulich ist nicht die Gestalt!
Der Gegenstand von heissen Küssen!
Ist er es? oder nicht? Mein Sohn? Ich zweifle bald.

Bey einer so betrübten Gelegenheit pflegt sonst ein Dichter leicht Mitleiden zu erwecken, wenn er seinen Schmerz blos auf eine naive Weise darlegt? aber ein solcher Nonsense — freylich muß er auf gewisse Weise auch Mitleiden erregen, und man kan sich nicht enthalten, sich an ein bekanntes Sinngedichte zu erinnern:

Dem

Dem Juskus stirbt sein Sohn, dis geht dem Juskus nah,
Allein ihm tröstet Senera.
Dem Juskus tadelt man sein Buch, und seines Geistes Kinder sterben,
Darum gäb er den zweyten Erben.

Ich solte Ihnen nun auch wohl etwas von den Satyren und Sinngedichten sagen; aber ich fühle schon, daß ich nicht ungestraft die Oden habe durchblättern können: Ein öfteres Gähnen erinnert mich daran, und von den Satyren habe ich schon so viel gelesen, daß ich es nicht wagen darf, weiter zu gehen.

Doch will ich Ihnen nächstens einige Exemplaria davon zuschicken. Solten Sie etwa Ordre bekommen, einen feindlichen Vorposten zu überrumpeln, so rathe ich Ihnen, diese Satyren etwa vermittelst eines Ueberläufers in des Feindes Hände zu spielen, Sie werden den offenbarsten Nutzen davon spüren. Wenn Sie aber selbst in Gefahr stehen überfallen zu werden, so hüten Sie sich sorgfältig für diese Gedichte. Sie

haben

haben das Beyspiel des größten Feldherrn vor sich, der es von sich ablehnte — diese Gedichte zu lesen, zu einer Zeit, da er zwischen zwey mächtigen Herren stand, und alle mögliche Ursach hatte, wachsam zu seyn.

Re.

---

## Zweyhunderter Brief.

Niemand wird wohl läugnen können, daß es nöthig sey, die deutsche Schaubühne zu verbessern; man müste dann etwa sagen wollen, es sey nicht Zeit zu verbessern, wenn man erst erschaffen müsse. In der That können wir wohl im eigentlichen Verstande sagen, daß wir eine deutsche Schaubühne haben, so wie die Franzosen und Engländer sich rühmen können, daß sie eigene Schaubühnen haben. —

Es ist wahr, zwey Städte an den beyden Enden von Deutschland, unterhalten eine beständige Gesellschaft und in vielen andern grossen Städten erscheinen zuweilen herumziehende Gesellschaften, die sich mit einem Winkel eines Privathauses, oder gar mit einer elenden Bude behelfen.

Letztere können unmöglich für Schaubühnen gelten, bey denen die Ehre der deutschen Nationen interessiret ist. Die erstern mögte man meinetwegen die Wiener und Hamburger Schau-

bühne

bühne nennen, weil sie die Hamburger und Wiener Bürger vergnüget; aber das ganze übrige Deutschland ist sehr gleichgültig dabey. — Da wir also kaum ein Theater haben, wo haben wir dann dramatische Schriftsteller, und Stücke, und was das meiste ist, wo haben wir dann ein Parterre oder ein Publikum, das an dramatischen Stücken Antheil nimmt, seinen Beyfall ertheilt, oder mit seinem Tadel zu Boden wirft?

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 10. December 1761.

### Beschluß des Zweyhunderten Briefes.

Unsre dramatische Schriftsteller? Wenn wir noch einige Leute von Talenten hätten, die sich mit der Schaubühne abgeben wolten, so fehlet es ihnen sehr öfters an genugsamer Kenntniß der Schaubühne, weil sie wenige oder gar keine Gelegenheit haben, gute Schauspieler zu hören oder auch ihre eigene Stücke aufführen zu sehen. Den meisten übrigen Schriftstellern fehlet noch dazu die Kentniß der Welt und des menschlichen Herzens. Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschräncken will, die eine Universität, oder eine Provincialstadt darbieten, kan ohnmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten. Daher merckt man an vielen Stücken deutscher Schriftsteller so viel pedantisches und klein-

städtisches; und überhaupt können wir die würklich guten Stücke in beyden Arten der dramatischen Dichtkunst mit vieren oder sechsen zählen. Ist es demnach Wunder, daß unsere Schauspieler mehrentheils ihre Zuflucht zu den Ausländern nehmen müssen, wenn sie uns nicht durch deutsche Originale nach allen Regeln einschläfern wollen. — Ich rede von denjenigen deutschen Schauspielern, welche sich noch schämen, durch extemporirte Stücke, an denen Unsinn und Zügellosigkeit gleichen Antheil haben: den Unwillen derer Zuhörer zu erregen, denen Geschmack und gute Sitten nicht gleichgültig sind.

Und was sollen wir endlich zu unsern Parterren sagen? Die wenigen Personen, welche Müßiggang oder Neugierde in die Schaubühne locket, scheinen nicht den geringsten Antheil an den vorgefallenen Stücken zu nehmen; man merket weder, daß sie ausserordentlichen Beyfall, noch besonderes Misfallen bezeugen; bloß den Schwänken eines Hanswursts geben sie einigen Vorzug, sonst ist es ihnen ziemlich einerley, was man ihnen vorspielet. Sie sehen den Herrn von Ahnenstolz

Hochmuth oder die Hausfranzösin eben so lieb als die zärtlichen Schwestern, und es ist ihnen gleichgültig, ob sie im Timoleon gähnen, oder in der Miß Sara weinen. Daher ist es auch in Deutschland die undankbarste Arbeit für die Schaubühne zu arbeiten. Wenn deutsche Stücke blos gedruckt werden, so kan der Leser sie so zu sagen nur halb beurtheilen: und werden sie auch auf irgend einem Theater vorgestellet, so bleiben sie diesem ohnerachtet dem grösten Theile von Deutschland unbekannt; ja, die wenigen Personen die diese Stücke vorstellen sehen, betrachten sie mit einer kalten Gleichmüthigkeit, dafür ein guter Schriftsteller jeder anderer Nation lieber den bittersten Tadel hören würde.

Es ist also ausgemacht, daß dasjenige, was man auf gewisse Weise von dem guten Geschmack in Deutschland überhaupt sagen kan, insbesondere und auf alle Weise von der deutschen Schaubühne gelten müsse, nemlich: daß sie nur noch in ihrer Kindheit sey. — Und wann wird sie aus der Kindheit kommen? Fast möchte man sagen: Niemals! So lange Deutschland verschiedene

Reiche in sich schliesset, deren jedes seine Haupt-stadt hat, und sich gar nicht verbunden hält, sich nach den andern in Absicht auf Sitten, Geschmack und Sprache zu richten; so lange nicht wenigstens in einer von denen Hauptstädten, denen Deutschland in Absicht auf Geschmack und Sprache einigen Vorzug zugestehet, der Fürst, eine deutsche Schaubühne nicht etwa blos an seinem Hofe, sondern öffentlich errichten läst, und ganz besonders beschützet; so lange nicht Belohnungen ausfündig gemacht werden, wodurch fähige Köpfe können ausgefeuert werden, die neuerrichtete Schaubühne stets mit neuen Stücken zu versehen; so lange das Parterre nicht Muth oder Einsicht genug hat, gute Stücke mit lautem Beyfall, und schlechte Stücke mit verdientem Misfallen zu begleiten; so lange es noch nicht möglich ist, die schlechten Originale und noch elendere Uebersetzungen, welche bereits auf unsern Schaubühnen sind, abzuschaffen; so lange wir uns in unsern Originalen noch sclavisch an die Regeln halten, und nicht daran denken, der deutschen Bühne einen eigenthümlichen Charakter zu geben; so lange diese und

verschie-

verschiedene andere Bedingungen noch nicht können erfüllet werden; so lange werden wir uns nicht rühmen können, daß wir eine deutsche Schaubühne hätten, die diesen Nahmen mit Recht verdiente.

Inzwischen wähnen viele Leute, als wann unsere Schaubühne, in wer weis was für einem vollkommenen Zustande wäre, und durch diesen Wahn werden auch die ersten Schritte, die man zur Verbesserung derselben thun solte, gehemmet. Fällt man ja darauf, etwa die gröbsten Fehler zu verbessern, so glaubt man, wenn man z. E. nur den Hanswurst und seine Possenspiele abschaffete, daß alsdenn schon alles gethan sey. Man dringet alsdann gar nicht weiter in die Hauptfehler unserer Schaubühne ein; und man bemäntelt die Hauptursachen, warum unsere deutsche Schaubühne noch unmöglich vollkommen werden kan; ja ein übelangebrachter Nationalstolz macht, daß wir unsere unvollkommenste Versuche als Meister-Stücke ausgeben, und uns dieserwegen mit einem Erfolge schmeicheln, den wir der Natur der Sache nach ohnmöglich erhalten können.

Dis ist ohnstreitig der gröste Fehler eines gravitätischen Gottschedianers, * der neulich an der Verbesserung der Wienerischen Schaubühne hat arbeiten wollen, ob er es gleich im übrigen mit seinen Vorschlägen recht sehr gut meinet. Seine Hauptabsicht ist den Hanswurst und Bernarden, und mit ihnen auch zugleich die extemporirte Possenspiele abzuschaffen. Dis wäre ohnstreitig ein grosser Schritt! Aber wären nicht noch weit mehrere zu thun?

Ry.

* Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne zu Wien, von einem Verehrer des guten Geschmacks und guter Sitten, gr. 8. Wien, bey Trattner, 1760.

Zwey-

## Zweyhundert und erster Brief.

Unser Wienerischer Kunstrichter schickt einige Betrachtungen über den guten Geschmack voran; und stellet hernach die französische Bühnen den Wienern zum Muster vor. Da auch in Wien französische Schauspiele mit Beyfall aufgeführet werden, so zeiget er, daß es etwas widersprechendes sey, zu gleicher Zeit den deutschen Possenreissern Beyfall zu geben. Er erwähnet, daß man von je her auch bey den Alten auf gesittete Schaubühnen beflissen gewesen; und nun sucht er einige Vorurtheile zu widerlegen, die man ihm als Einwürfe entgegen stellen könte, man sagt a) was in einem Staate angehet, lässet sich nicht in dem andern thun. Der Hr. V. siehet die Schaubühne als eine Sittenschule an, und also meinet er „man müsse entweder offenbar darthun, daß „das Herz der Deutschen gegen alle vernünftige „Sittenlehre verschlossen sey, oder die Schau„spielkunst werde als die leichteste und angenehmste „Art der Sittenlehre auch bey ihnen Platz gewin„nen.„ Der Hr. V. hat im Grunde recht, abe

 nur

nur sein Beweiß ist falsch. Die Grille, daß die Schaubühne eine Sittenschule sey, wird alle Tage durch die Erfahrung widerlegt; wann sie es wäre, so müsten die Stücke, welche sehr moralisch sind, auch die besten Stücke seyn. Es ist wahr, man fordert mit Recht von der Schaubühne, daß sie gesittet sey; das ist, daß sie den guten Sitten nicht hinderlich sey, sondern vielmehr dieselben, wo es die Gelegenheit zulässet, befördere; sonst beruhet die Anordnung eines Schauspiels auf Regeln die mit der Sittenlehre nicht das geringste gemein haben. Der Hr. V. hätte wohl wissen sollen, was strenge Sittenlehrer denen gesittesten Schaubühnen, in Absicht auf die Sittenlehre für Vorwürfe zu machen pflegen. Die Schaubühne würde diesen Vorwürfen nicht entgehen können, wann ihr vornehmster und einziger Zweck wirklich wäre die Moral zu lehren. Da aber die Beförderung derselben bey der Schaubühne nur ein Nebenzweck ist, so ist sie sehr leicht zu vertheidigen. Der Hr. V. hätte zum Beweise, daß es möglich sey, den Deutschen gesittete Schauspiele vorzulegen, sich nur

auf die Leipziger und Hamburger Schaubühne berufen dürfen.

Man sagt h) daß ein regelmäßiges Schauspiel dem Volke kein Vergnügen erwecken könte, und daß man also keine Zuschauer finden werde. Der Hr. V. hat wieder recht, daß dieses falsch ist, aber er beweiset nicht dieses, sondern vielmehr, was gar nicht hieher gehöret, nemlich: daß an unregelmäßigen Stücken niemand ein Vergnügen finden solte. Und zum grossen Unglück ist auch dieser Beweis links und ganz unzureichend. Er sagt: „Stellen wir uns „ein Tollhaus vor, lassen wir eine Menge Leute „ihren Blick auf das Rasen und die thörichten „Handlungen derer werfen, die ihr Schicksahl da„hin gebracht hat. Werden wir wohl denjenigen „loben können, der bey diesem traurigen Anblick „fähig ist, ein Vergnügen zu empfinden? — Nun „gehen wir aus diesem Tollhause auf unsere „Schaubühne. Wen ahmet hier ein Bernar„don nach? Ich glaube kein Verbrechen zu bege„hen, wenn ich in seinen Vorstellungen meistens „den unglücklichen Wahnwitz der elendesten Nar„ren

„ren in den Tollhäusern entdecke. Was soll ich „aber von denen halten, die sich daran vergnügen „können.„ Was ist das für ein Schluß: diese Vorstellung mißfällt in der Natur, also muß sie auch auf der Schaubühne mißfallen; haben wir nicht unzählige Beyspiele, daß in den Werken der schönen Künste uns Dinge angenehm sind, die uns in der Natur unangenehm seyn würden? hat daher nicht schon Aristoteles diese seltsame Erscheinung zu erklären gesucht? — Aber überhaupt, da man auch seinen Feinden nicht zu viel thun soll, so muß man auch den Bernardon nicht eben für einen tollen Menschen halten. Er ist ein Dummkopf, ein alberner einfältiger Tropf, der sich alles aufheften läßt: Und gesetzt, daß seine Einfalt zuweilen an den Wahnwitz gränzte; so kan sie doch noch lustig genung bleiben. Wann Bernardon z. E. durch das fleißige Lesen der Asiatischen Banise sich einbildet, diese Geschichte sey wirklich, und hingegen will, dieser bedrängten Prinzeßin zu helfen, was thut er wohl mehr als Don Quixote. Ey! was würde der Hr. B. wohl von dem Parterre denken, welches an der Geschichte des

Don

Don Quixote Vergnügen finden würden, wann sie solte auf die Schaubühne gebracht werden? — Wie ich schon gesagt habe, im Grunde hat der Hr. V. recht, es ärgert mich nur, daß er durch seine so sehr seichte Beweise den Verfechtern des schlechten Geschmacks die Ausflüchte so gar leicht machet.

Das dritte Vorurtheil, das für die verderbte Schaubühne der Deutschen streitet, sind c) die häufigen Einkünfte, so die Schauspielsclasse durch sie ziehet; der Hr. V. bemerket hier sehr vernünftig, daß der Schluß nicht richtig sey: Eine Sache trägt Geld ein, folglich ist sie in dem Staate zu dulden, „Der Untergang, sagte er, von hundert Gauklern, wird keinen ehrlichen Staats„mann rühren; denn die Ablösung gebrechlicher „Glieder von einem Staate ist vielmehr seine „Pflicht.„ Ja er zweifelt mit Recht, daß eine vernünftigere Einrichtung der Schaubühne, den Einkünften desselben Schaden thun werde.

Der Hr V. eröfnet nun einige Gedanken von der Entstehung der Trauer- und Lustspiele, wider welche verschiedenes einzuwenden wäre, wel-

ches

ches mich aber allzuweit von meinem Vorhaben abführen würde. Er redet nachher von dem Einflusse der Schaubühne auf die Sitten, und nachdem er wieder die Franzosen zum Muster vorgestellet hat, ruft er aus: „Worin besteht dagegen „die Scharfsinnigkeit unserer aufgeweckten Köpfe? „In der kriechenden Nachahmung und Wiederho„lung der frostigsten Scherzreden, trockenen „Wortspiele, leichten Widersprüche, ja wohl gar „der unzüchtigsten Zoten der Possenreisser auf un„serer Schaubühne;„ das ist die richtigste Bemerkung in dem ganzen Buche, und dis ist es, was vorzüglich den Wunsch einer Verbesserung der Schaubühne abdringet.

Die Verbesserung der Schaubühne zu bewirken, verlanget der Hr. B. einen Aufseher, „der sich „in den schönen Wissenschaften genugsam umgese„hen, und bey der grossen Welt den Zutritt hat.„ Beydes ist einem Aufseher der Schaubühne freilich unumgänglich nöthig; ich wünsche nur, daß ein Mann, bey dem beydes zutrift, so leicht zu finden seyn mag, als es der Hr. B. glaubet. Von diesem Aufseher verlanget der Hr. B. er solle: 1)

für

für einen Vorrath an guten Stücken sorgen, 2) eine beträchtlichere Anzahl Schauspieler halten, um die Rollen zu verdoppeln rc. und da dieses mehrerern Aufwand verursachet 3) sich der Wirthschaft der Schaubühne ernstlich annehmen. Die beyden letztern Stücke gehören eigentlich gar nicht zur Verbesserung der Schaubühne an sich selbst, sondern zu ihrer innern Einrichtung, welche so wohl bey einer guten als bey einer schlechten Bühne wohl bestellet seyn muß, wann sie nicht untergehen soll; also kommt es eigentlich nur auf den ersten Artikel an, den sich der Hr. V. ungemein leicht vorstellet. Er sagt „Wir haben nicht nur „unzählige Uebersetzungen von den besten Lust- und „Trauerspielen der Franzosen, sondern auch selbst „unsere deutschen Dichter, haben uns bereits „manches einnehmende Schauspiel geliefert, wo- „von die Gottschedische Schaubühne sehr schöne „Beyspiele giebt:„ Hat aber der Hr. V. wohl bedacht, daß fast alle Uebersetzungen, sonderlich der Trauerspiele, so äusserst schlecht, so gar unbeschreiblich elend sind, daß sie ein vernünftiger Mann ohnmöglich anders als mit dem grössestem

Eckel anhören kan. Und können wir dann sagen, daß wir ein deutsches Theater haben, wann wir fast lauter fremde Stücke aufführen; oder wird wohl ein Aufseher, so wie ihn der Herr V. verlangt, jemals die Originale aus der Gottschedischen Schaubühne wählen: deren Verfasserin es mehrentheils eben so sehr an der wahren Kentniß der schönen Wissenschaften, als an Zutrit zu der grossen Welt gefehlet hat. So gar Holbergs Stücke preiset der Hr. V. an, da es doch ausgemachet ist, daß diese Stücke auf kein Theater weniger als auf das Wienerische passen, wo sie wegen der gar zu grossen Verschiedenheit der Sitten unmöglich können aufgeführt werden. Also wird der Vorrath guter Stücke wohl in der That so klein seyn, daß ein deutsches Theater sich schwerlich damit wird behelfen können. Zwar schläget der Hr. V. vor, den Verfertigern neuer Stücke, Belohnungen auszusetzen, diß ist recht gut: Aber es wird ihm auch mehr als ein Beyspiel bekant seyn, daß man in Deutschland durch ausgesetzte Belohnungen seinen Zweck nicht erreichet hat, weil es entweder an fähigen Köpfen fehlte, oder die fähigen

Köpfe

Köpfe nicht für gut fanden, um die Belohnung zu arbeiten.

Um zu seiner verbesserten Schaubühne mehrere Zuschauer herbey zu locken, schlägt der Hr. V. am Ende noch vor, Pantomimen vorzustellen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Vorschlag hier nicht erwartet hätte; da der Hr. V. ein so abgesagter Feind der Possen ist; hat er denn nicht gedacht, daß es mit den meisten Pantomimen auf Harlekinspossen hinausläuft. Er hat kurz zuvor zu Ersparung der Kosten angerathen, daß die unsittlichen Narretheyen des Fallens und Fliegens gänzlich wegbleiben solten; wie wird dis aber möglich seyn, da das Hauptwerk der Pantomimen in Maschinen bestehet; Ueberhaupt weiß ich nicht, was der Verfasser für Begriffe haben muß, da er die Oper mehr als einmal der Unnatürlichkeit beschuldiget, und gleichwohl meinet, daß in der Pantomime sich die Baukunst, Malerey und Tonkunst, nach dem guten Geschmack des alten Griechenlandes miteinander vereinigten. Man brauchet wirklich nur einige Einsicht zu haben, um zu entscheiden, ob

die Pantomime oder die Oper das natürlichste und vernünftigste Vergnügen gewähre. Am allerwenigsten ist, wie der Hr. V. meinet, die Pantomime als eine Pflanzschule für junge Schauspieler anzusehen; die Talente des Pantominen und des Schauspielers, haben wirklich weniger mit einander gemein, als man bey dem ersten Anblick denken solte. Wie oft haben wir nicht Kinder gesehen, die in der Pantomime ganz geschickt waren, und auf der Schaubühne nicht zwey Worte haben geschickt können sprechen lernen. Der V. verräth hier, so wie sonst auch, eine so seichte Kentniß der Schaubühne, daß man seiner guten Absicht ohnerachtet, nicht wünschen möchte, daß er die Aufsicht über die Verbesserung derselben erhielte.

Re.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 17. December 1761.

### Zweyhundert und zweyter Brief.

Ein anderer Schriftsteller hat die Gründe, warum wir noch sobald keine wirkliche deutsche Schaubühne bekommen werden, etwas genauer untersuchet, ob er er gleich auch nicht alles erschöpfet. Es ist dieses der Vorredner eines ebenfalls zu Wien herausgekommenen Trauerspiels, Penelope * betitelt. Das Stück selbst ist unendlich schlecht, und desselben Bekanntmachung zeiget von der geringen Selbsterkänntniß des Verfassers; aber in der Vorrede sind verschiedene nützliche Anmerkungen, welche wohl verdienten allgemeiner bekannt zu werden.

Die

* Penelope ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, Wien, bey Trattnern, 1761. in gr. 8.

die Pan
und vern
wenigste
minne a
anzusch
Schau
ander
denken
geschehe:
waren
Wort
Der
seich
gute
daß
den

[illegible]

Höfe derjenigen Länder in Deutschland, wo die schönen Wissenschaften am meisten blühen, und wo die Sprache durch das Ansehen guter Schriftsteller in der möglichsten Reinigkeit erhalten wird. Eine weit wichtigere Hinderniß, aber ist c) der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergötzlichkeiten, in den Höflichkeitsbezeugungen, in den Ausdrückungen, der in den verschiedenen deutschen Staaten ganz ausserordentlich ist. Der V. urtheilet hievon sehr richtig: „Ein Verfasser, „der ein Lustspiel nach der Kunst, das ist, ein „Bild eines oder des andern im Schwange ge„henden Lasters, Fehlers oder einer übeln Ge„wohnheit vorstellen, und lächerlich machen wolte; „so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, „natürliche und wahre Charaktere abschilderte, „würde dem ohngeachtet wahrnehmen, daß eben „dieses Stück an einem andern Orte von Deutsch„land weder die Kraft und Stärcke, noch das an„genehme critische Saltz bey sich haben würde. — „So gut auch immer der politische Kannengiesser „des Freyherrn v. Holberg in seinem Vater„lande ausfallen mag; so wenig Empfindung er„weckt

Die Umstände, die nach des Verfassers Meinung sich hauptsächlich der Aufnahme der deutschen Schaubühne widersetzen, sind a) daß die meisten deutschen Fürsten französische Schauspieler unterhalten, und mit genauer Noth erlauben, daß für den Pöbel deutsche Gaukelspiele vorgestellet werden, wodurch sich denn endlich viele bereden, es sey nicht möglich, ein gutes ehrbares deutsches Schauspiel zu haben. b) Der grosse Unterschied der deutschen Mundarten. Der V. meinet, eine Gesellschaft deutscher Schauspieler, so sich auf die Niedersächsische Mundart geleget, würden in der Schweitz, Schwaben, Oesterreich &c. Eckel und Gelächter erwecken. Hier fehlet der V. in etwas; er würde Recht haben, wenn die Schauspieler plattdeutsch sprächen, dis geschiehet aber meines Wissens auf keiner Bühne. Das wahre Hochdeutsche, so sehr es auch von der Schweitzerischen und Schwäbischen Mundart abweicht, ist dennoch in diesen Provinzen keinesweges lächerlich, sondern vielmehr alle Provincialdialecte werden erträglicher, jemehr sie sich dem Hochdeutschen nähern, diese Sprache der Gelehrten der Schaubühne, und der

Höfe

Höfe derjenigen Länder in Deutschland, wo die schönen Wissenschaften am meisten blühen, und wo die Sprache durch das Ansehen guter Schriftsteller in der möglichsten Reinigkeit erhalten wird. Eine weit wichtigere Hinderniß, aber ist c) der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergötzlichkeiten, in den Höflichkeitsbezeugungen, in den Ausdrückungen, der in den verschiedenen deutschen Staaten ganz ausserordentlich ist. Der V. urtheilt hievon sehr richtig: „Ein Verfasser, „der ein Lustspiel nach der Kunst, das ist, ein „Bild eines oder des andern im Schwange ge- „henden Lasters, Fehlers oder einer übeln Ge- „wohnheit vorstellen, und lächerlich machen wolte; „so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, „natürliche und wahre Charaktere abschilderte, „würde dem ohngeachtet wahrnehmen, daß eben „dieses Stück an einem andern Orte von Deutsch- „land weder die Kraft und Stärcke, noch das an- „genehme critische Saltz bey sich haben würde. — „So gut auch immer der politische Kannengiesser „des Freyherrn v. Holberg in seinem Vater- „lande ausfallen mag; so wenig Empfindung er-

„weckt er in einem andern Lande, wo die Ge„stalt der Regierung ganz unterschieden ist. Des „berühmten Gellerts Bethschwester, ist in eini„gen protestantischen Ländern gut, doch nicht in „allen, noch weniger in den Römischkatholi„schen. Ein Geitziger, ein Stutzer, ein Stol„zer, eine Widersprecherin, eine Buhlerin, „welche in jenem deutschen Lande vollkommen gut „gemahlet sind, würden in diesem kaum erkannt „werden.„

Das vierte Hinderniß endlich, warum nach des V. Meinung die deutschen Schauspiele bisher wenig Beyfall erhalten haben, ist d) der Stand der meisten Verfasser solcher Stücke. „Wann man, „fähret er fort, Charaktere für ein ganzes Volk „vorstellen will, so müssen dieselben so abgeschil„dert seyn, daß sie doch wenigstens bey dem grö„sten Theile dieses Volkes den gehörigen Eindruck „machen können. Nun aber sind gemeiniglich „unsere Verfasser in dieser Gattung Professoren, „Magister oder Studenten; denen nicht allein „kein anderer, als der gemeine bürgerliche Stand, „sondern auch wohl gar nur derjenige, welcher in

„der

„der Stadt, wo sie wohnen oder lernen, angetrof„fen wird, insbesondere bekant ist. Folglich „laufen alle ihre Handlungen, Verwickelungen „und Entwickelungen, alle ihre Ausdrücke, Be„gebenheiten und endlich das so schmackhafte ko„mische Salz lediglich dahin aus. Die Hand„lungen sind gemein, die Redensarten niedrig, „die Scherze pöbelhaft. Wie kan man wohl bey „diesen Umständen hoffen, daß ein solches Lust„spiel dem grössen Theil, den Fürsten, den Adel „und die Bürger anderer Städte treffen oder er„götzen soll?„ Man kan nicht läugnen, daß diese Bemerkung eine der wichtigsten ist, die sich allenfals auch noch auf mehrere Theile der schönen Wissenschaften, als auf die Schaubühne ausdehnen liesse.

Re.

---

## Zweyhundert und dritter Brief.

Man solte sich fast wundern, daß der neulich gedachte Schriftsteller, der so viele Schwierigkeiten bey der Verbesserung der deutschen Schaubühne voraussiehet, dennoch mit der Verbesserung derselben so gar geschwinde zufahren will, ohne darauf zu denken diese Schwierigkeiten zu heben, wann es nicht von jeher mit der Verbesserung der schönen Wissenschaften in Deutschland eben so gegangen wäre. Als vor dreyßig Jahren die deutsche Gesellschaft in Leipzig anfing das Haupt empor zu heben, konte sie die Fehler eines Menantes, Feind, Hanke, Hofmannswaldau, freylich so deutlich vor Augen legen, daß man ihr nicht Unrecht geben konte; als es aber auf die wirkliche Verbesserung ankam, so drang man nicht auf die Grundfehler; sondern verbesserte nur einige in die Augen fallende Thorheiten, durch andere eben so schädliche Fehler, und so bekamen wir dann einen Gottsched, Corvinus, Krause, Weichmann, die im Grunde nichts besser waren, als die vorigen, aber sich dennoch unter einander vortreflich nannten.

Mit

Mit der deutschen Schaubühne ist es vorzeiten eben so gegangen, und bey der Verbesserung der Schaubühne in Wien, die itzt vorgeschlagen wird, wird es schwehrlich besser gehen. Man wird einige Possenspiele abschaffen und dafür mittelmäßige Stücke einführen, die den Geschmack der Nation auf keine Weise verbessern, und weit geringern Beyfall erhalten werden.

Ich begreife auch ganz und gar nicht, wie unser V. sagen kan; „Er sey nicht ohne Grund überzeugt, daß die Ehre der deutschen Schaubühne, „aller oben angeführten Hindernisse ohngeachtet allein in Wien gerettet, und zur Vollkommenheit gebracht werden können.„ Der ganze Beweiß bestehet darin; daß in Wien eine beständige stark besuchte Schaubühne ist; — gut! aber wie folget es dann, wann man auch auf dieser Schaubühne den Hanswurst und Bernardon abschaffete, und aufgeschriebene Stücke aufführte, daß diese Schaubühne alsdenn die Ehre von Deutschland retten solte. Schon vor 20 Jahren hat man in Leipzig und Hamburg, in denjenigen Gegenden von Deutschland, wo die schöne

Wissenschaften am meisten blühen, den Hanswurst und die Possenspiele abgeschaft, und dennoch ist die deutsche Schaubühne noch in ihrer Kindheit; also wird die Verbesserung der Schaubühne in Wien, zumal in kurzer Zeit, auf das übrige Deutschland keine grössere Würkung thun. Ich will von der Verbesserung selbst nicht abschrecken; es wird allemahl sehr löblich seyn, wann man den Einwohner von Wien, eine gesittetere Belustigung an die Hand giebt: Aber man wird sicherlich die oben angeführte Hindernisse und noch weit mehrere andere in doppelten Masse finden. Ja, man wird finden, daß unter allen grossen Städten in Deutschland, Wien am aller ungeschicktesten sey, die deutsche Schaubühne zur Vollkommenheit zu bringen. Oesterreich hat uns noch keinen einzigen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit der übrigen Deutschlandes verdienet hätte; der gute Geschmack ist, (wenigstens was das Deutsche betrift) daselbst kaum noch in seiner ersten Kindheit, kaum noch da, wo Sachsen und Brandenburg schon um das Jahr 1730 waren. Scheib, Schönaich, Gottsched, die das

ganze

ganze übrige Deutschland auspfeift, heissen daselbst noch Dichter, und dennoch ist von diesen elenden Schriftstellern kaum einer ein Eingebohrner. Wie könte man von einem solchem Lande wohl erwarten, daß es tragische oder komische Schriftsteller hervorbrächte? und wann es welche gäbe, wie elend würden sie seyn? Man siehet dis selbst an dem Verfasser der Penelope; so gut gemeint seine Vorschläge in der Vorrede sind, so äusserst elend ist das Stück selbst. Der V. hat so gar das Herz zu berichten, daß das Trauerspiel die Allemannischen Brüder auf dem Wienerischen Theater Thränen erreget habe. Ich muß es gestehen, ich habe ein viel zu gutes Zutrauen zu der Oesterreichischen Nation, als daß ich dieser Nachricht Glauben beymessen könte. Diese Nation, die zwar wegen einiger Nebenumstände, es in den schönen Wissenschaften nicht so weit gebracht hat, als andre deutsche Provinzen, ist dennoch gewiß keinesweges einfältig oder stupide: da sich nun die gesunde Vernunft nirgends zu verläugnen pflegt, wie hätten wohl die Oesterreicher von einem Stücke können gerühret werden, welches das übrige

Deutschland schon seit langen Jahren als ein Beyspiel des Abgeschmackten anzuführen pfleget! Ich bin vielmehr sehr geneigt, es einem Funken von gutem Geschmack zuzuschreiben, daß die Wienerischen Schauspieler der Penelope, die Vorstellung versaget haben, welches gewiß jedermann billigen wird, ausser der Verfasser, der sich in der Vorrede bitterlich darüber beklagt.

Wann dergleichen sogenannte regelmäßige Stücke, anstatt der Possenspiele auf dem Theater solten eingeführet werden, so wäre es beynahe besser, die Hanswurststücke beyzubehalten und blos von Zoten und andern Unziemlichkeiten zu reinigen; dann, wann man von den Schauspielen auf die Sitten und natürliche Eigenschaften eines Volks schliessen soll; was ist wohl schlimmer, wann es zur Poßirlichkeit und lustigem Zeuge geneigt ist, oder wann es mit feyerlichem Ernste die abgeschmacktesten Sentenzen hervorbringt, und anstat der natürlichen Neigungen und Leidenschaften des menschlichen Herzens, sich auf abgeschmackteste Pedanterey und kalte frostige Sinnsprüche befleißiget.

Ne.

Zwey-

# Zweyhundert und vierter Brief.

Young sagt: die Regeln sind Krücken, welche nur der Kranke gebraucht, der Gesunde hingegen wegwirft. — Wenn nun diese Vergleichung gleich nicht völlig richtig seyn solte, so ist es doch gewiß, daß nichts schädlicher ist, als Regeln die das Genie einschränken, und es so zu sagen, hindern auf seine eigene Füße zu treten. Nirgend sind solche Regeln häufiger als in Systemen, die Leute von seichter Einsicht bauen. Weil sie selbst nicht weit sehen, so sind ihre vornehmste Satzungen, Verbote an alle die nach ihnen folgen, auch nicht weiter zu sehen. So sind viele Regeln beschaffen, durch welche Hedelin und sein treuer Abschreiber Gottsched, — zwey Leute, welche beyde, mit gleich schlechtem Erfolge für die Schaubühne gearbeitet haben — die dramatische Schriftsteller gern fesseln, und sie zwingen möchten, nicht besser zu schreiben als sie geschrieben haben.

Wann von solchen Regeln die Rede ist, so mag es leicht wahr seyn, was jener Engländische

Kunst-

Kunstrichter behauptet: daß alle Wissenschaften in Verfall gerathen wären, sobald man angefangen hätte, dieselben in ein System zu bringen: sind die Regeln aber Bemerkungen und Lehrsätze, die von den grösten Meisterstücken des menschlichen Verstandes und Witzes abgezogen worden, so können sie nicht als schädlich betrachtet werden. Man wird aber auch alsdann bemerken, daß allgemeine Regeln, welche unmittelbar entweder in der Natur der menschlichen Seele, oder in den ersten Gründen einer Wissenschaft gegründet sind, freilich ohne Veränderung richtig bleiben; die besondern Regeln einer gewissen Lehre aber viele Abänderungen leiden, wann man in dieser Lehre neue Entdeckungen macht, oder sie aus einem andern Gesichtspunct betrachtet. Z. E. Kunstrichter, welche bloß auf den wesentlichen Unterschied der Comödie und Tragödie sahen, haben gewisse Regeln gegeben, die ohnmöglich ferner bestehen können, seitdem man nicht allein den Unterschied zwischen dem hohen und niedrigen komischen entdecket, sondern auch mit gutem Erfolge bürgerliche Trauerspiele und rührende Lustspiele gemacht

macht hat. Würde man nun nicht das Genie in enge Fesseln einschränken, wann man diese Unterarten, die doch in der Natur der menschlichen Sitten und Leidenschaften ihren Grund haben, bloß deswegen für fehlerhaft erklärte, weil sie gewissen Regeln nicht entsprechen, die zu einer Zeit gemacht worden, als man noch keine Beyspiele von diesen Unterarten hatte. Man muß also niemals einer Art der Werke des Witzes den Beyfall ausschliessend versagen; gesetzt, man hätte auf gewisse Weise nicht unrecht, so wird man vielleicht, wenn die Sache aus einem entgegengesetzten Augenpunkte betrachtet wird, sein voriges Verbot beschämt zurücknehmen müssen. Sie haben in meinen vorigen Briefen gelesen, mit wie vieler Ernsthaftigkeit ein paar Schriftsteller zu Wien, wider die lustigen Personen auf der Schaubühne, und wider das Possenspiel declamiret haben; diese Männer hatten in der That nicht unrecht, wann sie die Zügellosigkeit einer Schaubühne anklagten, die sich mit lauter unsinnigen Zoten und Niederträchtigkeiten nähret, und einer vernünftigen Belustigung, so wie einem gesitteten Scherze beynahe ganz den Zugang ver-

schliesset:

schliesset. Wann sie aber alle lustige Personen, als rasend und abgeschmackt, und ihre Spiele als nothwendig ungezogen, und daher verwerflich abschilderten, so bedachten sie gewiß nicht die Natur des menschlichen Herzens, welches unter verschiedenen Umständen, Vergnügungen von sehr verschiedener Gattung bedarf. Sie dachten auch gewiß nicht an die Schaubühne aller gesitteten Völker, sonst müste ihnen eingefallen seyn, daß auf dem französischem Theater ein Harlekin mit dem grösten Vergnügen gesehen wird, daß ein Dominique, Gherardi, Thomaßin, anstatt für unvernünftige Leute gehalten zu werden, vielmehr, durch Vorstellung dieses Charackters, sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben. — Wäre ihnen ferner eingefallen, daß die neuern Franzosen, den Charakter des Harlekin auf so vortrefliche Art zu bearbeiten wissen, daß er keinem Charackter, selbst des hohen Komischen weder an Wirkung noch an Anständigkeit, etwas nachgiebt; (wie sich denn zum Beyspiel Arlequin sauvage für einem Misantrope oder Glorieux gar nicht zu schämen hat.) Wäre ihnen eingefallen, daß ein

einsichts-

einsichtsvoller Goldoni, die vier Zani keinesweges abgeschaft, sondern vielmehr z. E. einen Pantalon und Brighella zu den besten Charackteren gemacht, und Fielding und andere Engländer sich nicht schämen, ihre sehr artige Stücke, Possenspiele (a farce) zu betitteln; so würde ihnen der Name eines Possenspiels, auch vielleicht nicht so gar fürchterlich geschienen haben, — sie hätten vielleicht gewagt, einige Regeln, die sie aus einem Collegio über die Aesthetik von der Universität mitgebracht hatten, als Vorurtheile anzusehen, und anstatt die lustige Personen, von denen das Volk einmal eingenommen ist, gänzlich zu verwerfen, hätten sie vielmehr versucht, dieselben zu verbessern, und dadurch den gesuchten Endzweck der Verbesserung der Schaubühne mit weit geringerer Mühe zu Stande zu bringen.

Zweifeln Sie noch daran, daß bloß poßirliche Vorstellungen auch einem Weisen ein gefälliges Lächeln ablocken können, soll ihnen ein Harlekin * selbst diese Zweifel benehmen, und ich versichere

a Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. Anch'io son pittore, 1761. 8.

chert Sie zum voraus, daß Sie dieser buntschä- ckigte Harlekin besser unterhalten soll, als man- cher schwermüthige Sentenzenprediger. Da diese letztern zuweilen, ohne daß sie es merken, poßirlich werden, so ist hingegen dieser Harlekin, zuweilen mit gutem Vorbedachte sehr ernsthaft, und gestehet es selbst, „daß es ihm manchen schwermüthigen „Augenblick gekostet habe, um nur ein erträgli- „cher Narr zu seyn.„ Die lachende Miene ist aber freylich natürlicherweise seine Hauptmine, und schwerlich werden sie seit geraumer Zeit einen deutschen Schriftsteller gesehen haben, der unter dem Schutze derselben, so viele feine Bemerkungen und gründliche Lehren vorgetragen hätte; Sein Werk bestehet zwar nur aus wenigen Bogen, aber es verdienet aus mehr als einer Absicht, daß ich umständlich davon rede.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 24. December 1761.

### Beschluß des zweyhundert und vierten Briefes.

Gleich im Anfange beschwehrt sich Harlekin, über den unerbittlichen Gelehrten, der in der Zeit, da alle andere Stände unter den Menschen, sich vor seiner Schaubühne einfinden, allein „in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der „Kayser auf einem alten Reichsstädtischen Gro„schen sitzet, und nach Gründen ausrechnet, ob „Harlekins Vorstellungen gefallen können oder „nicht!„ Seine ganze Familie würde ein so verächtliches Betragen der Gelehrten, gegen sie in Waffen bringen, „wenn nicht ihr Ahnherr ein vor„treflicher Mann, ausdrücklich und wohlmei„nend befohlen, überhaupt aller Gelehrten um „ihrer nahen Verwandschaft willen zu scho-

„nen, und gegen derselben spitzige Federn blos mit „ihren hölzernen Säbeln zu fechten.“ Wer noch an dem Nutzen seiner Vorstellungen zweifeln wolte, könnte leicht sowohl durch den Königlichen Leibarzt, als durch die ganze Parisische Fakultät von dem Gegentheile überführt werden, die das beglaubte Zeugniß geben müste, „daß noch niemand seine „Abendmahlzeit übel verdauet habe, der sein ge„ringes Auditorium mit seiner angenehmen Ge„genwart zu beehren sich gefallen lassen, — doch „meine Ehre, sagt er, leidet es so wenig, wie „meine Absicht, die Verdauung meiner Freunde „als ein günstiges Vorurtheil für meine Geschick„lichkeit anzuführen; ohnerachtet die grösten Na„turforscher durch die Bemerkung der Würkun„gen, als den sichersten Weg zu allerhand artigen „Systemen gelangen.„

Er ist so bescheiden, gern zuzugeben, daß die Oper, das Trauerspiel, die eigentlich Comödie, ja auch das rührende Lustspiel immer den Vorzug vor ihm behaupten mögen; nur bittet er sich mit

aller

aller Demuth aus, daß man ihm in der Ordnung nach ihnen wenigstens den Rang vergönne. „Ich „schmeichle mir, setzt er hinzu, in der besten komi„schen Welt ein nothwendiger und angenehmer „Bürger zu seyn, und hoffentlich wird man mich „auch nicht aus einer andern Welt verbannen, „worin so viele Thoren zum Dienste der Weisen „geduldet werden. — An dem Titel Comödie „ist mir ohnedem wenig gelegen; — manche „Blume ist an einer Doris Busen ganz stolz ver„blühet, deren Geschlecht vom Ritter Linnäus „niemals bestimmet worden. Meine komischen „Vorstellungen mögen künftig immer Harlekina„den heissen. — Vielleicht ist es mir auch weit„rühmlicher, ein eigenes Thier in meiner Art zu „bleiben, als wie der Löwe zum Katzengeschlechte „gezählet zu werden."

Sie dürfen übrigens nicht denken, daß Harlekin in den Tag hinein schwatze, und nur eine Stunde hinzubringen suche, bis sein Herr seine Arzeneyen zu recht gelegt hat. Er ist sein eigener

Herr und verfährt mit aller möglichen Ordnung. Zuerst thut er dar, daß es ausser der eigentlichen Comödie und dem rührenden Lustspiel noch viele andere Arten der komischen Vorstellungen geben könne; weil die Sphäre des menschlichen Vergnügens sich immer erweitern lasse. In einer Episode zeigt er, wozu die seinigen nützen können, wenn er auch das Zeugniß der medicinischen Facultät nicht zu Hülfe nehme; und endlich beschreibt er den eigentlichen Charakter seiner komischen Gemählde. Bleiben sie immer bey ihm stehen, und hören Sie ihn selbst. Er nimmt seinen ersten Beweiß von den vielen, und unter sich sehr verschiedenen Gattungen der komischen Dichtkunst her. „So gar die Arten eines Cer„vantes und Swifts, eines Despreaux und Fil„dings, eines Popens, Zachariä und Du„schens, eines Greßets und Vades, eines „Scarrons, Butlers, Garths und Voltaires „in der Pucelle, gehören zwar zu dem Ge„schlechte des Heldengedichts, sind aber in ihrer „Art, wie Klopstocks Schöpfungen, von Homers

„wirk-

„wirklichen Helden unterschieden.„ (Pope, Zacharie und Dusch gehören wohl ganz zu einer Art, und aller Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß die letztern ziemlich glückliche Nachahmer des erstern sind. Einerley Plan, einerley Ordnung eben dieselben Maschinen.)

Der V. fährt fort: „Selbst Cervantes und „Fielding, die von manchen in eine Classe gesetzt „werden, sind in ihren Arten unterschieden, indem „erster in der komischen Karikatur, letzter aber in „den Stellungen nach dem Leben, und besonders „in moralischen Küchenstücken sich gezeiget.„ Er setzt bald hierauf in einer Note dazu: „Wenn „Young Fieldings Pinsel genommen, so hätte er „einen Englischen Don Quichot gemahlt.„ — Vielleicht einen christlichen. — „Was kan man „nun, schließt er endlich, für einen Grund ange„ben, warum die verschiedenen Arten der komi„schen Mahlerey, welche überall eine so glückliche „Mannigfaltigkeit haben, blos auf der Bühne „misfallen sollen?

In einer Note, die er aber weißlich in den Text einrückt, findet er für gut, eine Vertheidigung der Oper zu übernehmen; da die Einwürfe dagegen seiner Art von Gemählden ebenfalls schaden könten. „Die Oper, sagt man, ist unnatür-„lich: was gewinnt man dadurch? Die Oper ist „eine Vorstellung aus einer möglichen Welt. — „Die einzige Natur, welche wir in unserer würk-„lichen Welt haben, ist zu enge für die Einbildung „des Dichters. — Es würde lächerlich seyn, „wenn die Operngötter gleich Adams Kindern „sprächen, indem darauf eine Mischung verschie-„dener Naturen entstehen würde. Die Opernbüh-„ne ist das Reich der Chimeren; sie eröfnet „einen gezauberten Himmel, und da die Engel in „ihrem seligen Aufenthalte beständig singen sollen, „so müste die Einbildungskraft desjenigen Opern-„dichters sehr matt seyn, welcher seinen Göttern „diese Art des höhern Ausdrucks und die Harmo-„nie der theatralischen Sphären entziehen wolte. „Es kan also der beste Lobspruch, den man einer „Oper geben kan, eben darin bestehen, daß sie

„in

„in Vergleichungen unsrer Welt völlig unnatür„lich ist.“

Doch weiter; der erste Theil ist zu Ende, und die Episode von dem Nutzen der Harlekinaden fängt an. Erst fordert der V. von seinen Lesern die Freymüthigkeit, sich selbst zu gestehen, „wie „es nur selten, oder doch nicht oft, wenigstens „nicht allemal eine Neigung zur Besserung sey, „welche sie der Schaubühne zuführe.„ Er merkt ungemein richtig an, daß bloß die Furcht vor einigen Leuten, welche den Schauspielern einen Platz auf dem geweyhten Kirchhofe versagen, die theatralischen Dichter gezwungen habe, in allen gedruckten Vorreden zu behaupten, daß die Besserung der Sitten ihre Hauptabsicht sey. In der That darf denn das Vergnügen nicht ebenfals als eine Absicht gelten? Giebt es denn nicht ein moralisches Vergnügen, und wenn die Natur uns Freuden darreicht, die wir geniessen dürfen, hat denn die Kunst allein unheilige Hände, daß wir uns schämen müssen, von ihr Vergnügen anzu-

 nehmen,

nehmen, und von ihr immer nur Nutzen fordern dürfen? Harlekin jauchzet, wenn er die seligen Würkungen des Vergnügens betrachtet, das er seinen Zuhörern austheilet. „Ich und sonst nie-„mand kann sich rühmen, ruft er aus, daß meh-„rere Menschen vergnügter von meinem, als von „jenes Kaysers Angesicht weggegangen sind. „Und wenn ich meine Sache nach der neuesten „Art führen wolte, so könte ich mit gutem Grun-„de behaupten, daß ich zur Bevölkerung des Lan-„des mehr, als alle unsere Schriftsteller, den „Marquis de Mirabeau nicht ausgenommen, „beygetragen, und Ehemänner aufgemuntert „hätte, welche sonst nach ihren Geschäften, aus „den tiefsten Gedanken in den tiefsten Schlaf ver-„fielen; indem ich ihre erfrorne Sinne zu neuer „Lebhaftigkeit erwärmet, ihre Empfindungen ge-„stärket, und die zu einem todten Schlaf ge-„wohnte Glieder zu rühmlicher Verwegenheit „begeistert hätte, wie meine nach Standes Ge-„bühr Allerhöchst-Höchst-und Hochzuehrende Zu-„schauerinnen, welche wie die Aurora des Herrn

„v. Mon-

„v. Moncrif, ihre, unter dem Bedinge, nicht „zu küssen, wieder erlangte Tugend so gern und „so geschwind verscherzt, mir selbst bezeugen wer- „den.„ Ausserdem glaubt er aber auch, der ein- zige Arzt für eine grosse Anzahl Menschen zu seyn, die die Langeweile so sehr übernommen hat, daß sich ihre leere Seele vor allem andern Vergnügen zuschließt.

Die Beschreibung, die er von langweiligen Stunden macht, ist werth, daß ich sie Ihnen ganz hersetze; sie ist ein Meisterstück in ihrer Art: „Auch die strengsten Richter, sagt er, werden „nicht läugnen, daß sie bisweilen Stunden ha- „ben, worinnen sie nicht denken, nicht lesen, und „so zu sagen nichts empfinden können, was nicht „mit Händen gefühlet wird. Es sind Stunden, „wo das so sehr gerühmte weise Lächeln unmöglich „ist, wo ein allgemeiner Druck von Schwermuth „den trägen Körper belastet, und die göttliche „Phillis mit ihren entzückenden Bewillkommun- „gen den steiffen Muskeln kaum eine kaltsinnige

„Höflichkeit auspreßt. Der ermüdete Gelehrte „gähnet in seiner Abendstunde, und das junge „Herrchen fühlt schon kein Vergnügen mehr, die „Gefangenschaft des Königs in der tapezierten „Mausefalle zu lesen; der überlaufene Staatsmi„nister seufzet nach einer Erlösung; und die von „einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freyfrau „ist unschlüßig, ob sie spielen, oder in die Co„mödie gehen will, weil die Fehler ihres Näch„sten die vom Plaudern geschwollene Zunge „nicht mehr bewegen können. Die Säure hat „sich aus dem Fürstlichen Magen in die Gegen„den des Kopfs gezogen, und die geplagten „Hofleute haben ihre schlüpfrige Erzählungen „nach alphabetischer Ordnung erschöpfet: der „Hofnarr, oder vielmehr der Hausherr, wel„cher dessen Rolle seit einiger Zeit übernommen, „käuet am Zahnstocher, und lobt die Morgen„länder, welche ihre Gesellschaft bey Tische mit „nackten Gauklerinnen unterhielten, um die „gute Verdauung nicht durch ernsthafte Gedan„ken zu unterbrechen. Solche Menschen, und

„über-

„überhaupt die grosse Menge der menschlichen „Gesichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen „ist, hat die weise und auf alles bedachte Na„tur meiner Vorsorge empfohlen. Sie hat mir „aufgetragen, den Schlummer der letztern zu ver„theilen, ihre Säfte zu verdünnen, ihre Drü„sen zu erweichen, und sie wenigstens alle Tage „eine Minute dahin zu bringen, sich ihres Be„rufs in der Welt erinnern zu können.“

Dieser Leute verschleimtes Gehirn durch das Lachen zu reinigen, hält er für ein unvergleichliches Mittel, das auch dem Weisen, der sich vor dem Lachen scheuet, und die gute Natur bey sich unterdrücket, ganz heilsam seyn solte. So getrost er nur die Folge ziehen könte, „daß sein „Beruf in der besten komischen Welt schon recht„mäßig seyn würde, wenn er durch seine Vorstel„lungen den kranken Theil des menschlichen „Geschlechts erwecken könte, ihr unangenehmes „Selbst einer einzigen Betrachtung zu würdi„gen; so versichert er doch noch dazu auf sein

„ehr=

„ehrliches Gesicht, daß er sich die Besserung der „Sitten etwas mehr als beyläufig angelegen seyn „lasse, und zu diesem wichtigen Zwecke auf seinem „eigenen Wege gelange." Dis ist der wichtigste Theil der Abhandlung, oder der Rede, wie sie wollen, den ich Ihnen auf künftigen Posttag verspare.

Bf.

---

Zwey=

## Zweyhundert und fünfter Brief.

Dasjenige sagt unser V. und damit fängt er seinen zweyten Theil an, „was man in der Ma„lerey Karikatur nennet, und welches in einer „Uebertreibung der Gestalten bestehet, dieses ist „eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Men„schen schildere.„

Nach den Regeln solcher Gemählde müssen also auch die seinigen beurtheilt werden, und da der moralische Mensch zur Karikatur geschickter ist als der natürliche; so können seine Vorstellungen eine grössere Vollkommenheit erhalten als jene. „Kan „ein gemahlter Riese das Auge vergnügen; so, „schließt er, ist nichts gewisser, als daß eine mo„ralische Schilderung ein gleiches Recht habe, „und der Nutzen ist, daß Menschen, welche sich „in einer ziemlichen Entfernung von der Wahr„heit befiuden, durch Vergrösserung der Gestal„ten zu einem deutlichern Gesichtspunct gelangen „müssen.„ Und nun; ehe sie es sich versehen, giebt Harlekin Hr. Lessingen einen Schlag, tritt gleich darauf vor ihn hin, und macht ihm eine

tief-

ke Verbeugung. „Herr Lessing, spricht er, „ein Mann, der Einsicht genug besitzet, um der„maleins mein Lobredner zu werden, würde mir „vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung „der Gestalten ein sicheres Mittel sey, seinen End„zweck zu verfehlen, indem die Zuschauer dadurch „verführet würden, zu glauben, daß sie weit über „das ausschweifende lächerliche der Thorheit er„haben wären. Allein meine gelehrten Feinde „urtheilen hier abermal nach ihrer gebesserten „Empfindung, und denken nicht, daß mancher „einen Geruch kaum empfinde, welcher dem an„dern schon die schwersten Kopfschmertzen verur„sachet. Sie erwägen nicht, daß es hinter ihnen „noch ansehnliche Classen von Thoren gebe, für „deren Empfindungen sie nicht bürgen können.„ Deucht Ihnen nicht, daß Harlekin Recht habe? Schon längstens hat es mir geschienen, daß die Erforscher der Ursachen, was rühren, gefallen oder misfallen könne, die Menschen alle zusammen in eine Classe, das ist in diejenige, worin sie selbst stehen, zwingen; und nicht überlegen; daß die Erziehung, und der davon herrührende Vorrath

an

an Begriffen; so verschiedene Classen von Menschen mache, als beynahe unter den Thieren angetroffen werden, und daß Addison, wenn er einem guten Trauerspiele beywohnet, etwas ganz anders empfinde, als der Barbier, Partridge im Tom Jones, wenn er den Hamlet zum erstenmale vorstellen sieht. Der letztere mischt sich in das Gespräch der Todtengräber, so gut als ob er neben ihnen stünde; und der erstere erwartet mit Ungeduld eine andere Scene. Doch lassen sie uns weiter hören.

„Gleichwie aber, fährt er fort, die Uebertrei„bung der Gestalten an und vor sich allein, nicht „hinlänglich ist, zu vergnügen und zu bessern, wo„fern nicht zugleich nach Anleitung des Hogarths „dabey gezeiget wird, wie selbige von der wahren „Wellenlinie der Schönheit abweichen: also habe „ich mich von Jugend auf darauf beflieſſen, diese „Abweichung besonders auszubilden, und daraus „ist die wahre Art meiner grotesken Karikatur„Mahlerey entstanden.„ — Doch so wie die „groteske Malerey an keinem Hauptgebäude „leicht Platz findet: also verlange auch ich mit

„meinen

„meinen Gemählden nur ein Nebenzimmer auf
„der Bühne. — Die kleine Groteskenart der
„Chineser macht ein Gartenzimmer reizend, und
„Kenner bewundern den Geschmack eines Fürsten,
„welcher dergleichen nicht in einem Winterpallaste,
„aber mit desto grösserm Rechte in einem ganzen
„Lustgebäude anzubringen gewußt, und das Dach in
„einen Chinesischen Sonnenschirm verwandelt. —
„Durch diese Art zu mahlen, indem ich die mo-
„ralischen Gestalten und besonders ihre Auswüchse
„übertreibe, bringe ich eine vollkommene und be-
„sondere Art des Lächerlichen auf die Bühne."
Er will dieses mit Gründen beweisen, und pfu-
schert bey dieser Gelegenheit ein wenig in der Phi-
losophie; er untersuchet was eigentlich das Lächer-
liche sey, und vermeynet, daß es allemahl Grösse
ohne Stärke sey. Dieser Satz ist mehr blendend
als wahr, inzwischen mag Harlekin hier so damit
durchwischen, ich verspare diese Untersuchung auf
einen künftigen Brief.

Der Beschluß folgt künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 31. December 1761.

### Beschluß des zweyhundert und fünften Briefes.

Weit wichtiger ist die Anmerkung, daß der Hauptvortheil seiner Groteskenmahlerey in seinem Anstande der Dummheit bestehe. „Dieser Anstand, sagt er, oder das wahre „Goffo, welches die Franzosen durch naif nur „halb ausdrucken, schattiret alle meine Ge„mählde, und rettet meinen Rücken.„ — Der Diener in der Livree, der seinen Herrn zum Narren hat, scheinet ihm mit Recht nicht wohl ausgedacht zu seyn; Aber er sagt, „das Auge „des Zuschauers ist gewöhnt, meinen Figuren „dasjenige zu verzeihen, was dem Laquais mit „allem Rechte übel genommen werden kan.

„Und wenn ich Narr meinen Herrn zum
„Narren habe; so ist der Zuschauer damit zu-
„frieden, daß ein Narr den andern plage.
„Dieses ist die Wirkung meiner scheinbaren
„Dummheit.“

Der Einwurf, daß die Harlekinaden ein elendes
Gemische ohne Wahl, ohne Ordnung, krie-
chend, unanständig, voller Zoten und leerer Ein-
fälle ꝛc. wären, beantwortet er damit, daß er
alle so beschaffene Stücke für Mißgeburthen er-
klärt, die nicht von ihm abstammen. Eben so
wenig will er die Harlekinaden unter ein ernst-
haftes Stück gemischet wissen: „Hanswurst
„der dreyzehnte, sagt er, welcher mit Carl
„dem XII. die Bühne betrit, ist nie von meiner
„Familie gewesen, — und ich enterbe alle dieje-
„nigen von meinen Enkeln, welche sich in einem
„weinerlichen Lustspiele, oder statt der Musik
„zwischen den Auftritten des Trauerspiels gebrau-
„chen lassen. — Nur alsdann erscheine ich mit
„Recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne

gro-

„grotesk ist.„ Was sie von einem gemeinen Harlekin nicht erwarten dürften, ist dieses, daß der gegenwärtige seine Stücke in Absicht der Einheiten und Einförmigkeiten der strengsten Prüfung unterwirft. Die Einheit des Orts, der Zeit und Handlung macht ihm keine Schwierigkeit, da es Auswege genug giebt sich zu helfen; und in der That die allzugrosse Strenge die vortreflichsten Scenen verbringen kan. Auch die Einheit der Absicht fällt ihm nicht beschwerlich; „denn, „wenn die Absicht eines Verfassers ist, alle „Regeln zu verletzen, und er thut es auf eine „glückliche Art; so ist sein Werk einig und voll„kommen, — eine Posse ist Witz ohne Stär„ke: Wer diese Art des Witzes lächerlich ma„chen will, dem erlaubt seine Absicht, solche „Possen zu machen, wodurch er diesem Endzwecke „ein Genüge leistet.„ Das solte ich kaum denken. Eine Absicht, welche gut ist, rechtfertigt nicht alle Mittel, und diese können sich nicht auf jene stützen. Ein Witz ohne Stärke, oder eine Posse nach dem V. ist allemahl ein schlechter

Witz, und muß nimals vor einer Versammlung erscheinen, deren Geschmack gereiniget oder rein erhalten werden soll. Ueberhaupt ist diese Erklärung ziemlich schickend, sie ist ad analogiam der obigen Erklärung des Lächerlichen gemacht, und — doch ich schweige itzt davon.

Worauf es dem Verf. hauptsächlich ankommt, ist die Einheit des Tons, die Uebereinstimmung aller zu einem ganzen versammleten Theile, die zur wesentlichen Schönheit des ganzen gehört. Diese Harmonie setzt unsern Harlekin in Entzückung, wenn er sieht, wie genau sie in seiner grotesken Schöpfung in Acht genommen werde. „Ich, als die Hauptperson, zeige mich immer „mit einem mir eigenen Anstande in der besten „Stelle, und sättige das begierige Auge mit la„chenden Freuden. Alle meine Mitspieler folgen „stuffenweise nach mir, und unter denselben findet „sich keine einzelne abstechende Schönheit, welche „die Aufmerksamkeit auf das ganze unterbräche, „oder für andere um Verzeihung flehete. Durch

„mich

„mich erhält das ganze Gemählde Leben, und „man siehet, daß das Daseyn der andern, von „mir, als dem Hauptwesen abhängt. Die „verschiedenen Arten des Lächerlichen schwel„len in ihrer Ordnung zu einer vollendeten Ka„rikatur, und die Absiche sind durch den allge„meinen Schatten zur Gnüge gedämpft. Die „Herren Mezzetin, Scapin, Trivelin, bilden „ganz unterschiedene Abfälle des Lächerlichen, „ohne Mistheile zu veranlassen. Meine Colom„bine, meine Capitano, mein Dottore vermehren „den grotesken Contrast. Ein jedes von meinen „Lazzis giebt eine passende Gruppe ab, und kurz „die allgemeine Einheit des Tons fehlet meinen Ge„mählden nicht.„ Nichtsdestoweniger glaubt er doch, daß die Vermischung unterschiedener Arten in seinen grotesken Gemählden nicht so strenge als in andern verbothen sey. Er führt Gründe dafür an und verfällt endlich in einen Ernst, den er sonst nur einmal in seinem Leben, „und zwar „damals empfunden zu haben gesteht, als ihn „sein Vater mit Schlägen zum grotesken abrich„tete,

„tete, er auf die Bühne lief, und die Zuschauer „mit Thränen bat, nur einmal zu lachen, da„mit sein Vater besänftiget würde.

Schließlich bittet er sich von den strengen Herren eine kleine Nachsicht für seine Thorheit aus. „Die gröste und wichtigste Wahrheit ist diese, daß „jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch ist; „das Wenige oder Mehrere in diesem Gemische „entscheidet sein Loos. Der grosse Staatsmini„ster, welcher den Friedensschluß mit Spanien „auf dem geheimsten Theile seiner Geliebten „unterschreib, beförderte nichtsdestoweniger das „Wohl Europens.„ Von 24 Stunden des Tages fordert er von dem Weisen nur eine, und „derjenige ist wahrlich weise, sagt Harlekin ganz „ernsthaft, der nur eine nicht verliehret.„ Was sagen Sie dazu? Kan man wohl diesen Harlekin von der Bühne verbannen, und sollte man nicht vielmehr Gottscheds Cato herunter werfen? Ich will also nur immer bey diesen Harlekin einen Platz vor sie bestellen

lassen,

lassen, und ihm versprechen, daß sie sein geringes Auditorium mit ihrer angenehmen Gegenwart beehren wollen. Mich wenigstens finden Sie daselbst.

Noch ein Wort zum Harlekin als Schriftsteller betrachtet. S. 4. sagt er: auf etwas vergessen seyn, anstat etwas vergessen habe. — S. 79. es erweckt eine Vermuthung vor mir anstat für mich. Der Verstand einiger Stellen auf der 17ten, 48sten, und 72sten Seite ist durch Druckfehler ganz verstellet und kaum zu errathen. Einige Perioden sind zu lang, zu verworren und höchstens noch wegen Harlekins eigenem Styl leidlich. Einem solchen Schriftsteller kan man wohl kleinere Fehler vorrücken, zu denen man bey einem schlechten noch nicht einmal vor der Menge der grossen Fehler durchdringen kan; ob ich gleich gestehen muß, daß man von niemand weniger als von uns, einen Vorwurf wegen der Druckfehler erwarten solte; von uns, deren Briefe sie richtiger in der Handschrift als gedruckt lesen.

sen. Wenn Setzer und Correctors nicht eben so schwer als Schriftsteller zu bekehren sind; so dürfen wir vielleicht einmal auch wegen dieses Punkts die Augen aufschlagen.

Bs.

Zwey-

## Zweyhundert und sechster Brief.

Es gehet unserm Harlekin, wenn er mir das Gleichnis nicht übel nehme will, fast wie jenem lustigen Thiere, das die Zuschauer durch seine Gaukeleyen ergötzen solte. Einer von den Anwesenden streuete einige Nüsse auf die Erde; sogleich vergaß das Thierlein die Rolle, die es zu spielen hatte, und klaubte. Eben so macht es der deutsche Harlekin. Er geräth von ohngefehr auf eine philosophische Erklärung; sogleich wirft er seinen hölzernen Säbel weg, setzt sich zu den Füssen des Aristoteles, und disputiret. — Wenn die Deutschen anders einen Nationalcharacter haben; so ist die philosophische Ernsthaftigkeit unstreitig ein Hauptzug desselben. Bey unsern Nachbarn schäkern die Weltweisen, und bey uns bemühen sich die Harlekins um richtige Erklährungen, und so gar um richtige Erklährungen vom Lächerlichen.

„Aristoteles, führt unser Harlekin an, die„ser grosse Meister in allen Wissenschaften, wel-

„cher manchen Gedanken weggeworfen, worauf „nachher andere ganze Systeme gebauet, glau„bet, der Uebelstand ohne Schmerz würde „den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen er„schöpfen, und so oft ich an den Staatsmini„ster gedenke, welcher durch seinen, am unrech„ten Orte ausgehängten Hemdzipfel, den König„lichen Staatsrath mitten in seinen Berathschla„gungen über das Wohl Europens, zu lachen be„wog; so bin ich fast bereit, ihm recht zu ge„ben. Denn dieser Hemdzipfel war ein gewisser „Uebelstand ohne Schmerz. Allein ich finde „doch bey einer genauern Prüfung, welche Ci„cero bereits angestellet, eben nicht, daß dieser „Satz hinreichend sey, die ganze Lehre des Lä„cherlichen daraus abzuleiten. Denn nach mei„ner Logik heißt es: Omne principium debet „esse unicum, adaequatum & universale. Die „Grösse ohne Stärcke scheinet mir ein weit „fruchtbarerer Stamm zu seyn; wenigstens ist „mir noch nichts lächerliches begegnet, wozu ich „nicht den zureichenden Grund in diesem A ge-

„funden.

„funden. Ein Mann fält zur Erde, und neben „ihm stürzt ein Kind. Man lacht über den er„sten, weil man seiner Grösse Stärke genug zu„traute, um sich vor den Fall zu bewahren. „Letzteres im Gegentheil erweckt Mitleiden „Mikromegas, dieses Ungeheuer in der übertrie„benen Art, ist nicht lächerlich, weil er eine sei„ner Grösse angemessene Stärke besitzt. Allein „die durch seine Gegenwart geschwächte Grösse, „des gedemüthigten Alexanders und Newton rei„tzen zum Lachen.„

Vortreflich! Allein mein Herr Logikus! Omne principium debet esse unicum, adaequatum & universale; Suchen Sie mir also Ihre Grösse ohne Stärke in dem Bücherkrieg der feisten Mönche, beym Boileau, in dem Liebesantrag des Tartüfs, in dem gesunden Anblick eines eingebildeten Kranken, in der ganzen Aufführung des Menschenfeindes beym Moliere, oder in der falschen Andacht einer Bethschwester beym Gellert! Und wenn sie alle diese verschiedene

Bey-

Beyspiele unter ihre Definition gezwungen haben; so sehen Sie zu, ob Sie auch in dem Hemdzipfel des Staatsministers Grösse ohne Stärke finden können, denn der Königliche Staatsrath wird ihn vermuthlich nicht ganz ohne Ursache lächerlich gefunden haben.

Ernsthaft von der Sache zu reden: so scheinet mir die Erklärung des Verf. von weit eingeschränkterm Umfange als die Aristotelische. Ja, wo ich nicht irre: so ist sie völlig unter dieser begriffen, die Grösse ohne Stärke macht einen Uebelstand, der, wenn er ohne Schmerz ist, zum Lachen reizt. Der Mangel des Schmerzes ist auch nach der Erklährung des Verf. eine nothwendige Bedingung; denn, wenn der Mann, der zur Erde fällt, ein Bein zerbricht, so wird niemand lachen.

Es ist ferner nicht zu läugnen, daß die Dummheit, die der Verf. mit zur Grösse ohne Stärke rechnet, eine der reichsten Quellen des Lächerlichen

chen

chen sey. Die Dummheit bestehet hauptsächlich darin, daß eine handelnde Person sich in der Ausführung eines Vorsatzes, wie man zu sagen pflegt, selbst ein Bein stellet und die Hintertreibung desselben durch leicht zu vermeidende Mittel aus Einfalt befördern hilft. Der Verfasser hat wohl gesehen, daß er diese Quelle mit der seinigen vereinigen müsse, und führt sie deswegen als ein besonders Geheimnis seiner Familie an. Er nennt sie eine Grösse des Vorsatzes ohne Stärke des Geistes. Allein, mit seiner Erlaubniß; man ist nicht allemal dumm, wenn man einen grossen Vorsatz hat, ohne die Stärke ihn auszuführen. Aber es kommt hier nur auf die Stärke des Geistes an; — gut: lassen Sie uns untersuchen, ob der V. dadurch was sage. Zu einem grossen Vorsatze gehört schon ein grosser Geist, wenn dieser Geist seinen Vorsatz, ohnerachtet aller Schwierigkeiten behält, so ist er stark; läßt er sich durch die kleinsten Schwierigkeiten gleich abschrecken, so ist er schwach und folglich — verächtlich, aber nicht gleich lächerlich. Zu dem letztern gehört

hört unstreitig, daß er selbst Schuld an der Hintertreibung seines Vorsatzes werde; und daß diese Schuld an seinem Verstande liege. Ueberhaupt gehört auch nicht immer eine Grösse des Vorsatzes zur Dummheit. Der kleinste Vorsatz, der am leichtesten könte ausgeführt werden, und zu dessen geschwindester Hintertreibung der Handelnde die bequemsten Mittel durch den grösten Mangel an Vorsicht liefert, zeugt von der grösten Dummheit. Ein Mensch, der aus einem Kahn, der im Wasser steht, das Wasser auspumpen soll, und um desto eher fertig zu werden, ein Loch in den Boden des Kahns bohren will, ist unstreitig sehr dumm. Der Vorsatz ist klein, es gehört keine Stärke des Geistes dazu, ihn auszuführen, die nächste Absicht in diesem Falle, der sich würklich zugetragen hat, war dieser, sich die Mühe zu erleichtern: die übrigen Stücke der Erklärung wenden sich von selbst an. Bey dem allen gehört doch immer dazu, daß man durch die Dummheit des andern keinen Nachtheil leide; sonst erweckt sie Verdruß, aber kein Gelächter:

nur

nur alsdann erst, wenn die Empfindung des Nachtheils geschwächt ist und man überlegt blos den dummen Streich, ohne Rücksicht auf seinen Schaden, ist auch der beschädigte im Stande zu lachen.

Alles ernsthafte, sagt der V. zu Vertheidigung seiner Begriffe, ist stark und groß. Umgekehrt hat der Satz seine Richtigkeit, aber wie er ihn vorträgt, ist er nicht allgemein; denn in der verneinenden Entgegensetzung ist es falsch; „was „weder stark noch groß ist, ist poßirlich.“ Man lacht eben nicht über eine Milbe. Entweder zum Grossen oder zum Starken muß ein widriger Zusatz kommen, um daraus eine Mischung entstehen zu lassen.

Hutcheson fordert ausdrücklich zum Lächerlichen den Gegensatz des Ansehnlichen und Verehrungswürdigen, neben dem Verächtlichen und Geringschätzigen. Should it happen, sagt er, that in any object there appear'd a mixture

of

of these opposite forms or qualities, there would appear also another sense, of the ridiculous. — Things too of a quite different Nature from any human action, may occasion laughter, by exhibiting at once some venerable appearence, along with some thing mean and despicable. Ein neuerer Schriftsteller unserer Nation hegt von der Natur des Lächerlichen ganz besondere Gedanken, mit welchen ich Sie zu einer andern Zeit unterhalten werde.

Db.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 31. December 1761.

### Zweyhundert und siebenter Brief.

Wie verdroß es mich, als ich in dem zweyten Bande der Cronegkischen Schriften Einsamkeiten antraf! Einsamkeiten von allerley Gattung, in Reimen und in Hexametern, in sechs und wieder in zwey Gesängen, in Lehrgedichten und in Oden. O der verwünschte Schlendrian! — Zwar sind die Einsamkeiten eines Cronegks so öde nicht, als sie bey dem gemeinen Haufen der Dichterlinge zu seyn pflegen. Ein denkender Kopf nimmt allenthalben seine Seele mit, die seine Einsiedeleyen selbst gesellig macht. Sie finden hier und da vortrefliche Verse, neue Gedanken, manche angenehme Beschreibung; aber das Ganze? Hieran ist nicht zu gedenken. Man faselt mit dem schwermüthig scheinenden Dich-

Dichter von einer Grille auf die andere. Es sind Reverien, die kein Plan, kein Zusammenhang verbindet, und am Ende fragt man sich sehr oft vergebens; was habe ich gelesen?

Wollen unsere Dichter den Young nachahmen, warum borgen sie ihm blos die Manier ab, ohne Zeichnung, Ausdruck und Composition von ihm zu lernen? Der Engländer hat in seinen Nachtgedanken einen Stof wichtiger Weisheitslehren und tiefsinniger Wahrheiten, die er nach einem wohlgeordneten Plane verbindet, und in den reichsten Schmuck der Poesie einkleidet. Er hat dabey eine ihm eigene Manier, den allzuhäufigen Gebrauch der Hyperbol, dadurch er den Leser oft ermüdet, und ein düsteres Colorit, das man ihm gerne verzeihet, weil es seiner tiefsinnigen Seele so natürlich ist. Unsere Dichter misbrauchen die Hyperbol, und stellen sich trübsinnig; so glauben sie dem Engländer nachgeahmt zu haben. Wenn man noch eine scheinbare Ursach fände, warum sie so jämmerlich klagen? was sie so betrübt macht? Wie können wir ihre Schwermuth mit empfinden, wenn sie uns ohne Grund

zu klagen scheinen, wenn wir uns gar nicht für sie intereßiren?

Der Herr v. C. fängt seine gereimten Einsamkeiten an:

Dir schauervolle Nacht der heilgen Einsamkeit,
Dir, traurge Stille, sey mein zärtlich Lied geweiht!

— — — —

Hier, wo ich mich versenkt in meinem Schmerz verhülle,
Verdopple sich die Nacht! Ein mächtger Schauer rauscht,
Durch das erschrockne Thal, in dem kein Waldgott lauscht.

— — — —

Die Einsamkeit allein soll meine Klagen hören;
Sie berge meine Wuth und die erhitzten Zähren!
Es wird vielleicht in ihr mein reger Schmerz gestillt.
Dich seegn' ich, Einsamkeit; du bist des Grabes Bild!

Hierauf ladet er seinen Freund ein, mit ihm zu weinen und endlich auch die Schutzgeister;

Ihr, die ihr um mich schwebt, und wie soll ich euch nennen?
Ihr weinet selbst vielleicht, wenn Geister weinen können?

Und ist mein traurig Lied hierzu nicht alzu schwach.
Es weint uns noch vielleicht die Nachwelt fühlend
nach.
Doch was soll Nachwelt seyn? —

Hier verlieret sich der Dichter in Betrachtungen über die Eitelkeit des Nachruhms, und erst auf der sechsten Seite erfahren wir, daß die Entfernung von Zemiren, die Ursache sey, warum er selber weinet, und Freund, Schutzgeister und Nachwelt will *weinen lassen.* — Die reimlosen Einsamkeiten sind interessanter, doch wie gesagt, ihr ganzes Verdienst besteht in einzelnen Stellen, die ihre vorzügliche Schönheiten haben; das Ganze ist von keiner Erheblichkeit.

Lassen Sie uns indessen einem sonst guten Dichter diese Modesünde zu gute halten; Unsere dunkele Nacht- und Gräberpoeten haben die Stimme der Natur so sehr überschrien, daß ein junges Genie, indem es seine Kräfte übet, leicht verführt werden kan, dem grossen Haufen nachzugehen. Zu einer andern Stunde hat der H. v. C. das Lächerliche dieser seltsamen Mode sehr wohl

eingesehen. In seinem Lehrgedichte an Herrn U. heißt es:

Einst sang die Nachtigall; der Uhu war nicht weit,
Und sprach: dein künstlich Lied reizt nur zur Weichlichkeit.
Der Schäffer hört dein Lied: entzückt von deinen Tönen,
Sinkt er ganz schmachtend hin, im Arm von seiner Schönen,
Und küßt sie feuriger. Mich hört um Mitternacht
Der Weise, der allein bey später Lampe wacht.
Mein Lied tönt furchtbar schön, und mehrt der Nächte Schrecken,
Zu schwermuthvollen Ernst den hohen Geist zu wecken.
Quäl ich auch gleich sein Ohr; dis Quälen bessert ihn:
Und folglich ist mein Lied dem deinen vorzuziehn.
O gründlicher Beweis! die Rauhigkeit der Kehle
Macht bey dir dein Verdienst, antwortet Philomele.
u. s. w.

Unter seinen übrigen Lehrgedichten sind einige überaus schön. Seine Verse fliessen sanft, und doch nicht ohne poetisches Feuer. Er kennt die Welt, schildert feine Charaktere, hat moralische Einsichten, und was bey einem deutschen Dichter selten ist, Kenntniß der schönen Künste. Unter andern hat mich das Lehrgedichte, Gewohnheit und Natur, ungemein vergnügt. Der wahre Horazische Geist herrscht in diesem moralischen Gedichte. Es hat Plan und Ordnung, gründliche Betrachtungen, Charaktere, Salz und feine Satyre.

Wie schwehrlich lassen sich die Neigungen besiegen,
Die bey der Kindheit schon mit untilgbaren Zügen
Die rege Phantasey, die jeden Geist belebt,
In unser tiefstes Herz mit mächtgen Fingern gräbt.
Es gräbt ein junger Hirt in die noch weiche Rinde
Des jungen Ulmenbaums, den Namen der Celinde.

Der

Der werthe Name wächst zugleich mit seinem Baum,
Und auch wenn dieser fält, vertilgt die Zeit ihn kaum.
So wohnen unbekandt in unerfahrnen Seelen
Die Bilder jeder Lust, die sie sich künftig wählen.
Noch in der Wiege lag Alkmenens stolzer Sohn
Und seine zarte Faust erdrückte Schlangen schon.
Das Kind, das sonst erfreut nach Gold und Silber gafte
Und mit begierger Hand sein Obst zusammen rafte,
Das, was man andern gab, voll Neides angeschielt,
Mit Diebstahl nur gescherzt, und mit Betrug gespielt,
Sich aus Mistrauen nie, von seinem Schrank entfernet,
Das Kind, das keine Kunst so schnell, als Rechnen, lernet,
Dis Hofnungs volle Kind, Lavernens liebster Sohn,
Leiht izt auf zwölf pro Cent, und nennt sich Harpagon.

— — — —

Crispin, der starke Knab, der unbekandte Leute
Sogern mit Steinen warf, stets andern Kindern dräute,

Schrie schimpfte, hönisch that, voll Stolz und
Ueberdruß,
Crispin, der starke Knab, ist itzt ein Criticus. —

Hm! daß Sie hier denken, wenn der Dichter Recht hätte; wie mancher von meinen Freunden müßte einst ein starker Knabe gewesen seyn? — Wer weis? Wenn sie auch gleich nicht mit Steinen nachgeworfen; so können sie doch vielleicht sehr früh einem schlechten Dichter nachgerufen haben:

Strike him! *he has* made bad verses! * —

Nachdem der Dichter verschiedene Charaktere von dieser Seite betrachtet, fährt er fort:

Was nutzt uns der Verstand, wenn ihn das
Herz betrüget;
Und wenn ein Augenblick Entschliessungen besieget,
Die lange Jahre durch, nach vielem Fleiß und
Müh,
Der Weise sich gefaßt: Natur verstummet nie.
Ein einzger Wink von ihr ist mehr, als alle Gründe:
Denn die Vernunft spricht gut und die Natur
geschwinde.

Ein

* S. Shakespear's Cæsar.

Ein wahrer philosophischer Gedanke! Die Geschwindigkeit, mit welcher die angebohrnen Neigungen würken, macht, daß sie sehr oft der Vernunft zuvorkommen, deren Gründe, so überzeugend sie auch sind, erst langsam nachfolgen, und zu spät vermahnen. —

Fast alle gleichen wir, troz Regeln und Verstand,
Dem spielenden Gargill, dem lehrenden Cleanth.
Wir sehn der Tugend Bahn; wir wollen sie beschreiten,
Und lassen uns dennoch von den Begierden leiten.
Der Irrthum macht uns stolz, die Menge reißt uns hin:
Mehr als die Tugend selbst thut oft der Eigensinn:
Kurz, wir sind, seit Saturn das Regiment verlohren,
Sehr theoretisch klug, und practisch sind wir Thoren.

Ich glaube, diese Stellen werden Sie begierig genug machen, das ganze Gedicht zu lesen, und sodann werden Sie auch Günthers Schatten, das Glück der Thoren, überhaupt die ganze kleine Sammlung von Lehrgedichten mit Vergnügen

genügen lesen, nur das nichts bedeutende prosaische Ding nicht, das die Herausgeber, ich weis nicht warum, am Ende der Lehrgedichte hingesetzt haben.

Noch finden Sie zwey Bücher, Oden und Lieder, auch vermischte Gedichte, aber wenige gute Stücke, die unter einer Menge von mittelmäßigen vergraben liegen. Die mehresten sind vermuthlich jugendliche Versuche des Dichters, die unter seinen Papieren gefunden worden sind, und in den Augen seiner Freunde vielleicht einigen Werth haben können. Für den Ruhm des Herrn v. C. aber wäre es unstreitig besser gewesen, wenn die Herausgeber mehr die strenge Critik, als die nachsehende Freundschaft hätten wählen lassen. Das einzige Gedicht, der Krieg, das zu Anfange des gegenwärtigen Krieges besonders herausgekommen, und sich hier in der Menge fast verlieret, ist mehr werth, als alle die Lieder mit den Refreins; Ich weis nicht wie; Ich weis nicht was; die Zeit wirds lehren;

Das

Das weis ich schon; das ist schon wahr u. s. w., davon das zweite Buch der Oden und Lieder fast ganz voll ist. Wir haben im Deutschen eine eckelhafte Menge von dergleichen Liedern, und zum Unglück haben sie fast alle denselben Schnitt, dieselbe Wendung. Man siehet weder Anfang noch Ende, man kan die letzte Strophe zuerst, und die erste zuletzt lesen; man kan hinzusetzen und davon nehmen so viel man will. Kurz, es sind poetische Caprizen, denen der erste Einfall einigen Werth gab, davon man aber nur sehr wenige haben muß, wenn sie gefallen sollen.

Lassen sie mich meinen Brief mit denselben Versen beschliessen, mit welchen der Herr v. Cronegk sein Leben, und die Herausgeber seiner Schriften, ihre Vorrede beschlossen. Er schrieb sie auf seinem Krankenbette an einen Feund:

Wenn sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht;
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kanst du sprechen,

Der

Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuldiger Musen Scherz geweiht.
Hät' ihm die Parce längres Leben.
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen,
Und dis erträgt er ohne Schmerz;
Doch sollte sie sein Herz recht kennen
So schätzte sie gewiß sein Herz.

K.

Ende des zwölften Theils.